

Mario Leis

# **Sport in der Literatur**

Aspekte ausgewählter Sportmotive im 20. Jahrhundert

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Grades eines Doktors  
des Fachbereichs Sprach- und Literaturwissenschaften  
der Universität-Gesamthochschule Siegen

Siegen: Dezember 1998  
Tag des Rigorosums: 14. April 1999

Paret starb, während er noch auf seinen Füßen stand. Als er diese achtzehn Schläge einsteckte, geschah etwas, was jeden Zuschauer traf, der sich in psychischer Reichweite befand. Ein Teil seines Todes erreichte uns. Man fühlte ihn in der Luft. Er hing noch in den Seilen, gefangen wie zuvor, er hatte ein halbes, bedauerndes Lächeln im Gesicht, als ob er sagen wolle: „Ich wußte nicht, daß ich schon jetzt sterben würde“, und dann, mit zurückgeworfenem Kopf, aber immer noch aufrecht, kam der Tod über ihn. Er starb. Er sank zu Boden, sehr langsam, langsamer, als je ein Boxer zu Boden gegangen ist, er sank wie ein großes Schiff, dessen eines Ende untergeht und das Sekunde für Sekunde in sein Grab gleitet. Als er zu Boden glitt, hallten einem die Schläge Griffiths noch im Kopf, wie eine schwere Axt, die in einiger Entfernung auf einen nassen Block hackt. (Norman Mailer: *Ten Thousand Words a Minute*)

## **Inhalt**

Kollisionen – es „stieben nicht die schlechtesten Funken“ .....	6
Anlaufschwierigkeiten – „Ein neuer Zauber ist in die Welt gefahren“ .....	10
Turnen – „Frisch, frey, fröhlich und fromm“ .....	27
Krieg – „Nationale Durchglühung des Sports“ .....	45
„Von den Freuden der Pflicht“ oder: „Niemand spielt die erste Geige“ .....	68
Sport und Arbeit – „Die Hölle in einem Spiegel, dazu noch lusterfüllt“ .....	84
Tödlicher Agon – „Man this is the closest I've ever been to dying“ .....	97
Zuschauersport – „Hör sie gröhlen, deine Brüder in Christo“ .....	116
Goethe oder: „Impertinentes Fleisch“ .....	134

Sport oder Liebe – „Wer möchte sich für eine rucksacktragende Venus begeistern?“ .....	154
Weltausgrenzung – die „Glaswand des Sports“ .....	180
Abgesang – „I DID IT!“ .....	198
Literaturverzeichnis.....	207
<i>Primärliteratur</i> .....	207
Prosa.....	207
Lyrik.....	216
Hörspiel/Schauspiel.....	221
Anthologien.....	222
Essayistisches und Journalistisches.....	224
Kulturkritisches: Philosophie, Psychologie, Medizin, Literatur, Religion.....	228
<i>Sekundärliteratur</i> .....	230

# Hinweis

Die vorliegende Dissertation ist auch im Lang-Verlag, Frankfurt in Buchform erschienen.

**Danksagung:** Besonderen Dank bin ich Prof. Dr. Karl Riha (Universität-GH Siegen), der die Arbeit in jeder Phase unterstützte, schuldig. Auch dem Land Nordrhein-Westfalen möchte ich für die Förderung nach dem Graduiertenförderungsgesetz NW (GrFG-NW) danken.

© beim Verfasser

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verfassers unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

## Kollisionen – Es „stieben nicht die schlechtesten Funken“<sup>1</sup>

Beginnen wir mit einigen Fehleinschätzungen. Die erste stammt von Alfred Andersch: „Heutzutage interessiert sich kein Schriftsteller mehr auch nur im entferntesten für den Sport als Motiv oder den Sportler als Helden. [...] Das Dürre und Zweckhafte [...] können kein Milieu für Künstler und Intellektuelle bilden.“<sup>2</sup> Zu einem ähnlichen Resultat kommt auch Marcel Reich-Ranicki. Sport und Literatur verhielten sich wie zwei „feindliche Brüder“, sie seien inkommensurabel, weil der Sport „ungleich einfacher, primitiver, oberflächlicher, direkter“<sup>3</sup> sei als die Literatur. Es fehlt ihm angeblich, so auch Gerhard Krug, an Vielschichtigkeit. Sport ist „psychologisch nicht trüchtig [genug], er fesselt den Leser nicht intellektuell wie die Gespräche zwischen Settembrini und Naphta in Thomas Manns 'Zauberberg'“.<sup>4</sup> Ein weiterer Einwand gegen die literarische Hoffähigkeit des Sports formuliert die Problematik noch drastischer: „Wem Sport 'am Herzen liegt', der sucht ihn auf Plätzen und Wassern, nicht auf dem Papier, der sucht ihn in der Wirklichkeit, nicht in der 'Dichtung'. Denn er ist Gegensatz zur Dichtung, Feind des Papiers.“<sup>5</sup> Papier scheint als Medium, in das der Sport eingeschrieben wird, untauglich zu sein, denn die Literatur verschiebt die lebensweltliche Eindeutigkeit<sup>6</sup> der sportlichen Tätigkeiten in einen unendlichen Interpretationshorizont: „Jeder Sieg auf dem Papier ist einer, den man nicht beweisen kann. [...] Ein Boxkampf ist einfach; und wenn einer am Boden liegt und nach zehn Sekunden noch nicht wieder auf den Füßen ist, gibt es auch keine hermeneutischen Probleme.“<sup>7</sup> Diese Schwierigkeiten tauchen zwangsläufig bei der Verschmelzung von Sport und Literatur wieder auf. Das liegt an den gesellschaftlichen und kulturellen Vorgaben, – sie können nicht unterlaufen werden. Körperliches und Geistiges überschneiden sich auf höchst komplexe Weise. An beiden können wir direkt wenig beobachten, wir „sind daher gezwungen, geschichtliche Prägnanzformen menschlicher Selbstinszenierung auszubilden [...]. Zu solchen Prägnanzformen zählen all die historischen Organisationen der Sinnlichkeit, und das heißt auch Wettkampf, Leibesübungen, Spiele, schließlich Sport. Zu ihnen rechnen wir aber auch die Schattenrisse solcher Formen in der Literatur. [...] Daraus folgt: Was im engeren Sinne als Spiel oder Arbeit erfahren wird, das hängt von den Beziehungen gesellschaftlicher und körperlicher Systembildungen ab.“<sup>8</sup> Sport und Literatur, als Prägnanzformen verstanden, sollten also – je nach Stand der körperlichen und gesellschaftlichen „Systembildungen“ – kontextabhängig diskutiert werden. Die „Schattenrisse“ der Sinnlichkeit, die in den

---

<sup>1</sup> Torberg, Friedrich, 1990, 125.

<sup>2</sup> Andersch, Alfred, 1960, 14.

<sup>3</sup> Reich-Ranicki, Marcel, 1964, 12.

<sup>4</sup> Krug, Gerhard, 1972, 174.

<sup>5</sup> Matzke, Frank, 1930, 146f.

<sup>6</sup> Yoyce Carol Oates weist in ihrem Essay *Über Boxen* auf diese Eindeutigkeit hin, wenn sie schreibt, daß jeder Boxkampf „eine Geschichte – ein einzigartiges und bis zum Äußersten verdichtetes Drama ohne Worte [sei]. Boxer setzen eine Art absoluter Erfahrung in die Welt“. (Oates, Yoyce Carol, 1988, 11.) Der Kampf gerinnt für den Boxer zu der kompaktesten Wirklichkeitsverdichtung, die überhaupt möglich sei; das Resultat des Wettkampfs sei unwiderruflich eindeutig: „In keinem anderen Sport geschieht so viel in einer so kurzen Zeitspanne – und so Unwiderrufliches.“ (Ebda., 15.)

<sup>7</sup> Reemtsma, Jan Philipp, 1995, 15.

<sup>8</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1986, 9f.

unterschiedlichsten literarischen Gattungen auftreten, implizieren zwangsläufig kulturelle und gesellschaftliche Sinnangebote, sie werden Aufschlüsse über die Funktionen der hier analysierten Texte geben. Sport kann allerdings innerhalb der mehr oder weniger legitimationsfreien Literatur die gesellschaftlichen und kulturellen Systeme abhängen, – er bremst seine ursprünglich leistungsflankierten Sinnpotentiale aus und öffnet sich neuen Interpretationshorizonten. Solch ein Verfahren ist vor allem im 20. Jahrhundert möglich. Im Saeculum zuvor war es dagegen, bis auf einige Ausnahmen, zu problematisch, Sport sinnvermittelnd zu literarisieren. Das liegt in der Regel an der Funktion, die der Literatur zugesprochen wurde, denn wenn „es zutrifft, daß die Literatur zumindest bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein ihrerseits mit Versuchen der Sinnkompensation gesellschaftlicher Defizite beschäftigt ist, dann hat der Sport als Medium auch literarisch interessanter Erfahrungen erst einmal ausgespielt.“<sup>9</sup> Sport, der gesellschaftlich hochgradig vereinnahmt ist, bietet den *kompensierenden* Literaten kein attraktives Material, um der durchrationalisierten Gesellschaft zu entfliehen. Sein sozialer Kontext setzt zu harte Grenzen. Die Lage entspannt sich jedoch am Ende des 19. Jahrhunderts, als die Gesellschaft, und in ihrem Windschatten die Literatur, ihre Sinnparameter modifiziert. Die „Literatur [wird nun] von der Aufgabe vermittelnder, gesellschaftlich möglichst konsensfähiger Sinnproduktion entlastet, so wird auch die literarische Sportdarstellung für neue Möglichkeiten freigesetzt.“<sup>10</sup> Deswegen kann getrost behauptet werden, daß Sport mit kulturellen und gerade auch mit literarischen Leitbildern mithalten kann:

„Sport gegen Literatur – Halbzeitstand 0:0  
Richtiger Typ: X.“<sup>11</sup>

Das „X“, das es nun zu entschlüsseln gilt, kann verständlicherweise nicht auf eine Minimalformel reduziert werden. Komplexitäten müssen deswegen entwickelt und analysiert werden. Erkenntnisleitend ist dabei vor allem die Auswertung und Ausdeutung der Primärtexte. Entgegen dem gängigen Vorurteil gibt es eine Vielzahl von Sportliteratur, sie wurde aber, wie Siegfried Lenz zu Recht feststellt, zu oft „übersehen, übersprungen, verschmäht.“<sup>12</sup> Diese „Nichtbeachtung“ wäre, so Lenz, nicht erwähnenswert, wenn der Sport „seiner selbstgegebenen Verfassung“<sup>13</sup> treu geblieben wäre: „ein freies, durch Regeln bestimmtes Spiel, ein Erlebnis von schöner Zwecklosigkeit und, vor allem, das Gegenteil des Ernstfalles.“<sup>14</sup> Seine Jungfräulichkeit verliert der Sport aus mehreren Gründen: „von Ideologie durchsäuert, als Profitquelle erschlossen, politisch indoktriniert und militärisch in Anspruch genommen als Übung für den Ernstfall, ist der Sport längst zu einer Erscheinung geworden, die nicht nur über Mythen und Moral einer Gesellschaft Auskunft gibt, sondern auch dem Problemverlangen der Literatur die vielfältigsten Angebote macht. Aus einem Phänomen von braver

---

<sup>9</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 294.

<sup>10</sup> Ebda., 296.

<sup>11</sup> Podgorski, Teddy, 1986, 95.

<sup>12</sup> Lenz, Siegfried, 1997c, 484.

<sup>13</sup> Ebda.

<sup>14</sup> Ebda., 485.

Eindeutigkeit hat sich eine ambivalente, widerspruchsvolle, von mächtigen Interessen und Neurosen verdunkelte Teilwelt entwickelt, die allein an die Soziologie zu delegieren ich nicht für ausreichend halte.“<sup>15</sup> Die Literaturwissenschaft kann hier Hebammendienste leisten, weil sie im Gegensatz zur Soziologie „von der Aufgabe vermittelnder, gesellschaftlich möglichst konsensfähiger Sinnproduktion entlastet“<sup>16</sup> ist. Der Sport unterstützt die Literatur und umgekehrt. Vor allem in der Kunst ist es möglich, das Verhältnis zwischen Sport und Literatur, also auch zwischen Körper und Geist, auszubalancieren: „Einzig wo die Sprache sich Biotopen gebildet hat, also vielleicht in der Sprache der Kunst und der Dichtung, [...] scheint es möglich zu sein, die alten Verbindungen zwischen Körper – Geist – Seele zu erkunden und zum Ausdruck zu bringen, wenn auch zunächst nur in einer bewußten Fortschreibung der negativen Tendenzen oder in deren Verfettung und Verfilzung. Die Kunst verwaltet die Reliquien des Zusammenhangs. Sie durchsticht die entzündeten Wände der Spezialisierung“.<sup>17</sup> Diese Wunde kann in der Tat durchstoßen werden, denn in der Literatur überschneiden sich die unterschiedlichsten Sport- und Körpersemantiken auf die vielfältigste Weise. Diese Funktionszuteilungen ergeben sich aus einem Gemisch von Stoff- und Motivvorgaben, den Eigengesetzlichkeiten der Medien und den soziokulturellen Prägnanzformen. Es handelt sich um ein Konglomerat, das sich synchron wie diachron vielgestaltig spezifiziert und dementsprechend beweglich ist. Das Interesse an diesen spezifischen Präferenzen, Häufungen, Rückgängen und Ausfällen von Sportmotiven – und die Regulierungen zwischen diesen und den soziokulturellen Mentalitäten – bildet den erkenntnisleitenden Hintergrund nachfolgender Studien.

Einige Bemerkungen zum weiteren Vorgehen seien hier angedeutet. Der Anspruch, über das Verhältnis von Sport und Literatur im 20. Jahrhundert zu schreiben, zwingt zu einer, wie könnte es auch anders sein, fragmentarischen Vorgehensweise. Damit kommt man sehr weit. Roland Barthes gibt den einzuschlagenden Weg vor: „In Fragmenten schreiben: die Fragmente sind dann wie Steine auf dem Rand des Kreises“.<sup>18</sup> Eine Organisation ist nach Barthes möglich, auch wenn der gesamte Umfang des Themengebietes nur angedeutet werden kann, denn „das Fragment ist wie die musikalische Idee eines Zyklus [...], jedes Stück ist sich selbst genug, und dennoch ist es immer nur der Zwischenraum der Nachbarstücke“.<sup>19</sup> Grundlagentheoretisch können Fragmente in den Status des konstitutiven Teils eines bestimmten Ganzen transformiert werden. Zwar ist ein Fragment „sich selbst genug“, aber seine Funktion als Nachbarstück und Zwischenraum impliziert, wie sich zeigen wird, zwingend eine Wahlverwandtschaft der einzelnen Elemente. Das ausgewertete Textmaterial unterstützt diese Vorgehensweise: Während der Lektüre stellte sich heraus, daß bestimmte Themenkomplexe und Motive – etwa Turnen, Zuschauer, Liebe und Krieg – auffallend häufig verhandelt werden. Aus der Menge des Materials konnten so mehrere *Motiv*kapitel, die sich geradezu aufdrängten, gebildet werden. Jede Sequenz erzählt dann mehr oder weniger

---

<sup>15</sup> Ebda.

<sup>16</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 296.

<sup>17</sup> Schenkel, Elmar, 1993, 18.

<sup>18</sup> Barthes, Roland, 1978, 101.

<sup>19</sup> Ebda., 103.

chronologisch *seine* Geschichte. So wird die Entwicklung der Sportliteratur in elf Textblöcken jeweils unter einem bestimmten Blickwinkel erforscht. Diese breite Streuung bewahrt vor Einseitigkeiten und führt dazu, daß der Barthes'sche Kreis aus unterschiedlichen Perspektiven weiträumig abgedeckt wird. Innerhalb der vorgestellten Geschichten fällt zusätzlich eine Motivauflockerung auf. Wurde etwa das Turnen in seinen Anfängen massiv deutschnational strapaziert, so kommt es im Laufe des 20. Jahrhunderts zu Entspannungen, – ideologische Vereinnahmungen treten immer weiter in den Hintergrund. Dem Auflockertrend wurde, soweit es möglich war, in der Anordnung der Texte Rechnung getragen. Der geschichtliche Durchgang beginnt, nachdem die „Anlaufschwierigkeiten“ des Sports diskutiert wurden, mit dem Turnkapitel, weil Turnen trotz rudimentärer Entspannungen am konservativsten in den kollektiven Mentalitäten verankert ist. Das gleiche gilt für die Kriegssequenz. Im abschließenden Kapitel kommt der Sport dann ohne allzu ernstgemeinte weltanschauliche Attitüden aus. Die Auflockertendenz innerhalb der Texte sowie ihre spezifische Anordnung entspricht in etwa der Emanzipation des Sports im 20. Jahrhundert.

## Anlaufschwierigkeiten – „Ein neuer Zauber ist in die Welt gefahren“<sup>1</sup>

Heute kann man wissen, daß Sport ein Kulturphänomen ist. Er hatte es nicht leicht in unserem Jahrhundert, bis er als anerkannter Kulturträger akzeptiert wurde: Zunächst gilt es für die Entwicklung des modernen Sports, antike und bildungsbürgerliche Selbstverständlichkeiten abzarbeiten oder auf neue Weise zu integrieren. Konnte Pindar in seinen *Olympischen Oden* den Wettkampf noch in die Nähe zum Göttlichen denken,<sup>2</sup> so wird diese mythenrätliche Verbindung im Laufe der folgenden Jahrhunderte abgeschliffen und trivialisiert. Lord Byron, der selbst ein engagierter Sportler war, stellt in seinem Gedicht *Written after swimming from Sestos to Abydos* (1810)<sup>3</sup> diese Wachablösung pointiert dar. Die Geschichte ist bekannt: Hero und Leander, ein antik-alexandrinisches Liebespaar, kommen zu Tode. Leander durchschwimmt nachts in steter Regelmäßigkeit den Hellespont von Abydos zu der geliebten Hero nach Sestos. Als die wegweisende Fackel in einer stürmischen Nacht erlischt, ertrinkt er. Sie erblickt am Ufer seine Leiche und stürzt sich, von Trauer überwältigt, von einem Turm herab, um im Tod mit ihm vereint zu sein. Dieses Motiv übernimmt Byron und stellt es seiner eigenen, allerdings höchst trivialen Leistung gegenüber: Er durchschwamm zusammen mit Leutnant Ekenhead im Mai 1810 den Hellespont, dabei betrug der zurückgelegte Weg, von der starken Strömung verlängert, nach Byrons Angaben etwa vier englische Seemeilen. Leander dagegen mußte weitaus mehr erdulden und leisten: „If when the wintry tempest roar'd/He sped to Hero, nothing loth“. Um an ihrer Seite zu liegen, kämpft er sich durch den lebensgefährlichen Wintersturm. Byron dagegen macht sich über den eigenen Versuch, antike Selbstverständlichkeiten in Form eines modernen Kraftaktes zu aktivieren, nur noch lustig: „For *me*, degenerate modern wretch,/Though in the genial month of May,/My dribbling limbs I faintly stretch,/And think I've done a feat to-day.“ Der moderne Weichling erkennt mit souveräner Selbstkritik, daß er diesen Gewaltakt nur um des Ruhmes willen vollbracht hat, der andere dagegen, Leander, büßt alles ein: „T were hard to say who fared the best:/Sad mortals! thus the Gods still plague you!/He lost his labour, I my jest:/For he was drown'd, and I've the ague.“ Der antike Sportsmann stirbt einen mythologischen Tod, der moderne bekommt lediglich Fieber.

Diese Bedeutungsverschiebung setzt sich vor allem seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mit der Installierung des modernen Sports in massiver Weise durch. Der Sport besitzt vorerst kein Eigenrecht, er fällt, so Musil, in „ein Vakuum“, von dem man „eigentlich nicht recht [weiß], was sich da stürzt, aber alle reden davon, und so wird es wohl etwas sein“.<sup>4</sup> Scheinbar formlos fällt der Sport in ein Leerstellen-Chaos, – diesem Schicksal kann er jedoch entgehen, weil er Kompromisse mit den arg strapazierten Gesellschafts- und Kulturvorgaben eingeht, so kann er schrittweise erfolgreich in der Bevölkerung arretiert werden. Von solchen Anlaufschwierigkeiten geplagt, erhält Sport zunächst den Status einer „Übergangsse-

---

<sup>1</sup> Brunner, Paul/Groller, Balduin/Lainig, Victor von, 1899, 229.

<sup>2</sup> Vgl. Nebel, Gerhard, 1961, 73.

<sup>3</sup> Byron, George Gordon, 1980, 281f.

<sup>4</sup> Musil, Robert, 1978e, 691.

*mantik*“.<sup>5</sup> Dieser Zustand ist alles andere als problemlos. Torberg erkennt diese Kollisionen treffsicher, wenn er schreibt, daß „nicht die schlechtesten Funken [stieben], wenn der Sport mit diesen scheinbar sportfremden Provinzen des untergehenden Abendlandes zusammenstößt.“<sup>6</sup> Aber gerade durch diese Reibungen kann Sport die Ebene der „*Übergangsemantik*“ sukzessiv überwinden, denn „deren eigene Funktion [ist] dadurch bedingt [...], daß sie noch nicht alles weiß. Sie sucht und ermöglicht Traditionsanschlüsse, die eine Weile vorhalten, sich dann aber als entbehrlich erweisen. Das ermöglicht es, Neuerungen schrittweise zu prozessieren und die Traditionszusammenhänge so zu variieren, daß schließlich eine sehr tiefgreifende Änderung [...] entsteht.“<sup>7</sup> Nachdem Mythos und Metaphysik, so Günter Hagedorn,<sup>8</sup> zu den Akten gelegt wurden, tritt der Sport auf die gesellschaftliche Bühne „unserer Kunstgegenwart“, die „ganz und gar ins Irdische eingekehrt“ ist. Zunächst führt er ein Parasitendasein im Schatten der industriellen Revolution. Die neu „gewonnene Überschuß-Freizeit“ bietet dem Sport genügend Raum, um auf unterschiedlichste Art und Weise von den Bürgern funktionalisiert zu werden. Sport wird allerdings erst richtig interessant, wenn er aus der eindimensionalen Umklammerung des technischen Fortschritts entlassen wird und selbst eine fortschrittsträchtige Kehre vollzieht. Bevor jedoch der Sport endgültig „Schürfrechte im Alltag“ erwerben konnte, bevor er als mehr oder weniger autonomes System in der Gesellschaft arretiert wurde, sind einige Hindernisse zu überwinden. Sport, ins „Irdische eingekehrt“, mußte sich, als er um 1900 als Massenphänomen auftrat, vorerst mit den traditionellen Wissensbeständen auseinandersetzen.

Kultur, zu der Sport zunächst selbstverständlich nicht mitgerechnet wurde, war für die meisten noch ein auratischer Bezirk, der vor allem in Kunst, Philologie und Philosophie verankert war. Ein Einblick in das humanistische Gymnasium am Ende des vergangenen Jahrhunderts veranschaulicht diese kulturell-sportiven Differenzen. Tibor Déry erinnert sich an seine Schulzeit: „Gute Turner hatten einen schlechten Leumund beim Lateinprofessor, und wer Bock und Reck beherrschte, galt für verrucht. Fußball war fast gleichbedeutend mit Kartenspiel oder verbotener Liebe; [...] Der Turnlehrer grüßte die Herren Kollegen weit vorgebeugt mit inferiorem Schwung. [...] Das Zeitalter roch nach Pomade, Hauskost mit viel Einbrenne und einer penetranten Verehrung von Dichtern und Musikern; Dinge, die der freien Entwicklung des Körpers hinderlich sind.“<sup>9</sup> Kultur und Sport markieren also strenge Grenzen. Der Körper wird lediglich als Hindernis, als Stolperstein für die kulturellen Spitzenwerte verstanden. Die Akzeptanz, die der Sportler einfordert, wird von den Vertretern

---

<sup>5</sup> Luhmann, Niklas, 1993, 83.

<sup>6</sup> Torberg, Friedrich, 1990, 125.

<sup>7</sup> Luhmann, Niklas, 1993, 83f.

<sup>8</sup> Er beschreibt die Entwicklung des modernen Sports wie folgt: „Zwischen den panhellenischen Spielen [...], dem Diskuswerfer aus Athen und unserer Kunstgegenwart [...] ging uns der Mythos und ein gutes Stück des Jenseits, die Metaphysik verloren. Wir sind ganz und gar ins Irdische eingekehrt. [...] In dieser Zeit ist der Sport auf dem Vormarsch, [...]. Vormalig benötigte er die industrielle Revolution, den technischen Fortschritt, die evolutionär gewonnene Überschuß-Freizeit wie ein Parasit die Wirtspflanze als Transporter. Jetzt steigt er um. Er vollzieht eine dialektische Kehrtwende. Das Kind holt seinen Vater ein. Der Sport selbst erzeugt Fortschritt. Er hat längst schon Schürfrechte im Alltag.“ (Hagedorn, Günter, 1965, 49f.)

<sup>9</sup> Déry, Tibor, 1932, 388.

der Kulturhoheiten<sup>10</sup> massiv abgebremst. Sport tritt als Fremdkörper auf die altherwürdige bildungsbürgerliche Bühne. Ihre Vertreter, das politisch weitgehend machtlose Bildungsbürgertum, grenzen sich, beladen mit den geheiligten Wissensschätzen der europäischen Tradition, gegen die sogenannten Ungebildeten ab. Abschottungspamphlete werden aus Überlebensgründen massenhaft formuliert, – Sport wird als barbarischer Feind definiert. Auf Dauer können diese Abgrenzungsversuche jedoch nicht durchgehalten werden. Denn der Versuch, die humanistischen Altlasten auf eine bildungsgesättigte Weltanschauung hin zu transzendieren, gelingt nicht, weil das gesamte semantische Potential wegen seiner eigenen normativen Vorgaben nicht flexibel genug ist, um auf die hochgradig temporalisierte Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen innerhalb der gesellschaftlichen Evolution innovativ zu reagieren. Diese Flexibilität wäre aber nötig gewesen, um das von Musil diagnostizierte „Vakuum“ sinnvermittelnd zu kompensieren.

Gunter Gebauer<sup>11</sup> erkennt die aussichtslose Lage der kulturellen Spitzenvertreter, der Paradigmenwechsel ist nicht mehr umkehrbar: Konnte vom 18. bis ins 19. Jahrhundert hinein die Kunst „den Handlungsspielraum oder die Handlungsmöglichkeiten des Individuums“ darstellen, also „in der Zeit, in der sich das Bürgertum die gesellschaftliche Führungsposition erkämpft hat“, so sind heute die „Geschichten des Sports [...] damit befaßt, das Vakuum, das die Kunst zurückgelassen hat, auszufüllen.“<sup>12</sup> Diese Wachablösung erstreckt sich über mehrere Jahrzehnte hinweg. Tibor Déry bringt es auf den Punkt: „Es gab noch wenig Leute, die der Meinung waren, daß die Frauenfigur der Fortuna einherrollt, und keinen, der Mädchenbrüste mit Tennisbällen verglich. Als die Kunde von England kam, daß es für die Entwicklung des Geistes, also der Geschäfte, nicht unbekömmlich sei, den Körper auch unterhalb der Gürtellinie täglich mit kaltem Wasser abzureiben, gab es ein allgemeines Kopfschütteln, wie bei Erfindung der Dampflokomotive. Der zart rosafarbene Schleier einer unhygienischen, aber milden Weltanschauung bekam von der Nachricht ein Loch wie von einem Messerhieb. Es war der Anfang des Endes der humanistischen Idee.“<sup>13</sup> Das allgemeine

---

<sup>10</sup> So etwa auch in Friedrich Torbergs Roman *Die Mannschaft* (1935). Der Knabe Harry wird von seinem „Onkel Geheimrat“ – um die Jahrhundertwende – gemaßregelt, weil er Fußball spielt: ‚mir altem Mann darfst du ruhig glauben: dies alles, wofür ihr jungen Leute euch da so schrankenlos begeistert, ist eine Entartungerscheinung, ist eine Form der gleichen verderblichen Triebe, die solches Unglück über uns gebracht haben – du selbst, mein Junge, hast ja leider Gottes dein Teil wegbekommen.‘ Aufmerksam lauschte Harry, nicht so sehr mit Verständnis wie mit wohliger Angst: denn der Großoheim geriet in eine imposante und machtvoll gebändigte Erregung, daß die gelblichen Enden seines Schnauzbartes leicht mitzitterten bei den folgenden Worten. Von Verrohung sprach er und von Verrottung, von brutalen Masseninstinkten und von Hemmungslosigkeit ...“ (Torberg, Friedrich, 1968, 84f.)

<sup>11</sup> Ähnlich argumentieren auch Musil und Kasack: „Der Spieltrieb, einst für die Kunst in Anspruch genommen, befriedigt sich heute im Sport.“ (Musil, Robert, 1976a, 815.) – „Der Einzelne setzt sich heute weniger mit der Idee als vielmehr mit der Wirklichkeit auseinander; was den parallelen Ausdruck darin findet, daß der Welt des Geistes heute eine Welt des Körpers als gleichberechtigt gegenübersteht. Im Sport findet die Erneuerung der Vitalität ihren allgemeinen Ausdruck. Dieser Erneuerungsprozeß des Lebensgefühls, das sich eben intensiver als Gemeinschaftsgefühl zu 'leben' ausdrückt, ist eine Reaktion auf überlebtes und klischierte Bildungstum, eine Reaktion auf Verfall und Vergreisung des kulturellen und gesellschaftlichen Systems.“ (Kasack, Hermann, 1928, 557f.)

<sup>12</sup> Gebauer, Gunter, 1983, 130.

<sup>13</sup> Tibor, Déry, 1932, 388.

Kopfschütteln der gebildeten Geister kann das Ende „der humanistischen Idee“ allerdings nicht mehr aufhalten, denn genauso wie die „Dampflokomotive“ zu einem zentralen Hilfsmittel der Gesellschaft wurde, so wird es auch der Sport. Diese Dynamik ist nicht mehr zu bremsen. Musil diagnostiziert folgerichtig, daß die unterschiedlichen gesellschaftlichen und kulturellen Semantiken gleichrangig verhandelt werden:<sup>14</sup> „Dann die Liebe. Die Vereine. Die Hühnerzucht. Das Schwergewichtsheben. Den Fußball. Das Tennis. Die Politik. Die Heilsarmee. [...] Genies des Fußballrasens. Genies, welche der Pflege des Stallmistes u. der Jauche neue Wege gewiesen haben. Körperkulturelle Genies. Genies der Empormenschlichung. Der tatwältigen Könnensschwebung.“<sup>15</sup> Diese Durchmischung der unterschiedlichsten Bereiche ermöglicht es, daß Sport den Status der „Übergangsemantik“ überwindet, – jetzt wird er folgerichtig als modernes und erfolgreiches funktionales Element<sup>16</sup> diskutiert.

Ortega y Gasset gehört zu den wenigen Philosophen, die den Sport ernst nehmen. Er diagnostiziert 1923 in seinem berühmten kulturpolitischen Essay *Die Aufgabe unserer Zeit* die Lage wie folgt: „Die schwere Krisis der gegenwärtigen abendländischen Geschichte fortdeuten zu wollen, ist vergebliche Mühe. Die Symptome sprechen zu laut; [...] Immer größere Bereiche der europäischen Gemeinschaft werden nach und nach von der seltsamen Erscheinung erfaßt, die wir 'vitale Richtungslosigkeit' nennen könnten.“<sup>17</sup> Ortega verzichtet – im Unterschied zu den deutschen Kulturkritikern – auf großangelegte hermeneutische Ausdeutungen der Problemgeschichte, zwar registriert er die „vitale Richtungslosigkeit“, aber er vermutet, daß man diese nicht durch neue, abstrakte Interpretationsangebote abfangen kann. Keine Zeit ist zu verlieren, denn in einer Welt, die „rings um den Menschen zu bröckeln und zu schwanken“ beginnt, in einer Lage, in der der Mensch nicht mehr weiß, für „welche Sterne er leben soll,“ kann man von den kulturellen Angeboten, die mitverantwortlich für den kritischen Zustand sind, nicht allzuviel erwarten. „Seien wir genauer: noch vor dreißig Jahren lebte die gewaltige Mehrheit der europäischen Menschen für die Kultur. Wissenschaft, Kunst, Gerechtigkeit waren sich selbst genug; ein Leben, das sich ihnen ganz zuwandte, war vor seinem eigenen Forum gerechtfertigt.“<sup>18</sup> Doch dieses „Forum“ hat ausgedient. Innovative, gesellschaftsstabilisierende Handlungsanweisungen sind von ihm nicht mehr zu erwarten. Ortega entwickelt deswegen in seinem Essay eine andere Lösungsstrategie. Die reine Vernunft soll ihre Vormachtstellung nach über zweitausend Jahren aufgeben.

---

<sup>14</sup> Vgl. zu der folgenden Musil-Passage: Rittner, Volker, 1989, 36f.

<sup>15</sup> Musil, Robert, 1987b, 1635.

<sup>16</sup> Ironisch wird der Sport in dieser Beziehung von Richard Wiener in seinem Beitrag *Empfehlung eines neuen Sports* (1932) vorgestellt: „Das Leben besteht – wenn man Kant nur einigermaßen glauben darf – aus Raum und Zeit, oder vielmehr, es spielt sich – so sagt er – in den Erscheinungsformen von Raum und Zeit ab, wie unser Gehirn sie produziert. Nun kann man den *Raum* zu allerhand verwenden. Manche lassen ihn von Architekten ausstatten. Auch Politik ist ohne Raum schwer denkbar. Seine wichtigste Beziehung zur heutigen Zeit aber liegt darin, daß er die wesentlichste Daseinsbestimmung des Sports darstellt. Sport ist ein in seinen Motiven noch nicht ganz geklärtes Streben, die Lage der Dinge im Raume zu verändern. Man wirft Bälle verschiedener Größen und Härtegrade, Speere, Disken, Kugeln und Steine. [...] Überwindung des Raumes, Übertölpelung mit allen hierzu geeigneten Mitteln, scheint tatsächlich das heimliche Streben aller Sportbetätigung zu sein.“ (Wiener, Richard, 403f.)

<sup>17</sup> Ortega y Gasset, José, 1978, 129.

<sup>18</sup> Ebda., 129f.

An ihre Stelle tritt die vitale Vernunft („razón vital“), sie hat ihre Wurzeln in der Biologie, diese wiederum bringt die Kulturgüter<sup>19</sup> mit hervor. Die Vorzeichen werden also umgekehrt. So ist der Weg für den Sport und auch für die Arbeit geebnet, beide sollen die „vitale Richtungslosigkeit“ in sinnbringende Handlungsmöglichkeiten überführen: „Das neunzehnte Jahrhundert verfuhr nur folgerichtig, wenn es die Arbeit zu seiner Gottheit machte. [...] Der Arbeit stellt sich ein anderer Typus der Anspannung gegenüber, der nicht aus einem auferlegten Gebot entspringt, sondern als freier, verschwenderischer Antrieb aus der Lebenskraft quillt: der 'Sport'. Wenn in der Arbeit die Mühe durch den Endzweck des Werkes Sinn und Wert empfängt, so ist es beim 'Sport' der spontane Kraftaufwand, der umgekehrt das Ergebnis adelt.“<sup>20</sup>

Sport, der implizit als Gottheit des 20. Jahrhunderts vorgestellt wird, ist trotz aller Widerstände ausgesprochen erfolgreich. Schauen wir uns seinen Triumph genauer an: Ein Körperkulturboom schlug Europäer und Amerikaner in einem Umfang in Bann, der nur mit der heutigen Fitneßbewegung vergleichbar ist. Die explosive Durchschlagskraft des Sports zu Beginn des Saeculums mobilisierte die Massen. So erschien am 2. August 1904 das Buch *Mein System* des Dänen Jens P. Müller. Der Untertitel des Bandes verspricht, daß „fünfzehn Minuten täglicher Arbeit für die Gesundheit“ genügen, um körperlich fit zu werden. Müller mußte es wissen, – im Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe haben die Übersetzer fleißig Belege gesammelt, um seine körperliche Fitneß und Schönheit zu dokumentieren; der dänische Maler Carl Bloch äußert sich wie folgt: „Sie sind der schönste Mensch, den ich je gesehen habe“. Dr. Krajewski aus St. Petersburg scheut sich nicht, den Dänen mit „antiken Statuen“ zu vergleichen. „Wirklich, eine so prachtvolle Figur wie bei Ihnen, die eine so große Ähnlichkeit mit den antiken Statuen hat, findet man sehr selten“. Solche Aussagen sind werbewirksam. Müller wurde zum Sinnbild für Gesundheit, Attraktivität, Sportlichkeit und Vielseitigkeit. Immerhin konnte er, wie die Übersetzer nicht ohne Stolz mitteilen, „im ganzen 132 Preise“ erringen, „davon sind 123 Meisterschafts- und erste Preise und nur 9 zweite Preise“ zu verbuchen. Schwimmen, Laufen, Hammerwerfen, Rudern, um nur einige Sportarten zu nennen, wurden von dem Gesundheitsapostel preisträchtig beherrscht. Sein Fleiß wurde nicht nur 1904 mit dem „ersten Preis als der körperlich am besten entwickelte Mann in Dänemark“ belohnt, sondern auch mit dem beeindruckenden Erfolg seines Systems. Die erste Auflage von 2000 Exemplaren „war innerhalb 4 Tagen vergriffen, die 2. und 3. von je 4000 Expl. war bis Ende September ausverkauft, die 4. Aufl. von 10 000 Expl. und die 5. bis 9. Aufl. sind vergriffen. 70 000 Expl. sind im ganzen gedruckt. Ein solcher Umsatz bei einem derartigen Buche steht sicher ohnegleichen da.“<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Damit möchte Ortega kein kulturfeindliches Bekenntnis ablegen, vielmehr bleiben die Kulturwerte unverletzt, geleugnet wird nur ihre Ausschließlichkeit. Die biologischen 'Fakten' werden zum Strukturmoment aller übrigen kulturellen und zivilisatorischen Phänomene erklärt. Die vitalen Potenzen werden, wie er in seinem Essay *Biología y Pedagogía* schreibt, als die 'Grundwirklichkeit', auf die sich alle anderen 'Wirklichkeiten' beziehen, verstanden: Wissenschaft, Moral, Staat, Kunst und auch der Sport sind seit Urzeiten vom biologischen Leben abhängig.

<sup>20</sup> Ortega y Gasset, José, 1978, 132.

<sup>21</sup> Müller, Jens P., 1904, 7.

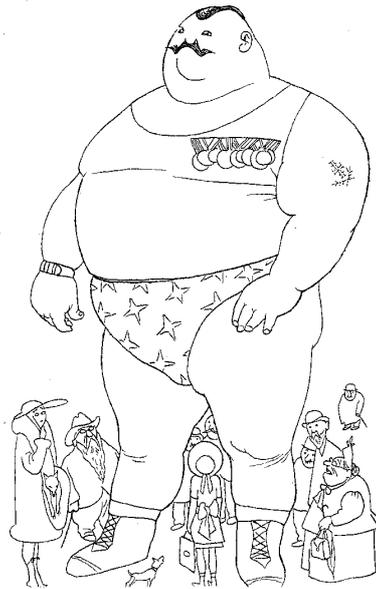


Illustration aus Ringelnatz' *Turngedichten* (1923)<sup>22</sup>

Der Erfolg des 125-seitigen Bändchens breitet sich auch in Deutschland rasch aus, fast eine Million Exemplare werden verkauft. Müllers Programm, das nur eine viertel Stunde Zeit pro Tag beansprucht, ist ideal für die streßgeplagten Zeitgenossen. Blickt man ins Inhaltsverzeichnis, so sieht man, daß für jeden etwas geboten wird: An „alte Leute“, „Gelehrte und Künstler“, „Bureauleute“, „Sportsleute“, „Frauen“, „Radfahrer“, „Landbevölkerung“, „Reisende“ und auch an die „fette[n] und magere[n] Leute“<sup>23</sup> wird gedacht. Schichtenspezifische Spezialisierungen gibt es nicht, denn die gesamte Bevölkerung soll sich systematisch gesund trainieren. Dies sollte dem konsequenten Müller-Adepten mit einer spezifischen „Diät“, ein „bißchen Fußpflege“, der „passenden Zimmertemperatur“, „Tiefatmungsübungen“, „besonderen Halsübungen“ und entsprechenden „Spezial-Fußübungen“<sup>24</sup> gelingen. Dieses ganzheitliche Gesundheitskonzept darf in seiner Popularität nicht unterschätzt werden, denn es „zog jeden Fitneßjünger, ob links oder rechts, ob sozialistisch oder völkisch, ob reich oder arm, magisch in seinen Bann. Aufgrund seiner ungeheuren Popularität wurde das schrankenbrechende und basisdemokratische Müllersche System deshalb 'müllern' genannt. Müller machte alle gleich.“<sup>25</sup> So einfach funktioniert diese erhoffte Nivellierung allerdings nicht, denn der Sport muß sich noch massiv mit den kulturellen und gesellschaftlichen Anforderungen auseinandersetzen. So erkennt auch Müller seinen Feind, die „Schöne Literatur“. Er glaubt, ihre Macht sei – vielleicht denkt er an die verkauften Auflagen seines Systems – schon vernichtet: „Ein Teil der Verfasser unserer 'Schönen Literatur' hat unserer Jugend unberechenbaren Schaden zugefügt dadurch, daß sie sowohl durch ihr Beispiel als

<sup>22</sup> Zeichnung von Karl Arnold. In: Ringelnatz, Joachim, 1923, 36.

<sup>23</sup> Müller, Jens P., 1904, 5.

<sup>24</sup> Ebda., 5f.

<sup>25</sup> Wedemeyer, Bernd, 1996, 16.

durch ihre Bücher systematisch ein Gemisch von exklusiv intellektueller Kultur, leiblicher Hinfälligkeit und seelischer Ungesundheit verherrlichen. Glücklicherweise ist durch den Aufschwung der Leibesübungen in der Gegenwart ihre schlimmste Macht gebrochen.“<sup>26</sup> Der schöne Däne destruiert jedoch zu selbstsicher die Literatur. Die Reibungen zwischen ihr und dem Sport können nicht so ohne weiteres zugunsten des 'Müllerns' verabschiedet werden. Gegenbeweise sind schnell gefunden, – so boomen im gleichen Zeitraum auch andere Sportarten, diese, vor allem das Radfahren, werden ausgesprochen häufig literarisch umgesetzt.<sup>27</sup>

Ein gewisser Stefan gab 1899 eine Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts heraus, er und seine Mitarbeiter wollten den Lesern „in gedrängter und doch erschöpfender Form die Fortschritte und Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts vorführen.“<sup>28</sup> Sein Anspruch, das gesamte Saeculum erschöpfend wiederzugeben, erfordert auch die Darstellung des Sports: Radfahren, Reiten, Rudern, Segeln, Schwimmen, Fechten und Turnen werden unter den forschenden Blick genommen. Das Radfahren, der neue „Zauber“, schneit kurz vor der Jahrhundertwende in die „Welt“ hinein. „Da kommt noch zu guterletzt, so recht knapp vor Thorschluß, die Radfahrerei hereingeschneit in die Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts – ja doch, es ist richtig, eigentlich glich die Sache aber mehr einem Platzregen [...] Die Radfahrerei kam und sie war da, sie nahm gefälligst Platz unter uns und eroberte sich so nebenbei ein bißchen die Welt.“<sup>29</sup> Diese Geburtswehen des Fahrrads wurden 1818 vom badi-schen Freiherrn von Drais in Gang gebracht. Im selben Jahr ließ er sich seine hölzerne Draisine patentieren. Damals konnte er nicht ahnen, welch zukunftsweisende Neuerung ihm gelungen war. Technische Verbesserungen sorgten in den folgenden Jahrzehnten dafür, daß das Zweirad um 1900 zu einem normalen Fortbewegungsmittel breiter Bevölkerungsschichten wurde.<sup>30</sup> Der rasante Aufstieg des Fahrrades begann ab 1890,<sup>31</sup> im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts steigerte sich die Fahrradproduktion dann explosionsartig: Der Übergang der Produktion von mittelständischen Kleinbetrieben zu industrieller Massenfer-tigung führte zu erheblichen Preissenkungen und bewirkte, daß das Fahrrad nicht mehr nur ein Vergnügungsinstrument des sportbegeisterten Bürgertums war, sondern ein Fortbewe-

---

<sup>26</sup> Müller, Jens P., 1904, 11.

<sup>27</sup> Einen weit gespannten Einblick in die Geschichte des Radfahrens von seinen Anfängen bis in die Gegenwart geben entsprechende Fahrradanthologien oder -geschichten. Vgl. etwa: Riha, Karl (Hg.), 1985; Lessing, Hans-Erhard (Hg.), <sup>3</sup>1997; Rabenstein, Rüdiger, 1991; Sekretariat für kulturelle Zusammenarbeit nichttheatertragender Städte und Gemeinden in NRW (Hg.), 1995. Besonders hervorzuheben ist der Band *Sie radeln wie ein Mann, Madame. Als die Frauen das Rad eroberten*. (Maierhof, Gudrun/Schröder, Katinka, <sup>2</sup>1992.) Die Autorinnen bieten einen Gesamtüberblick über die Anfänge des Damenradsports. Die unterschiedlichsten Themenkomplexe werden vorgestellt: Emanzipation, Medizin, Onanie, Damenräder, Radrennsport, „unzüchtige“ Radlerin, „Vermännlichung der Weiber“ und „Lebensphilosophie“.

<sup>28</sup> Stefan, S., 1899, 12.

<sup>29</sup> Brunner, Paul/Groller, Balduin/Lainig, Victor von, 1899, 227.

<sup>30</sup> „Bis zum Ende der achtziger Jahre des 19. Jhs. dient das Fahrrad in Deutschland vorwiegend dem spielerischen Vergnügen recht weniger Menschen und gilt als Sportgerät im weitesten Sinne. Seit den neunziger Jahren wird das Fahrrad von immer mehr Menschen gefahren und immer häufiger zweckdienlich als individuelles Verkehrs- und Transportfahrzeug gebraucht.“ (Rabenstein, Rüdiger, 1991, 48.)

<sup>31</sup> Vgl. zu den folgenden Zahlen: Schmid, Matthias, 1981, 22.

gungsmittel für jedermann wurde. Massenproduktion und ein Überangebot führten um die Jahrhundertwende zu verschärfter Konkurrenz und zum Preisverfall. In Deutschland stieg die Zahl der Zweiradfahrer 1890 auf eine halbe Million, um dann bis zur Jahrhundertwende die Millionengrenze zu erreichen. Dieser Boom<sup>32</sup> fand seinen Reflex in zahlreichen Zeitschriftengründungen,<sup>33</sup> in entsprechender Fachliteratur<sup>34</sup> und in fast allen literarischen Gattungen. Dieser Erfolg wird schon am Ende des 19. Jahrhunderts in den *Fliegenden Blättern* ironisch von Georg Bötticher besungen:

Es hat das Rad,  
Gesteh'n wir's g'rad,  
Sich heut' die Welt gewonnen.  
Spott, Haß und Hohn  
Sind lange schon  
Vor ihm in nichts zerronnen.<sup>35</sup>

Diese Welteroberung wird überall wahrgenommen, so in der *Jugend* von 1896: „Die Welt steht im Zeichen des Zweirades! Es ist ein Massenwahnsinn ohne Gleichen über die Menschen gekommen [...] Frägt man heute einen Menschen – Mann oder Weib – zwischen 10 und 95 Jahren, ob er Zweirad fahre, so bekommt man zur Antwort: 'Natürlich!' Nicht einmal 'Ja!' – sondern 'Natürlich!' Es gibt aber schon Leute, welche diese Frage ebenso übel nehmen würden, wie die, ob sie lesen könnten, oder ob sie in dem Besitze der bürgerlichen Eherechte seien.“<sup>36</sup> Auch Richard Dehmels Lied *Radlers Seligkeit* preist die Vorteile des Radfahrens, denn immerhin werden neue Horizonte eröffnet, die Natur etwa kann weiträumiger durchmessen werden: „Herrgott, wie groß ist die Natur!/Noch siebzehn Kilometer nur./Ich radle, radle, radle.“ Und das Rad trägt, wenn auch ironisch gemeint, zum persönlichen Glück bei: „Wer niemals fühlte per Pedal,/Dem ist die Welt ein Jammerthal!“<sup>37</sup> Dieses moderne Lebensgefühl wird noch durch die Abgrenzung zu dem Klassikerpaar Goethe-Schiller hervorgehoben:<sup>38</sup> „Noch Joethe machte das zu Fuß,/und Schiller ritt den Pegasus. Ich radle!“ Der autonome, moderne Radler verabschiedet so gelassen die Tradition, es gibt eben

---

<sup>32</sup> Walter Benjamin erinnert sich in seiner *Berliner Chronik* (1932) rückblickend an diese Zeit: „Man lernte damals – in der Blütezeit des Radfahrsports – das radeln in großen, eigens dem bestimmten Hallen. Diese Hallen hatten aber nicht das snobistische Gepräge der späteren Eisspaläste oder Tennishallen; sie ähnelten vielmehr den scating-rings, Turnhallen oder Zandersälen“. (Benjamin, Walter, 1996, 403.)

<sup>33</sup> Genannt sei folgende Auswahl von Zeitschriften: *Der Velocipedist. Illustriertes Fachblatt des Radfahr-Sports*, 1. Jg., 1883, München; *Das Stahlrad*, 1. Jg., 1886, Leipzig; *Radfahr-Humor*, 1. Jg., 1887, München und *Das Fahrrad*, 1. Jg., 1889, Leipzig.

<sup>34</sup> Vgl. Wolf, Wilhelm, 1890; Salvisberg, Paul von (Hg.), 1897; Groller, Balduin, 1897 und Bertz, Eduard, 1984.

<sup>35</sup> Bötticher, Georg, o.J., 191.

<sup>36</sup> Zit. nach: Rabenstein, Rüdiger, 1991, 54.

<sup>37</sup> Zit. nach: Bierbaum, Otto Julius, o.J. [1901], 40.

<sup>38</sup> „Man sieht: auf dem Fahrrad durch die Natur streifend und so dem 'Fortschritt des Jahrhunderts' verpflichtet, grenzt sich der Autor bewußt gegen das deutsche Klassikerpaar Goethe-Schiller ab [...]. Dieser Impuls hält sich über den Ersten Weltkrieg hinaus in die expressionistische, ja sogar die dadaistische Literaturphase hinein – noch George Grosz schließt ein einschlägiges Manifest mit derselben Geste: 'Kennst Du Schiller und Goethe – ? – ja!/Aber kannst Du radfahren?'“ (Riha, Karl, 1995, 93.)

neuerdings wichtigeres als Klassikerzitate. So verwundert es nicht, daß das Rad in den höchsten Tönen besungen wird, wie zum Beispiel zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Johannes Trojans „Hymnus“ *Der poetische Gefährt*. Der Götteranruf zu Beginn ist nur zu offensichtlich von Homer entlehnt. In die antike Form wird ein moderner Inhalt eingeschrieben, interessante Verschwisterungen ergeben sich durch dieses gewollt asymmetrische Verhältnis – eine Kostprobe:

Welchem der Götter geweiht ist das rasch hingleitende Fahrrad?  
Einen nur weiß ich, allein kommt es dem Herrlichen zu,  
Welchen gebildet die Künstler dereinst mit beflügeltem Fuß,  
Herold war er und war Bote dem Göttergeschlecht.  
Hermes ist es, der auch Vorbild in Leibesgewandtheit  
Sterblichen war, Patron aller gymnastischen Kunst.  
Diesem gebührt es allein, Schutzherr zu heißen der Scharen,  
Die auf dem sausenden Rad fahren dahin durch die Welt.  
Ist es doch nicht so leicht, Herr sein des künstlichen Renners;

Das moderne Zweirad, genealogisch zurückgeführt auf den Götterboten Hermes, erscheint im antiken Hexametergewand. Nachdem der „Schutzherr“ gepriesen wurde, erfährt der Leser, wie das Rad zu pflegen sei:

Und wie ist es genügsam! Zu füttern nicht noch zu tränken  
Braucht ers, wenn er zur Rast hält an der Schenke es an.  
Draußen stellt er es hin vor das Haus, an die Mauer es lehrend,  
Einzig nur sorgend dafür, daß nicht ein listiger Dieb  
Ihm es entwende; zur Pflege bedarfs nur wenigen Öles,  
Welches geschmeidig erhält ihm die Gelenke von Stahl.<sup>39</sup>

Das Neue, der Inhalt des Gedichtes, wird durch die Verwendung des antiken Metrums ironisch gebrochen, dieses Verfahren führt zu keiner Verurteilung des Radelns, vielmehr zeugt es von einer entspannten Akzeptanz. Durchgängig besitzt die Fahrradliteratur ein recht gelassenes Verhältnis zu seinem Gegenstand, problematischer dagegen sieht es in den philosophischen und kulturkritischen Bereichen aus: 1900 erschien Eduard Bertz' *Philosophie des Fahrrads*. Er konstruiert ein seltsames Gebräu von Vulgärphilosophie, Darwinismus und Nietzsches Machtphilosophie zusammen. Der Radsport soll die angebliche körperliche Degeneration<sup>40</sup> der Bevölkerung vitalistisch korrigieren, denn „die gesunde Kraft der Rasse“ wird unter anderem „durch die Schutzmaßregeln der humanen Gesellschaft“, die auch die

---

<sup>39</sup> Trojan, Johannes, Antiquariatsfund.

<sup>40</sup> Emil Zola forderte schon 1866 mehr Leibesübungen ein, um die intellektuelle Überhitzung des Geistes auszugleichen: „Der Körper löst sich auf, der Geist erhitzt sich: die ganze Maschine gerät in Unordnung. [...] Die Leibesübungen werden folglich rein medizinisch gesehen werden. [...] Sie werden medizinisch sein, weil einzig eine Frage der Gesundheit dieses uns auferlegt, weil wir durch Neigung allein nicht zu ihnen hin gelangen. Leibesübungen sind eine gesellschaftliche Notwendigkeit, fast eine Religion in der Epoche der Griechen und im Mittelalter gewesen. Sie waren eine Belustigung, eine schändliche Leidenschaft im römischen Kaiserreich. Sie sollten bei uns ein einfaches Heilmittel, ein Schutzmittel gegen die Verrücktheit sein. Das ist die Aufgabe, die sie in unserer Epoche zu erfüllen haben.“ (Zit. nach: Schwarz, Karl, 1967b, 17.)

„Untauglichen“ erhält, bedroht. Aber der neue Sport kann, das ist nicht nur die Meinung von Bertz, Abhilfe schaffen – er soll den oft zitierten Untergang des Abendlandes verhindern. Seine lebenserhaltende Diagnose ist allerdings recht naiv, die realen gesellschaftlichen Komplexitäten widersprechen dem, das kann man heute wissen, radikal: „Und siehe, mit einem Male war der Radsport in Deutschland Mode geworden, und Leute aus allen Ständen und von allen Altersstufen, Männlein und Weiblein, die bisher durch nichts zu bewegen gewesen waren, ihre Körperkraft zu üben, tummelten plötzlich ihr Stahlrößlein, als ob sie dazu geboren wären. Das ist es, darin liegt die Hauptbedeutung des Radsports, daß ihm mit einem Schlage gelang, was keiner Art Gymnastik vorher gelungen war: ungezählte Scharen, die aus Mangel an angemessener Kraftbethätigung verkümmerten, für die heilsamen und der Rasse unentbehrlichen Leibesübungen zu gewinnen.“<sup>41</sup>

Dieses Programm – Sport als Lebenserhaltung oder als hygienischer Katalysator – wurde in der Folge immer wieder angepriesen. So erschien etwa 1912 Friedrich Münters Schrift *Kultur des Leibes. Wege zur Hebung der Volkskraft*. Er stößt in dasselbe Horn wie Bertz, auch hier wird Sport für die sogenannte Volksgesundheit in Dienst genommen. Betreibt man ihn regelmäßig, dann kommt man zum folgenden Resultat: „Höherzüchtung der menschlichen Rasse auf diesem Wege ist möglich; [...] Wir haben uns unbewußt hinabgezüchtet, nicht trotz, sondern gerade durch unseren Intellektualismus, durch technische Errungenschaften (Fabrikeland) und hochmoderne Wohnweise, es ist an der Zeit, uns bewußterweise wieder emporzuzüchten.“<sup>42</sup> Dieser Themenkreis wird in der Öffentlichkeit vor allem zwischen 1900 und 1930 ausgesprochen oft diskutiert.<sup>43</sup> Allerdings gibt es auch Kritiker, die diese Nützlichkeitsargumente kategorisch verurteilen. Brecht<sup>44</sup> etwa läßt aus verständlichen Gründen kein gutes Haar an den Hygienejüngern. In *Sport und geistiges Schaffen*<sup>45</sup> ist er rigoros: „Sport aus Hygiene ist etwas Abscheuliches.“<sup>46</sup> Zwei Jahre später verurteilt er in

---

<sup>41</sup> Bertz, Eduard, 1900, 61; 63.

<sup>42</sup> Münter, Friedrich, 1912, 172f.

<sup>43</sup> Vgl. die Auswahl folgender Werke: *Wege zur körperlichen und geistigen Wiedergeburt* (Möller, Siegfried, 1908); *Sport und Kultur* (Steinitzer, H., 1910); *Der Sport und der Sports Mensch* (Fendrich, Anton, 1914); *Vom Sinn des Körpers* (Tepp, Max, 1919); *Moral der Kraft* (Mann, Ernst, 1920); *Die Vernunft des Leibes* (Tepp, Max, 1922); *Der moderne Sport. Populärwissenschaftliche Studien* (Valentich, Ludwig, 1923); *Deutscher Sportgeist. Ein Buch für jeden Deutschen* (Geisow, Hans, 1925); *Geist im Sport. Probleme und Forderungen* (Giese, Fritz, 1925); *Vom Sport zur Kunst. Betrachtungen über künstlerische Körpererziehung* (Sellke, Herbert, 1926); *Hygiene des Arbeitersports* (Marcuse, Julian, 1927); *Die Vergeistigung des Sports* (Dyroff, A., 1927); *Psychologie des Sports* (Peters, Alfred, 1927); *Sport, Sporttrieb, Sportbetrieb* (Hoek, Henry, 1927).

<sup>44</sup> Auch Siegfried Kracauer kritisiert die hygienische Funktionalisierung des Sports: „Seit sie alle sporten, möchten sie erfahren warum. Ihre Lehrkörper haben sich ausgedacht, daß es für die prozentuale Hebung der Volksgesundheit geschehe. Vorher war das ganze Volk krank. [...] Den gewöhnlichen Geist haben sie durch den Sportgeist ersetzt, der volksgesunder ist.“ (Kracauer, Siegfried, 1990b, 9f.)

<sup>45</sup> Brechts Kritik „bezieht sich auf Thesen, die Frank Thieß in seinem Artikel *Dichter sollten boxen* in der Zeitschrift *Uhu*, Berlin, Heft 1, 1926, S. 68-74, veröffentlicht hatte. Thieß hält die Menschen, die Sport treiben, für die 'besseren': 'Sie haben das Geheimnis der geistigen Hygiene erkannt, sofern ich meinen Körper tadellos intakt halte, meine Energien auf sportliche, gymnastische, auf Freiluft-Dinge richte, diene ich nicht nur meinem Körper selbst, der doch meines Geistes Träger ist, sondern ich diene unmittelbar meinem Geiste: jeder Sport, jede Gymnastik hat nur Sinn und Erfolg, wenn sie auf intensiver Konzentration beruht.'“ (Brecht, Bertolt, 1992d, 638 [Kommentar der Herausgeber].)

<sup>46</sup> Ebda., 123.

*Die Krise des Sports* dessen ideologische Indienstnahme: „Wenn der Sport nur laut und lang genug Hygiene brüllt, wird er schon gesellschaftsfähig werden. Die Frage ist nur, ob ihm das guttun wird. Eine Propagandaschrift für die, sagen wir, gesellschaftliche Anerkennung des Sportes könnte sehr reichhaltig sein. Man könnte eine Menge verlockender Argumente dafür anführen, daß der Sport in den Schulen gelehrt, von der Akademie kontrolliert und von der Nation zum Kulturgut erhoben werden müsse. Soll man es?“<sup>47</sup> Nach Brecht soll der Sport das bleiben, was er ursprünglich war – „Kurz: ich bin gegen alle Bemühungen, den Sport zu einem Kulturgut zu machen, schon darum, weil ich weiß, was diese Gesellschaft mit Kulturträgern alles treibt, und der Sport dazu wirklich zu schade ist. Ich bin für den Sport, weil und solange er riskant (ungesund), unkultiviert (also nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist.“<sup>48</sup> Brecht, der ein begeisterter Sportfan war, bricht für ihn eine Lanze, er kommt ohne die üblichen Vorurteile aus.

Besonders offensichtlich wird seine Einstellung 1926 und im darauffolgenden Jahr. Die *Literarische Welt* veranstaltete 1926 zu ihrem einjährigen Bestehen ein Preisausschreiben. Die jüngste Generation bekam so eine Chance, um sich künstlerisch zu profilieren. Als Preisrichter setzte die Zeitung bekannte junge Dichter ein, unter anderem für die Romane Alfred Döblin, für die Dramen Herbert Jhering und für die Lyrik Bertolt Brecht. Die Entscheidung Brechts wurde unter dem Titel *Kurzer Bericht über 400 (vierhundert) junge Lyriker* am 4. Februar 1927 veröffentlicht. Über 500 Gedichte wurden eingesandt, Brechts Urteil ist vernichtend, keines dieser Werke findet auch nur annähernd seine Zustimmung. Radikaler als die Gedichte bewertet er die jungen Autoren: „Aber was schlimmer ist: ich habe hier eine Sorte von Jugend kennengelernt, auf deren Bekanntschaft ich mit größerem Gewinn verzichtet hätte. [...] Das sind ja wieder diese stillen, feinen, verträumten Menschen, empfindsamer Teil einer verbrauchten Bourgeoisie, mit der ich nichts zu tun haben will!“<sup>49</sup> Brechts Gegenmittel ist verblüffend, er verändert kurzerhand die Spielregeln des Lyrikwettbewerbes; keines der eingesandten empfindsamen und lebensfremden Gedichte erhält den Preis, sondern eins, das Brecht in einem Radsportblatt fand: „Dieser Song 'He! He! The Iron Man!' von Hannes Küpper hat zum Gegenstand eine interessierende Sache, nämlich den Sechstage-Champion Reggie Mac Namara,<sup>50</sup> er ist ziemlich einfach, unter Umständen singbar.“<sup>51</sup> Die letzte Strophe sei zitiert:

Dicke Kabelstränge seine Nerven wären  
Hochgespannt mit Volt-Kraft und Ampèren. Denn:  
dieser künstliche Mensch sollte auf Erden  
ursprünglich nicht Six-Days-Fahrer werden.  
Zu einem neuen Cäsar war er erdacht,

---

<sup>47</sup> Brecht, Bertolt, 1992f, 223.

<sup>48</sup> Ebda., 224.

<sup>49</sup> Brecht, Bertolt, 1992e, 192.

<sup>50</sup> Der australische Radrennfahrer Reggie Mac Namara gewann Anfang der 20er Jahre in New York ein Sechstagerennen und errang in Europa aufsehenerregende Siege. Infolge der Beständigkeit seiner körperlichen Höchstform erhielt er in Sportkreisen den Namen „the iron man“.

<sup>51</sup> Brecht, Bertolt, 1992e, 192.

daher die ungeheure eiserne Macht.  
He, he! the Iron Man!  
Und bleibt auch alles nur Legende, so ist doch eines wahr:  
Ein Menschenwunder ist es – Reggie Mac Namara!  
He, he! the Iron Man!<sup>52</sup>

Im Mittelpunkt steht lediglich der maschinengleiche Radfahrer, der unermüdlich seine Runden dreht, nichts ist hier von Sentimentalität, Romantik oder dergleichen zu lesen – ganz bewußt negiert Brecht mit der Preisverleihung die kulturellen Altlasten, damit unterstützt er den Siegeszug des Sports in den 20er Jahren.<sup>53</sup> Nicht mehr zu verheimlichen ist nun, daß fast die gesamte Bevölkerung,<sup>54</sup> wie Ortega y Gasset in seinem Essay *Der Aufstand der Massen* (1930) diagnostiziert, überall und in den unterschiedlichsten Formen das kulturelle und gesellschaftliche Feld dominieren: „Es gibt eine Tatsache, die das öffentliche Leben Europas in der gegenwärtigen Stunde – sei es zum Guten, sei es zum Bösen – entscheidend bestimmt: das Heraufkommen der Massen zur vollen sozialen Macht.“<sup>55</sup> Das Bildungsbürgertum, Rezipient und Produzent der traditionellen Bildung, hat nun endgültig abgedankt. Das Buch, eines seiner zentralen Medien, gerät angesichts der durchgehenden Präsenz von Kino und Rundfunk unter erheblichen Legitimationsdruck: „Am 1. April 1932 besaß knapp ein Viertel aller deutschen Haushalte ein Radio [...]. Die Sportberichterstattung begann erst 1924 und beschränkte sich zunächst auf die Nachrichtenübermittlung; [...] Mehr oder weniger spannende Übertragungen [...] waren jedoch zunächst seltene Ereignisse und wurden erst in den 1930er Jahren regelmäßig ausgestrahlt [...]. Es war weniger der Rundfunk, der dem Sportgeschehen der zwanziger Jahre Impulse gab, sondern der Film; davon profitierte allerdings im wesentlichen nur der Boxsport.“<sup>56</sup> Die neue Kultur der Massen ist endgültig auf dem Vormarsch. Kino-, Sportpaläste und sonstige Großveranstaltungen hofieren die gesamte Bevölkerung. Nicht zu vergessen ist der Einfluß der Zeitungen. Joseph Roth weist 1924 ironisch in seinem *Lobgedicht auf den Sport* darauf hin: „Der Zeitgeist streckt den Bizeps und erfüllt/mit Knock-out und Bauchstoß das Jahrhundert – –/wenn jemand ist, der sich darüber wundert,/der las noch nie die Zeitung: Sport im Bild.//Aus ihr erfährt man, wer die Welt bewegt.“<sup>57</sup>

Franz Richard Behrens etwa dokumentiert mit seinen Sportstrophen,<sup>58</sup> die zwischen 1919 und 1943 entstanden und in der Münchner Wochenzeitung *Fussball* erschienen, den sportli-

---

<sup>52</sup> Ebda., 669.

<sup>53</sup> Vgl. zur Sportkultur der 20er Jahre: Reinisch, Leonhard, 1961; Kaes, Anton (Hg.), 1983; Peukert, Detlev J.K., 1987; Hermand, Jost/Trommler, Frank, 1988.

<sup>54</sup> Das moderne Massenphänomen wird auf unterschiedlichste Weise von Philosophen (Karl Jaspers: *Die geistige Situation der Zeit*, 1931; Psychologen (Sigmund Freud: *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, 1921) und Soziologen (Theodor Geiger: *Die Masse und ihre Aktion*, 1926) diskutiert.

<sup>55</sup> Ortega y Gasset, José, 1978c, 7.

<sup>56</sup> Eisenberg, Christiane, 1993, 139.

<sup>57</sup> Roth, Joseph, 1990a, 8.

<sup>58</sup> Vgl. Behrens, Franz Richard, 1995, 111-139. Die beiden Herausgeber seiner zweibändigen Werkausgabe berichten folgendes über seinen Erfolg: „diese ständige einrichtung erfreute sich offensichtlich grosser beliebt-

chen Zeitgeist prägnant. Behrens, der regelmäßig über Sportereignisse des In- und Auslandes berichtete, präsentiert die Ergebnisse in Form von Vierzeilern, die als Aufmacher den folgenden Bericht einleiten. So konnte er die geforderte journalistische Prägnanz und Kürze durch die sprachliche Verdichtung, die montageartige Zeilenanordnung und die Zahlenangaben konzentriert und einprägsam formulieren. Als Rudolf Harbig 1939 seine beiden Weltrekorde über 400 und 800 Meter lief, leitet der Vierzeiler den nachfolgenden detaillierten Bericht so ein:

Harbig 1:46,6  
Harbig 46,7  
Historische Tage  
Geht es noch weiter?<sup>59</sup>

Kürzer kann man diese beiden Ereignisse kaum ausdrücken, der Fachmann erkennt in den ersten beiden Zeilen sofort, daß die angegebenen Zeiten sich auf den 800- und den 400-Meter-Lauf beziehen. Zeile drei verortet die beiden Rekorde als historische Taten, den Abschluß bildet die Frage nach den Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit und damit auch nach den Grenzen des Sports. Roths ironische Forderung, daß man den Sportteil lesen solle, um zu erfahren, was die Welt bewegt, wird von Behrens semantisch reduziert, aber sachlich korrekt vermittelt, und zwar auf ernstgemeinte Weise.

Die Masse nimmt nun den öffentlichen Raum gänzlich in Beschlag, – sie erobert sich eine eigene Kultur. Sehr erfolgreich ist vor allem der Sport,<sup>60</sup> insbesondere Fußball, Boxen und Sechstagerennen. Diese genuin proletarischen Sportarten fanden ihre adäquate Darstellung weniger häufig in der sogenannten Höhenkamm-, sondern vielmehr in der Trivialliteratur.<sup>61</sup> „Letztere ließ sich – paradoxerweise – die Propagierung geistiger Ideen und kultureller Spitzenwerte der abendländischen Tradition besonders angelegen sein. Literatursoziologisch ist diese Merkwürdigkeit leicht vom Adressaten des Genres 'gehobene Unterhaltung' her

---

heit, denn als behrens einige wochen pausierte und ein kollege ihn währenddessen vertrat, kündigte der verlag in einer halbseitigen anzeige eigens seine wiederkehr an“. (Ebda., 313.)

<sup>59</sup> Ebda., 139.

<sup>60</sup> Diese These wird von Christiane Eisenberg relativiert: „Die verbreitete Meinung, in der Zeit der Weimarer Republik habe sich der 'Massensport' entfaltet, ist durch die Analyse der Verbandsstatistiken relativiert worden. [...] Boxkämpfe und Radrennen, die den eingangs erwähnten Intellektuellendiskurs so sehr beschäftigten, waren in der Rangliste der zehn beliebtesten Disziplinen nicht vertreten bzw. im Abstieg begriffen; [...] Ein zweites Ergebnis dieses statistischen Überblicks besteht darin, daß der Sport der Weimarer Republik die Vergesellschaftungsfunktion, die ihm die Forschung bislang zugeschrieben hat, nur in begrenztem Maße erfüllte. Wie schon im Kaiserreich integrierte er nicht die „bürgerliche Gesellschaft“, zu der nach der Revolution von 1918/19 alle Deutschen zählten, sondern führte vornehmlich Bürger und bürgernahe Schichten zusammen; in diesem Sinne hatte er weniger Massen- als Klassencharakter.“ (Eisenberg, Christiane, 1993, 171.)

<sup>61</sup> Beispielhaft für diese Art von Sportinstrumentalisierung ist Theodor Heinrich Mayers Novelle *Schnelligkeit* (1920): „Mayer vereint metaphysische Restbestände der Spätkultur Europas mit Identifikationswünschen, Sehnsüchten und Verehrungsbedürfnissen des Normallesers von 1920. Das Bewußtsein des Autors bewegt sich auf der Scheide zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert, zwischen dem Geistesidealismus der wilhelminischen Ära und dem Physizismus eines 'physischen Jahrhunderts' (Alfred Hrdlicka), das in den Materialschlachten des Krieges geboren worden war.“ (Rothe, Wolfgang, 1981, 139.)

erklärt: ein unteres bis mittleres Bürgertum suchte sich mit 'geistigen' Ambitionen seiner Identität zu versichern, fand im sogenannten 'Idealen' Selbstbestätigung und sah sogar seine illusionären Aufstiegshoffnungen im klassischen Ideenerbe unterbaut.“<sup>62</sup> Das Kulturideal der Bildungsbürger hat damit endgültig ausgespielt, – jetzt tritt eine neue Weltanschauung auf die Bühne des Geschehens: Sport, Jazz, Revue, Varieté, Zirkus und Film heißen nun die neuen Leitparameter. Die Vertreter der Bildungshoheiten verbuchen diesen Zustand äußerst mißmutig. Der Körperkult wird zwar verurteilt, aber, so möchte man lax formulieren, was soll's! Die Masse besitzt ihr Existenzrecht, ihre Handlungen, und Vergnügungen sind, auch wenn es den Gebildeten nicht paßt, rechtmäßig, denn entgegen „ihrer Meinung ist das ästhetische Wohlgefallen an den ornamentalen Massenbewegungen legitim.“<sup>63</sup> Auch Ludwig Marcuse gibt dem „heutigen“ Menschen seinen Segen. Das Theater zum Beispiel kommt nicht als Medium in Frage, um die Erfahrungen der breiten Bevölkerungsschichten mimetisch zu reproduzieren. Der „Sportpalast“ bietet dagegen diesen Erfahrungspotentialen genügend Spielräume: „Im Sportpalast sieht der heutige Mensch mehr von seinen eigenen Spannungen und Entladungen als im Theater.“<sup>64</sup>

Selbstverständlich wird diese Sparteuphorie von den unterschiedlichsten Seiten kritisiert. Joseph Roths Text *Der Boxer in der Soutane*, der 1930 erschien, verdeutlicht die zuweilen seltsam anmutenden Verspannungen zwischen den kulturellen Gütern und den trivialen sportlichen Ereignissen. Die Übergangsemantik wird hier ganz ausdrücklich als eine paradoxe formuliert. Folgendes berichtet Roth, nachdem er das Titelbild einer liberalen Zeitung in die Hände bekommen hat: „Ein katholischer Priester in langer Soutane erteilte ein paar Schülern Boxunterricht.“<sup>65</sup> Diese scheinbar unvereinbaren gesellschaftlichen Bereiche frappieren den Autor: hier der eigentlich per definitionem würdig sein sollende Priester und dort der schlagkräftige Boxer. Roths Diagnose ist eindeutig: „Mir ist aus der Fülle entlarvender Photos in illustrierten Zeitungen noch kein derart kräftiges Zeugnis für die Unsicherheit einer der alten fundamentalen Mächte aufgefallen und für die entscheidende Wandlung des Begriffes der *Würde*. Es scheint mir, daß in einer andern Zeit die so intime Verkuppelung zweier so verschiedener Symbole, wie es die Soutane und die Boxgeräte sind, unmöglich gewesen wäre.“<sup>66</sup> Zwar ist es unbestreitbar, daß sich beide Semantiken bis in die Gegenwart hinein immer weiter angenähert haben, aber Roths Kritik ist, wenn man vor allem den geschichtlichen Kontext bedenkt, in der sie formuliert wurde, treffsicher. Für die Bedeutungsverschiebung der „Würde“ ist die Unsicherheit des aktuellen Gesellschaftssystems mitverantwortlich. Diese Instabilität führte in den folgenden Jahren in nahezu allen gesellschaftlichen und kulturellen Bereichen zu erheblichen moralischen Defiziten. Das Ende der staatstragenden Macht ist mit dieser fahrlässigen Vermischung zweier ehemals in-

---

<sup>62</sup> Ebda., 130.

<sup>63</sup> Kracauer, Siegfried, 1963, 54.

<sup>64</sup> Marcuse, Ludwig, 1927, 11.

<sup>65</sup> Roth, Joseph, 1991a, 185.

<sup>66</sup> Ebda., 186.

kommensurabler Symbolfelder vorprogrammiert: „Jeder Untergang einer Macht beginnt mit ihrer Bereitschaft, das Symbol einer Mode auszuliefern.“<sup>67</sup>

Auch von kirchlicher Seite wird diese Desemantisierung kritisiert, so zum Beispiel von Blum, der 1929 in seinem Buch *Die Schädigung des religiösen und geistigen Lebens durch das entartete Sportwesen unserer Zeit* eine Gegenoffensive eröffnet. Er beschreibt ein rohes und brutales Boxmatch,<sup>68</sup> das zu der materialistischen Lebensanschauung seiner Zeit, wie er meint, paßt und zur Verarmung des Geistes führe. Sein Fazit scheint aus christlicher Sicht logisch: „Hat unsere Zeit, die so etwas duldet, das Recht, selbstgerecht von Kultur und Christentum zu reden. [...] Der Sport geht unsern jungen Leuten weit über Gottes Wort. Am frühen Sonntagmorgen gehen die jungen Städter und Dörfler hinauf auf die Berge oder hinaus auf den Sportplatz.“<sup>69</sup> Im Unterschied zu Roth, der den Untergang scharfsichtig prophezeit, hat Blum nur eins im Sinn: Er möchte die Kirchenflucht der Jugend durch ein „Sonntagsgesetz“, das jeden Sport am Sonntag verbietet, stoppen. Damit aber offenbart er nur die Schwäche, den Autoritätsverlust der Kirche. Sie kann sich in der krisengeplagten Zeit nur noch durch ein rigides Verbot ausbalancieren. Aber auch von kirchlicher Seite gibt es Vertreter, die den Sport willkommen heißen, so etwa Gerhard Kunze, ein Studentenpfarrer. 1929 hebt er in seinen *Sportpredigten und Sportansprachen* hervor, daß es wertvoll sei, daß die „Körperkulturbewegung unserer Zeit“ den Dualismus zwischen Körper und Geist aufgedeckt habe. Denkt man beide Entitäten vereint, dann kann die Jugend mit ruhigem Gewissen zur Wehrtüchtigkeit erzogen werden. Hier wird unter dem evangelischen Deckmantel – Kunze widmet diese Schrift dem „Eichenkreuz (Verband für Leibesübungen innerhalb der evang. Jungmännerbünde Deutschlands)“ – der Sport nicht abgelehnt, vielmehr wird er ideologisch in Dienst genommen, um eine wehrfähige Jugend auszubilden.

Sport, das wurde deutlich, bietet ein weites Feld für die unterschiedlichsten Ziele, nachdem er massenwirksam in der Gesellschaft installiert wurde. Deswegen ist es ausgesprochen problematisch zu bestimmen, was denn nun überhaupt unter dem Begriff Sport<sup>70</sup> zu verstehen ist. Betrachtet man ihn unter einer bestimmten Ideologie, dann verzehrt sich sein Potential eindimensional und verflacht, damit wird der Blick auf seine Komplexität und auf die Vielfalt seiner Anschlußmöglichkeiten verstellt. Robert Musil analysiert in seiner Erzählung *Als Papa Tennis lernte* (1931), auf welcher verzwickten Weise das Wissen über Sport zustande kommt: „So entsteht der Geist des Sports. Er entsteht aus einer umfangreichen Sportjournalistik, aus Sportbehörden, Sportschulen, Sporthochschulen, Sportgelehrsamkeit, aus der Tatsache, daß es Sportminister gibt, daß Sportsleute geadelt werden, daß sie die Ehrenlegion bekommen, daß sie immerzu in den Zeitungen genannt werden.“<sup>71</sup> Verschiedene Institutio-

---

<sup>67</sup> Ebda., 187.

<sup>68</sup> Vgl. Blum, A., 1929, 5f.

<sup>69</sup> Ebda., 6f.

<sup>70</sup> Es gibt in der Literatur eine Vielzahl von Definitionsangeboten, was denn nun Sport [Vgl. Lobmeyer, Hans, 1983, 7-25; Steinkamp, Egon, 1983; Lenk, Hans, 1985, 7-39; Rademacher, Lars, 1998, 9-21.] und Spiel [Vgl. Scheuerl, Hans (Hg.), 1991.] eigentlich seien.

<sup>71</sup> Musil, Robert, 1978e, 691.

nen reden vom Sport und behaupten, sie wüßten, was damit gemeint sei, aber letztendlich kann keiner so genau sagen, was er denn nun wirklich ist, er stürzt eben in ein „Vakuum“. Diese Unbestimmtheit, wenn man sie ernst nimmt, macht den Sport gerade für die Literatur interessant, denn sie bietet ihm, in der Regel von ideologischen Ansprüchen entlastet, ein Medium an, in dem er sich vielgestaltig einschreiben kann. Hermann Kasack fand für diesen Sachverhalt in seinem Roman *Das große Netz* (1952) eine treffende Metapher: Auf einem Sportplatz wird ein Denkmal enthüllt. Herr Friedrich hält im Namen des „Fremden- und Verkehrsamts“ die Festrede. Zunächst unterstreicht er die Bedeutung, die der Sport seit Jahrzehnten für die Menschen besitzt, dann aber folgen seine kritischen Einwände: „so ließ [er] es nicht an Warnungen fehlen, im Sport allein das Abbild nationaler Kultur zu sehen. Die Wettkämpfe, die wie sonst kaum andere Veranstaltungen die kollektive Leidenschaft entflamten, dürften nicht dahin ausarten, den Menschen zur sturen Rekordmaschine zu machen. Es ginge um die 'Transzendenz' des Spiels. [...] Auf den Sinngehalt eingehend, führte Herr Friedrich aus, es hätte nahegelegen, im Denkmal die athletische Kraft zu verewigen oder den Ölbaumzweig des Friedenssiegers. Man habe indessen anders entschieden. Man habe bildhaft das Geheimnisvolle betont, das jedem Lebensvorgang und gerade dem Sport, dem bis zuletzt ungewissen Ausgang des Kampfes seine besondere Anziehungskraft verleihe.“<sup>72</sup> Schließlich wird das Denkmal vor dem erwartungsvollen Publikum enthüllt. Zum Vorschein kommt „eine riesige Sphinx aus grün lasiertem Stein.“<sup>73</sup> Mit diesem Rätselwesen katexochen wird die Unbestimmtheit, die den Sport auszeichnet, ausdrücklich betont. Sein Spielraum ist so groß, daß er auf die vielfältigste Weise interpretiert und funktionalisiert werden kann.

Kasack zeigt in der Folge beispielhaft, wie extrem der Sport gerade in der Literatur ausgelotet werden kann. Nachdem das Denkmal vorgestellt wurde, findet ein Fußballspiel zwischen dem Lokalverein Thusnelda und einer Auswahlmannschaft von Mitarbeitern des IFE statt. Diese Sequenz des Romans wird in den gängigen Sportanthologien unter dem Titel *Der Ball spielte mit den Menschen*<sup>74</sup> abgedruckt. Genau das trifft zu. Denn auf dem literarischen Fußballfeld spielt der Sport mit den Spielern, sie haben keinen durchgreifenden Einfluß auf *sein* Spielfeld,<sup>75</sup> denn die Regeln werden hier ignoriert und ins Paradoxe gewendet, aber nichtsdestotrotz geht der Wettbewerb weiter, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen. Zunächst werden mehrere Bälle ins Aus geschossen, sie verschwinden einfach, Ver-

---

<sup>72</sup> Kasack, Hermann, 1984, 171.

<sup>73</sup> Ebda., 172.

<sup>74</sup> Vgl. Goldmann, Bernd/Schwank, Bernhard (Hgg.), 1993, 154-156.

<sup>75</sup> Der Zufall spielt hier offensichtlich eine bestimmende Rolle. Nicht umsonst hebt 1965 Peter Handke, wenn auch ironisch, in seinem Artikel *Die Welt im Fußball* die Unberechenbarkeiten dieser Sportart hervor: „Je mehr sich sein spezifisches Gewicht dem der Luft nähert, desto weniger gehorcht er dem menschlichen Anstoß, und desto mehr gehorcht er den natürlichen Gesetzen der Erde und der Luft, die die menschliche Bewegungskraft und deren berechnete Geradlinigkeit zu einer ungeometrischen Unordnung verfälscht. Aber nicht nur infolge äußerer Umstände ist der Ball schwer zu bändigen. Er ist auch deshalb schwer unter die menschliche Kontrolle zu bringen, weil er rund ist. Die Kugelform des Fußballs ist gerade zu einem Symbol des unberechenbaren Zufalls geworden. Wir kennen die stereotypen Schlußsätze zu den Prognosen vor einem Fußballspiel: es sei zwar nach menschlicher Voraussicht dieser oder jener Ausgang zu erwarten, aber: man könne nie wissen, im Fußball sei alles möglich, denn das Leder sei *rund*.“ (Handke, Peter, <sup>6</sup>1972a, 134f.)

wirungen treten auf, die Zuschauer werden aggressiv. Das Chaos verstärkt sich, denn plötzlich fliegen, wie von Geisterfuß getreten, vier Bälle aufs Feld. Die Fußballer kämpfen eifrig mit ihnen, obwohl der Schiedsrichter die Halbzeit schon abgepfiffen hat. Die „magische Kraft des Fußballs“ führt sogar so weit, daß die Zuschauer sich begeistert auf den Rasen stürzen und sich an dem Kampf beteiligen. Sport, das wird hier deutlich, kann auf die vielfältigste Weise in Dienst genommen werden, seine Anschlußpotentiale sind so vielgestaltig, daß keine der gängigen Sporttheorien dieses Phänomen adäquat abbilden könnte. Die folgenden Kapitel, die verschiedene Sportmotive diskutieren, werden diese Einschätzung unterstützen.

## Turnen – „Frisch, frey, fröhlich und fromm“

1884 erschien Ludwig Eichrods *Turnerlied* in den *Fliegenden Blättern*, dort wird auf ironische Weise, wie die erste Strophe zeigt, das Turnen ausdrücklich als „ein deutsches Ding“ verortet. Zusätzlich ist dieser Sport aus Sicht der Aktiven eine „Kunst“, die den „Menschen“ vom „Thier“ unterscheidet. Das Turnen, spitzt man diese Argumentationslinie zu, ist ontologisch so hoch angereichert, daß dabei eine seltsame Wesensdefinition des deutschen Bürgers herauspringt:

### Das große Turnerlied.

Was Südmichel der Zerlauer über das edle Turnen gemacht hat.

Das Turnen ist ein deutsches Ding,  
Darum ich gern vom Turnen sing,  
'S ist eine Kunst und ein Pläsir,  
Des Menschen Vorzug vor dem Thier.



Die Seitenhiebe gegen das Turnen, die in den *Fliegenden Blättern* über mehrere Jahrzehnte hinweg auftauchen, richten sich vor allem gegen den hybriden Nationalismus der Turnbrüder. Der ist in der Tat „ein deutsches Ding“. Bereits am Beginn der Sportentwicklung standen Bestrebungen, das Turnen eng an gesellschaftspolitische Aufgaben<sup>1</sup> zu koppeln. 1816 erschien *Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze, Lern- und Lehrbuch für den Turn- und Geländesport*. Ihre Verfasser, Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Wilhelm Bernhard Eiselen, proklamieren ein Pamphlet gegen Napoleon und im gleichen Atemzug ein Manifest für die nationale Einigung. Im Unterschied etwa zu der schulischen „Indivi-

---

<sup>1</sup> „Guts Muths z.B. hatte am Ende des 18. Jahrhunderts in seiner Schrift 'Gymnastik für die Jugend' die Verbesserung des Gesundheitszustandes und die 'Verfestigung einer patriotischen Gesinnung' als Hauptziele seiner sportpädagogischen Konzeption formuliert. Die bereits im späten 18. Jahrhundert herausgebildeten pädagogischen Konzepte für eine planmäßige Leibeserziehung der breiten Volksschichten wurde nun insbesondere von Jahn aufgegriffen und in umfassendere Konzeptionen von Nationalerziehung und vormilitärischer Ausbildung umgesetzt. Sie wurde aber zugleich in umfassendere Ziele eingebettet – in ein soziales Konzept der Einbeziehung aller Schichten der deutschen Bevölkerungen und in ein politisches Konzept der nationalen Befreiung und Einigung. Durchaus umstritten aber war die inhaltliche Orientierung ihres politischen Engagements. Hier wurden schon bald deutliche Differenzen erkennbar. Sie wurden auf der einen Seite repräsentiert durch die deutsch-tümelnd-nationalistischen und konservativ-monarchistischen Tendenzen bei Jahn, auf der anderen Seite durch radikal-demokratische und liberal-republikanische Positionen“. (Baur, Uwe, 1989, 12.)

dualerziehung“ der Philanthropen gab Jahn der Turnbewegung „erstens eine andere theoretische Begründung und zweitens eine andere Organisationsform. Zur theoretischen Begründung: Jahn versah die Gymnastik mit dem Odium des Nationalen. [...] Deshalb sprach er auch nicht mehr von Gymnastik, sondern vom 'Turnen'“. <sup>2</sup> In der *Deutschen Turnkunst* findet man ein differenziertes pädagogisches und paramilitärisches Programm, das weit über die Körpererziehung im engeren Sinne hinausgeht: Anständigkeit, Sauberkeit, Geradlinigkeit, Ordnungsliebe und Staatstreue werden als Tugenden kategorisch eingefordert. Außerdem liefert Jahn seinen Nachfolgern eine ressentimentgeladene Ideologie, auf die wird bis ins Dritte Reich hinein zurückgegriffen.

Auch die Struktur der Turnvereine unterschied sich gegenüber den philanthropischen Schulen. „Er gab [ihnen] die Organisationsform des zeitgenössischen 'Vereins' und: seine Rechnung ging auf! Die Jugend erwies sich gegenüber dem im Hasenheide-'Turnverein' vermittelten Nationalsozialismus als besonders empfänglich.“ <sup>3</sup> Schon 1818 gab es „etwa 150 Turnvereine mit 12.000 Mitgliedern.“ <sup>4</sup> Besonders aufgeschlossen für die Turnbewegung war die akademische Jugend. Erst während des Vormärz rekrutierten sich die Mitglieder auch aus außerakademischen Kreisen. Seit 1815 expandierte die Bewegung ausgesprochen schnell. Der Grund: „Die Enttäuschung über die Wiener Entscheidung und der Widerstandswille gegen sie waren wichtige Antriebsaggregate“. <sup>5</sup> Die Turnvereine wurden neben den Burschenschaften allerdings vier Jahre später, 1819, mit den Karlsbader Beschlüssen verboten. In den vierziger Jahren, in der vorrevolutionären Zeit, trat die Turnbewegung mit ca. 90.000 Männern neben den Männergesangvereinen wieder auf die gesellschaftliche Bühne und mit ihr die Haßtiraden – die von Jahn <sup>6</sup> übernommen wurden – gegen das französische Volk. So erschien 1844 der *Liederkranz für die Turngemeinden des Vaterlandes*, hier wird auf die dumpfste Weise, wie das Lied *Eisenhut* zeigt, gegen die Feinde, die als „Kröten“ bezeichnet werden, angesungen:

Nun ist es Zeit zu wachen, eh Deutschlands Freiheit  
stirbt, und in dem weiten Rachen des Krokodils ver-  
stirbt; herbei, herbei, daß man die Kröten, die  
unsern Rhein betreten, mit aller Macht zu-  
rücke, zur Rhon und Seine schicke. <sup>7</sup>

Solche Diskriminierungen werden selbstverständlich auch kritisiert, so etwa in Heinrich Heines *Lobgesänge[n] auf König Ludwig* (1839-1846). Dort kritisiert er den Professor der

---

<sup>2</sup> Düding, Dieter, 1997, 81f.

<sup>3</sup> Ebda., 82.

<sup>4</sup> Langewiesche, Dieter, 1990, 24.

<sup>5</sup> Düding, Dieter, 1997, 85.

<sup>6</sup> Ein Beispiel aus Jahns Briefen sei zitiert, um seinen ideologisch ausgesprochen engstirnigen Blickwinkel zu dokumentieren: „Mit einem jungen Menschen, der in den Jahren von 1805-1813 geboren [also in der Zeit der napoleonischen Herrschaft], rede ich gar nicht, weil ich dieses vatermörderische Geschlecht für Bastardengezucht halte.“ (Zit. nach: Langewiesche, Dieter, 1990, 27.)

<sup>7</sup> Zit. nach: Ebda., 59.

Germanistik, Mitbegründer des deutschen Turnwesens, Verfasser von Turnerliedern und Initiator der Bücherverbrennung auf der Wartburg, Hans Ferdinand Maßmann. König Ludwig, betrübt, daß der „Winter naht“, spricht „seufzend zu sich selber“ – er zieht Bilanz:

Der Schelling und der Cornelius,  
Sie mögen von dannen wandern;  
Dem einen erlosch im Kopf die Vernunft,  
Die Phantasie dem Andern.

Doch daß man aus meiner Krone stahl  
Die beste Perle, daß man  
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,  
Das Menschenjuwel, den Maßmann –

Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,  
Das hat mir die Seele zerschmettert:  
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst  
Den höchsten Pfahl erklettert!

Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,  
Nicht mehr die platte Nase;  
Er schlug wie ein Pudel frisch-fromm-fröhlich-frey,  
Die Purzelbäume im Grase.<sup>8</sup>

Auf Schelling und Cornelius kann der König getrost verzichten, „Vernunft“ und „Phantasie“, in der Regel lobenswerte Eigenschaften, werden ironisch dem Purzelbaumschlagen nachgeordnet. Solch eine Hierarchie, die zugunsten des Turnens ausfällt, ist auf Dauer nicht durchzuhalten; sie führt zu einer eingeeengten Wirklichkeitswahrnehmung, die nicht mehr die gesamten Komplexitäten der Gesellschaft erfassen kann. So verwundert es nicht, daß nach der gescheiterten 48er Revolution, die Turnbewegung vorerst schachmatt gesetzt war. Erst als die deutsche Regierung die postrevolutionäre Vereinsgesetzgebung großzügiger auslegte, konnte die Turnbewegung „ein zweites Comback“<sup>9</sup> erleben. Jetzt kann man von einer Massenbewegung, vor allem einer bürgerlichen, die „1865 knapp 170.000 organisierte Turner“ umfaßte, sprechen. „Die Turnbewegung repräsentierte [...] alle damals als deutsch verstandenen Territorien und sie expandierte zu einer klassenübergreifenden Massenbewegung, was an ihrem dominant bürgerlichen, sprich: kleinbürgerlich-mittelständischen Charakter nichts änderte.“<sup>10</sup> Wieder werden die tradierten Feindbilder ins Leben gerufen, wieder werden die Turner durch holperig gereimte Lieder militärisch aufgerüstet. So fand zum Beispiel vom 2. bis 5. August 1863 in Leipzig das dritte allgemeine deutsche Turnfest statt. Die Turnkameraden wurden durch eine Broschüre mit entsprechendem Liederstoff versorgt. Zitiert seien drei Strophen aus dem Lied *Nach Leipzig! Turnermarsch nach Weimar. Wort und Weise nach Heinr. Jäde*:

---

<sup>8</sup> Heine, Heinrich, 1983, 145.

<sup>9</sup> Düding, Dieter, 1997, 88.

<sup>10</sup> Ebda.

Es ruft zum Feste das Jubeljahr  
Des Heldengesangs und der Schlachten,  
Wo auf des Vaterlandes Altar  
Die Deutschen ihr Opfer brachten;  
Wo sich erprobt frisch, froh und frei  
auch in dem Kampfe die Turnerei. [...]

Bei Leipzig tobte die Völkerschlacht:  
Die blutige Schmach ward gerochen,  
Des fremden Unterdrückers Macht,  
Das lastende Joch zerbrochen. [...]

Und Leipzig, sei das neue Korinth,  
Das *Deutschlands* Stämme vereinigt,  
Wo man die irthmischen Spiele beginnt,  
Von Sondergelüsten sich reinigt;  
Wo man zu heiligen Dienste sich weiht.  
Vaterland, wachse zur Herrlichkeit!  
Hörst du die Trommeln? Die Turner nah'n;  
Turner, die rufen – „*Freie Bahn!*“<sup>11</sup>

In diesem Lied wird auf knappstem Raum das Programm der Turner vorgestellt, – die nationale Ausrichtung ist nur zu augenscheinlich. Das „Jubeljahr“, in dem der Sieg der Völkerschlacht bei Leipzig (1813) gefeiert wurde, bietet den Turnern Anlaß, ihr Fest dort, wo die „Deutschen ihr Opfer brachten“, „frisch, froh und frei“ zu feiern. Aber nicht nur die militärische Selbstdefinition springt ins Auge, sondern auch das Bestreben nach nationaler Einigung. Und diese wird zwecks größerer Glaubwürdigkeit direkt historisch abgesegnet und legitimiert. Leipzig, als das „neue Korinth“, soll, nachdem man „zu heiligen Dienste sich [ge]weiht“, Ausgangspunkt der Vereinigung sein. Die wichtigste Aufgabe bei diesem Vereinigungswerk kommt dabei dem Turnvolk zu, denn es sorgt, zumindest in der Phantasie, für „*Freie Bahn!*“

Aber die Realität sieht anders aus: Der preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck ließ das Turnfest in Leipzig beobachten. Die oppositionellen Äußerungen blieben ihm nicht verborgen, logischerweise ergriff er entsprechende Gegenmaßnahmen. Auch der österreichisch-preußische Krieg, der zur preußisch-kleindeutschen Lösung führte, nahm der Turnbewegung den Wind aus den Segeln. So wurden die Turner zu „Apologeten des Bismarckschen Einigungswerks“.<sup>12</sup> Die mehr oder weniger revolutionäre Vergangenheit wurde, wenn auch mit erstaunlichen semantischen Verrenkungen, umgedeutet. Nach 1870/71 sah die Lage – nun mit verkehrten Vorzeichen – wie folgt aus: „Die Turner huldigten jetzt einem illiberalen, affirmativen, gänzlich spannungs- und konfliktfreien

---

<sup>11</sup> Hirth, Georg/Strauch, Eduard (Hgg.), 1863, 13.

<sup>12</sup> Düding, Dieter, 1997, 90.

Reichsnationalismus.“<sup>13</sup> In der Folge wurden die Sozialdemokraten in den Reihen der Turner nicht mehr geduldet, – ihr Ausschluß aus den Turnvereinen war bald Alltag. Die Turnbewegung geriet in den folgenden Jahrzehnten immer stärker in die Umklammerung der Politik. Der Weg des Turnerbundes ist damit, bis zu seiner Eingliederung in das Dritte Reich,<sup>14</sup> klar vorgezeichnet: „In der Weimarer Zeit wurde in der Turnerschaft völkisch-rassistisches Denken immer mehr salonfähig, und im April 1933, nur wenige Monate nach der NS-Machtergreifung, führte die 'Deutsche Turnerschaft' eilfertig in ihre Satzung den Arierparagraphen ein.“<sup>15</sup> 1,75 Millionen Turner ordneten sich mehr oder weniger freiwillig seit dem 30. Januar 1933 dem NS-Regime unter. Anfang und Ende der Turnbewegung werden in dem Turnfestfilm *Treu unserm Volke*, dessen Höhepunkt die Hitlerrede auf dem 15. Deutschen Turnfest war, dargestellt. Verfälschend geht die Regie mit dem historischen Material um: Statt die Brüche und Widersprüche aufzudecken, wird das gesamte Material nationalsozialistisch umgedeutet; die ausgestrahlten Bildmontagen suggerieren eine geschichtliche Kontinuität, die bei Jahn beginnt, über die Reichsgründung führt und dann in das Dritte Reich einmündet.

Die Vielfalt des Sports wird zwischen 1933 und 1945<sup>16</sup> gleichgeschaltet, – er verliert seine Autonomie als System, d.h. die Möglichkeit, Probleme der Umwelt nach systemeigenen Regeln zu behandeln. Diese Eindimensionalität zeigt sich immer wieder bei der Analyse von Sporttexten aus dieser Zeit. Vielfältig dagegen sind die administrativen Eingriffe der NSDAP. So wird zum Beispiel die „bürgerliche‘ Turn- und Sportbewegung, die sich bis 1933 für 'unpolitisch' erklärt [...], der Radikalkur der Politisierung unterzogen.“<sup>17</sup> Die Sportverbände und die Vereine müssen sich, falls dies nicht freiwillig geschieht, der totalitären Ideologie unterordnen. Reichsinnenminister Frick, den man als „Sport-Minister“<sup>18</sup> des Dritten Reiches bezeichnen kann, erläßt am 20. Juni 1940 folgende Verordnung: „Die staatliche Sportaufsicht umfaßt die allgemeine Leitung und Beaufsichtigung des deutschen Sports und seiner Förderung in sportpolitischer, sportfachlicher und sportverwaltungsmäßiger Hinsicht.“<sup>19</sup> Sport befindet sich damit in der festen Umklammerung des politischen Apparates; so waren viele Vertreter der Turn- und Sportbewegung<sup>20</sup> ohne Bedenken bereit, an der Umstellung auf ein autoritäres Führungssystem mitzuwirken. Carl Diem etwa, der bis 1933 Generalsekretär des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen war, spielte eine entscheidende Rolle bei der Neustrukturierung des Sports. In Erwartung seiner Berufung zum Reichssportkommissar im Range eines Ministerialdirektors entwarf er ein national-

---

<sup>13</sup> Ebda., 91.

<sup>14</sup> Vgl. zu der Thematik Turnen und Nationalsozialismus: Bernett, Hajo, 1990.

<sup>15</sup> Düding, Dieter, 1997, 94.

<sup>16</sup> Es gibt eine Vielzahl von Forschungsbeiträgen über den „Sport im Nationalsozialismus“. Folgende Bibliographie sei empfohlen: Peiffer, L./Spitzer, G., 1990, 35-74.

<sup>17</sup> Bernett, Hajo, 1983, 5.

<sup>18</sup> Ebda., 93.

<sup>19</sup> Zit. nach: Ebda., 94.

<sup>20</sup> Ernst Bloch kritisiert in *Das Prinzip Hoffnung* die nationalsozialistische Indienstnahme des Turnens: „und die Nazis, sich gar noch auf den Turnvater Jahn berufend, haben all das vollendet. Leibesübung, ohne die des Kopfs, hieß schließlich: Kanonenfutter sein und vorher Schläger.“ (Bloch, Ernst, <sup>5</sup>1978, 524.)

militärisches Sportprogramm. Die Heterogenität der Gesellschaft wollte Diem zum Beispiel über den Umbau des Vereinswesens aufheben: „Ziel: die freien Kräfte des Volkslebens in einheitliche Richtung bringen. Überfeinerung, Ziellosigkeit, Materialismus, Zersplitterung beseitigen. Nationale Durchglühung des Sports. Methode: lose Zügelführung bei Gutwilligen, Rücksichtslosigkeit bei Widerspruch und Faulheit. Führerwechsel wo notwendig.“<sup>21</sup> Diem wird nicht zum Reichssportkommissar gewählt, diesen Posten erhält der SA-Gruppenführer Hans von Tschammer. Er trägt intensiv zur nationalen „Durchglühung des Sports“ bei, – so wird der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen aufgelöst. Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen „schließt ihre Pforten, um 1936 der weltanschaulich ausgerichteten 'Reichsakademie für Leibesübungen' Platz zu machen.“<sup>22</sup> Der Arbeitersport und die Turn- und Sportlehrer-Verbände werden endgültig aufgelöst. Die liberalistischen Vertreter des Sports, die die Entfaltung der individuellen Kräfte fördern wollten, werden „undeutsch genannt, weil [sie] das Gemeinschaftsleben 'zersetzt[en]'.“<sup>23</sup> Sport erhielt nun einen sehr ernst gemeinten politischen Auftrag. Dem Gebot der Einheit und ideologischen Ausrichtung entspricht der Wille zur öffentlichen Darstellung eines einheitlichen Erscheinungsbildes. Damit will das Regime die Vielfalt der bisherigen sportlichen Veranstaltungen überwinden und zerstören. Aus völkischer Sicht wird die internationale Orientierung des Sports entschieden abgelehnt. Indem man dessen Vertretern ein abstraktes Welt-Bürgertum unterstellt, fordert man die Umgestaltung zu einem „deutschen Sport“ als Mittel der Nationalerziehung. Der deutsche Wehrsport dagegen ist der zentrale Orientierungspunkt für die radikale Regierung. Besonders das Turnen tritt in den Vordergrund, weil es seit seinen Anfängen viel Wert auf die militärische Ausbildung legt.

F.U. Geißler stellt dieses Programm in dem Gedicht *Der Sportplatz*<sup>24</sup> vor. Das lyrische Ich, von einer Sinnkrise geplagt – „das Dasein schien nichts wert“ – wird recht schnell von seiner depressiven Phase erlöst, denn es kommt „plötzlich zu dem Ort,/Wo sich hundert junge Leute/Tummelten in muntre'm Sport“. Hier herrschen „Kraft und Ordnung“, die jungen „Prachtgestalten“ trainieren hart für ihre körperliche Ertüchtigung, aber trotzdem „fröhlich, frisch und frei“. Das Leben bekommt wieder Sinn, denn das Turnen vertreibt nicht nur die persönlichen „Sorgen“, ein anderer Aspekt steht vielmehr im Vordergrund: „Nur ein nimmermüdes Streben/Hilft uns einst zur rechten Tat,/Wenn die große Stunde naht./Deshalb treiben wir den Sport.“ Er wird also ganz ausdrücklich für politische und gesellschaftliche Ziele vereinnahmt. Das ist nicht verwunderlich, denn Deutschland war nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg in jeglicher Beziehung ruiniert. Noch bevor die Verfassung der Weimarer Republik in Kraft trat, mußte die Nationalversammlung in Weimar auf ultimativen Druck der Sieger den Versailler Vertrag annehmen. Dessen Bestimmungen legten dem neuen Staat schwere Lasten auf. Die Demütigungen, denen breite Bevölkerungsschichten ausgesetzt waren, sind nur zu bekannt. Deswegen verwundert es nicht, daß der Sport immer

---

<sup>21</sup> Zit. nach: Bernett, Hajo, 1981, 230.

<sup>22</sup> Ebda., 236.

<sup>23</sup> Ebda., 212.

<sup>24</sup> Geißler, F.U., 1922, 21f.

häufiger strapaziert wurde, um eine wehrfähige Jugend heranzubilden, die dann zu gegebener Stunde Rache üben sollte. Das lyrische Ich, die Hoffnung auf den Sport ausgerichtet, malt sich die Zukunft folgendermaßen aus:

Doch in meiner Seele klang  
Leis ein tröstender Gesang:  
Liegen, von Gewalt bezwungen,  
Wir auch jetzt in Unheils Hast,  
Unsre hoffnungsfrohen Jungen  
Üben die gelenke Kraft,  
Daß uns einst aus Leid und Mühe  
Eine bessere Zukunft blühe.  
Sei gesegnet fort und fort  
Deutsche Jugend, deutscher Sport!

Vielfältig sind in der Weimarer Republik und im Dritten Reich die Bemühungen, den deutschen Sport, so wie bei Geißler, als Wehrersatz zu rechtfertigen. Dazu später mehr. Auch wenn die Turnbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr ihre nationalistischen Pamphlete verkündet, so sind ihre Ideen immer noch im kollektiven Gedächtnis eingeschrieben, das läßt sich im gesamten 20. Jahrhundert kontinuierlich an der Sportliteratur ablesen. So rechnet noch 1961 Siegfried Lenz mit Jahn in seinem Aufsatz *Vorturner der Nation – Friedrich Ludwig Jahn: ein Jubiläum in moll* ab. Die unterschiedlichsten Turnmotive kommen in sein kritisches Blickfeld. Zunächst steht die Deutschtümelei des Turnvaters, die alle Lebensbereiche umgreift, zur Diskussion: „Der Turner wird in Rede, Feier und Lied 'erfaßt', kleidet sich 'deutsch' (das heißt: in graues Leinen), ißt Salz und Brot, und falls er Durst bekommt, labt er sich vorzugsweise mit einem Trunk aus deutschem Quellwasser.“ So aufdringlich deutsch ausgestattet, werden die übrigen Nationen mit Verachtung bedacht. „Er sprach vom 'öden Elend wahngeschaffener Weltbürgerlichkeit' und plädierte für ein grobes, wie er meinte: herzerfrischendes, deutsches Mannestum.“<sup>25</sup> Die Reduktion der Turnbewegung auf den deutschen Mann gibt selbstverständlich nicht viel her, deshalb bringt Lenz die Turner-Weltanschauung pointiert auf einen Nenner: „figürlich gesprochen, glaubte [Jahn], durch die Kniebeuge alles ändern und durchsetzen zu können: die patriotische Gesinnung, die Enthaltbarkeit, eine Kleiderreform, eine neue Völkerpsychologie, und wahrscheinlich hätte er Kniebeugen auch gegen abstehende Ohren verordnet.“<sup>26</sup> Lenz greift in seiner Kritik auf die bekannten Turnmotive zurück: Turnen als ein „deutsches Ding“, Antiweltbürgerlichkeit, Pflichterfüllung, Militarismus, Patriotismus, omnipotenter Männlichkeitswahn, Frauenfeindlichkeit und körperliche Ertüchtigung. Im Folgenden werden diese 'Turneigenschaften' in ihren unterschiedlichsten Formen vorgestellt und diskutiert.

Werfen wir zunächst einen Blick auf einen Text, der sich ausdrücklich nur mit dem Turnen auseinandersetzt, die *Turnstunde* (1902) von Rainer Maria Rilke. Der Schüler Karl Gruber,

---

<sup>25</sup> Lenz, Siegfried, 1997b, 360.

<sup>26</sup> Ebda., 364f.

schwächster Turner, „der Allerletzte“ der „Militärschule zu Sankt Severin“,<sup>27</sup> stirbt, so paradox es zunächst auch klingen mag, nach der erfolgreichen Bewältigung einer Kletterstange. Seine Leistung und sein Verhalten sind erstaunlich: Er, der immer im Hintergrund stand, klettert die Stange hinauf, ohne daß ihn sein Turnlehrer, ein junger Offizier, dazu auffordert. Gruber vertauscht die bisherigen Begriffsachsen. Er, der schlechte Turner, der in der Militärschule nicht die geforderte Sportleridentität entwickeln kann, wächst über sich hinaus: „Er hat die nächste Stange erfaßt und zieht sie mit ungewöhnlicher Kraft nach vorn [...]. So erwartet er die Riege und betrachtet – wie es scheint – mit besonderem Vergnügen den erstaunten Ärger des kleinen polnischen Unteroffiziers, der ihm zuruft, abzuspringen. Aber Gruber ist diesmal ungehorsam, und Jastersky, der blonde Unteroffizier, schreit erbost: 'Also, entweder Sie kommen herunter oder Sie klettern hinauf, Gruber! Sonst melde ich dem Herrn Oberlieutenant ...'. Und da beginnt Gruber, zu klettern, erst heftig mit Überstürzung, [...] mit einer gewissen Angst [...]. Dann verlangsamt sich seine Bewegung; und als ob er jeden Griff genösse, [...] zieht er sich höher, als man gewöhnlich zu klettern pflegt.“<sup>28</sup> Irritationen treten auf. Gruber bricht plötzlich „in das Disziplinaruniversum der Militärschule als Subversion ein, wer so schlecht ist wie er, kann sich nicht mit einem Schlag auszeichnen.“<sup>29</sup> Der Schüler überdehnt „mit besonderem Vergnügen“ die gewohnten, eingeschliffenen Semantiken des militärischen Schulturnens.<sup>30</sup> Sein Verhalten kann vom Lehrer nicht nachvollzogen und gewürdigt werden. Statt der erhofften Anerkennung erhält Gruber nach der erfolgreichen Bewältigung der Stange einen Befehl, der so gar nicht zu seinem Erfolg passen will. Der Pole kann den Sieg des Zöglings nicht als Erfolg verbuchen, die militärischen Konditionierungen sitzen bei ihm zu fest, deswegen erregt dieser Erfolg, – weil er außerhalb der geregelten Bahnen geschieht, nur Haß und Wut statt Anerkennung: „'Gruber!'

---

<sup>27</sup> Rilke, Rainer Maria, 1996, 435.

<sup>28</sup> Ebda., 435f.

<sup>29</sup> Gebauer, Gunter/Lenk, Hans, 1988, 148.

<sup>30</sup> Keine Chance dagegen besitzt der Schüler Alma Venus gegen das militärische Schulsystem in Ernst Weiss' Roman *Der Aristokrat* (1928). Der wasserscheue Alma, der etwas mädchenhaft wirkt und deswegen als Außenseiter behandelt wird, soll vor der gesamten Klasse schwimmen lernen. Ihm werden zwei Riemen um die Schultern gelegt, und er wird mit einer Angel zu Wasser gelassen. Durchaus also ein normaler Vorgang, um schwimmen zu lernen, aber die Umstehenden bereiten dem Jungen die Übungen zur Qual. Das Sportsystem wird nicht als Selbstzweck angesehen, denn dann könnte Alma in Ruhe schwimmen lernen, vielmehr werden externe Einflüsse ins Spiel gebracht: Aggressionen und militärische Anforderungen. Sport entgleitet so zur grausamen Farce. Die Mitschüler lachen ihn erbarmungslos aus. Almas „moralische Widerstandskraft“ nähert sich dem Nullpunkt. Plötzlich richtet sich die Aufmerksamkeit des anwesenden Fürsten, der entfernt mit ihm verwandt ist, auf den Ängstlichen. Der Fürst verbucht dessen verkrampften Schwimmversuch höchst unwillig. Er greift deswegen ins Geschehen ein: „Er lehnt sich nun [...] an das Geländer und raunt dem Jungen an der Angelrute zu: 'Nur Mut, Baby! Hopp!' Gerade das macht das arme Baby ganz kopfscheu. [...] Und nach ein paar schlechten, kraftlosen Schwimmbewegungen geschieht das Unglaubliche: Alma verliert die Fassung, beginnt nach der Mutter zu schreien“. (Weiss, Ernst, 1928, 125f.) Unglaublich, daß in einer Militärschule für Adelige einer so aus der Reihe tanzt und nach seiner Mutter schreit, damit widerspricht er den gesamten männlichen und soldatischen Tugenden, die sein Stand zu verteidigen bemüht ist. Diese Schwäche wird, obwohl die Demütigung schon total scheint, vom Fürsten bestraft, – er übernimmt nun das Kommando: „'Geben Sie einmal her!' sagt er zu mir und nimmt mir die Schwimmstange aus der Hand. Er bringt durch bruskes Aufrichten des Instrumentes den Knaben dazu, sich im Wasser zu heben, richtig wie ein geangelter Fisch. [...] Hilflos schlägt der Unselige mit Armen und Beinen [...]. Er prustet und ruft: 'Hilfe, Mutter! Ich ertrinke!' Lautes Gelächter der Zöglinge.“ (Ebda., 127.) Alma muß anschließend (konsequenterweise) das Internat verlassen.

brüllt der Unteroffizier und die Stimme schlägt ihm über. Dann wartet er eine Weile und sagt rasch und heiser [...] 'Sie melden sich nach der Stunde. Ich werde Ihnen schon ...'.<sup>31</sup> Der Lehrer ist nicht in der Lage, sich auch nur ansatzweise auf die ungewöhnliche Situation einzulassen, kein Wunder, denn er besitzt in seinem Regelrepertoire keine Handlungsanweisungen für solch einen paradoxen Fall. Die Turnwelt ist, in der Gestalt Jasterskys, bedingt durch ihre intolerante und verengte Wirklichkeitsinterpretation, nicht in der Lage, human zu reagieren. Es kommt zu keiner Bestrafung mehr, weil der Schüler stirbt. Gruber, der kurz zuvor die Turnstange besiegt hat, besiegt nun auch das turnerisch-militärische Schulsystem. „Der Tod führt die Nützlichkeits-Maxime des Turnunterrichts ad absurdum. Die unbegreifliche Leistung und der Tod stellen als Subversion und Anarchie die größte Bedrohung des disziplinar betriebenen Sports dar. Die hohe Leistung macht keinen Sinn mehr, der sich im Sterben entziehende Körper kann von den Disziplinarinstrumenten nicht mehr erreicht werden.“<sup>32</sup> Radikaler und konsequenter kann die Verneinung des gehaßten Systems<sup>33</sup> nicht vollzogen werden. Und sie geschieht, so läßt sich vermuten, mit Befriedigung, denn als er sich die Stange hinaufzog, war es, „als ob er jeden Griff genösse“.

Ein vergleichbares anarchisches Verhalten findet man, auch wenn es sich hier nicht um einen Turntext handelt, in Alan Sillitoes Roman *Die Einsamkeit des Langstreckenläufers* (1959). Colin Smith, Zögling einer Erziehungsanstalt, wird vom dortigen Direktor im Langstreckenlauf gefördert. Dieser will durch Colin nicht nur seine strenge *mens sana in corpore sano*-Philosophie bestätigt wissen, sondern er möchte auch sein berufliches Ansehen stärken. Die Grenzen zwischen den beiden Protagonisten sind deutlich markiert, hier der Vertreter eines rigiden Erziehungssystems, dort der junge Sportler, für den das Laufen Freiheit bedeutet. Es kommt zu einer interessanten Auseinandersetzung. Bei dem alljährlich stattfindenden Laufwettbewerb soll Colin siegen, um das System seines Direktors zu bestätigen. Mit seinem Erfolg würde Smith die Regeln der Anstaltsautorität und damit auch die der Gesellschaft akzeptieren. Doch der Junge unterläuft den binären Code – Sieg/Niederlage –, der den Sport *nur* so funktionieren läßt. Colin führt bis kurz vorm Ziel das Läuferfeld an, aber dann läuft er, den Sieg vor Augen, einfach nicht weiter. Er läßt sich freiwillig von seinem Verfolger überholen, um seine Autonomie, seine Freiheit und seine Lebensweise zu beweisen: „Und ich werde das Rennen verlieren, denn ich bin nun mal kein Rennpferd [...]. Ich bin ein Mensch mit eigenen Gedanken und Geheimnissen und einem verdammt eigenen

---

<sup>31</sup> Rilke, Rainer Maria, 1996, 437.

<sup>32</sup> Gebauer, Gunter/Lenk, Hans, 1988, 148f.

<sup>33</sup> In Günter Grass' Novelle *Katz und Maus* (1961) funktioniert der Turndrill in der Schule dagegen reibungslos. Als der Ritterkreuzträger Kaleu in seine alte Schule eingeladen wird, führt er zusammen mit den Schülern und Studienrat Mallenbrandt eine Turnstunde durch, die Schüler beteiligen sich eifrig und engagiert unter den Augen des Kriegshelden. Grass beschreibt die Turnhalle ironisch mit christlichen Attributen: „Unsere neugotische Turnhalle wirkte im gleichen Maße feierlich, wie die Marienkapelle auf Neuschottland [...]. Während in der Marienkapelle Opfer, Wandlung und Kommunion vollausgeleuchtete zauberlose und umständliche Betriebsvorgänge blieben [...] wirkte im mystischen Licht unserer Turnhalle das simple Auslösen jener beiden Korbballmannschaften [...] feierlich und ergreifend, ähnlich einer Priesterweihe oder Firmung“. (Grass, Günter, <sup>24</sup>1985a, 56.)

Leben“.<sup>34</sup> Damit handelt er konsequent, denn Colin umschreibt seinen unüberbrückbaren Konflikt mit der Gesellschaft mit den Begriffen „in-laws“ und „out-laws“ – innerhalb und außerhalb des Gesetzes Lebende. Smith interpretiert diese Differenz als Krieg. Er muß sich selbst, seinen Mitzöglingen und der Gesellschaft beweisen, daß er ein wirklich freier Mensch ist. Zwar können ihn der Direktor oder die Polizei einsperren, aber das widerspricht nicht der Tatsache, daß der Zögling frei handelt. „Den ganzen Tag können sie uns nachspionieren, um zu sehn, ob wir uns zusammenreißen und gut arbeiten und unseren 'Sport' treiben, aber unser innerstes Wesen können sie doch nicht röntgen, um rauszufinden, was sich da abspielt.“<sup>35</sup> So zieht er die Rolle des Außenseiters ebenso bedingungslos wie Gruber vor.

Trotz überzeugender Kritik am Turnen, um wieder zum Ausgangspunkt zurückzukommen, wird es von anderen Autoren immer noch recht wehevoll und national verhandelt. Zehn Jahre nach Rilkes *Turnstunde* erschien 1912 Hermann Burtes Roman *Wiltfeber der ewige Deutsche – Die Geschichte eines Heimatsuchers*. Dort werden in dem Kapitel *Ich gehe zum Fünfkampf an das Turnfest auf den Kapf* die turnerischen Regularien präzise beschrieben. So schlossen sich die Turner „in einen Kreis zusammen, sangen das Lied: Turner auf zum Streite! und flehten den Segen des alten Meisters auf ihre Kunst herab“.<sup>36</sup> Nachdem Turnvater Jahn – der christliche Gott wird offensichtlich nicht mehr benötigt – angebetet wurde, dankt Wiltfeber, sehr mild gestimmt, im Stillen seiner „Heimat“ und seinem „Volk“. Ohne Deuschtümelei funktioniert das Turnen selbstverständlich auch hier nicht. Der Heimatsucher liefert einen prächtigen Wettkampf (bis auf einen kleinen Ausrutscher) und gewinnt den Fünfkampf überlegen. Die Bewunderung der Jugend ist ihm gewiß. „Und er sah die Jungen mit den blonden Köpfen, wie sie ihn anstarrten: scheu und ehrfurchtsvoll bewunderten sie den unheimlichen Mann [...]. Und nahmen sich vor, auch so zu werden und so zu tun. [...] Das Volk will immer noch Helden sehen, und zum König möchte es immer noch den Stärksten, Klügsten, Besten haben. Das Volk hat noch da und dort einen letzten Rest der alten heldischen Art und Gesinnung bewahrt und liebt aus diesem Empfinden heraus das volkstümliche Turnen, welches einen allseitig durchgebildeten und beherrschten Körper verlangt: Verkümmert, verschult, verregelt, ververeinelt ist der Urtrieb, aber er ist noch da.“<sup>37</sup> Der moderne Held ist nur noch ein gut durchtrainierter Turner, er soll Vorbild für die Jugend, eine vornehmlich blonde, sein. Noch können die Jünglinge, wenn sie pflichtgemäß turnen, einen allseitig ausgebildeten Körper,<sup>38</sup> der sie zur Wehrtüchtigkeit erzieht, ausformen, denn der „Urtrieb“ kann, auch wenn von Bildung und Schule verkümmert, immer noch aktiviert werden. Aber ganz so harmonisch, wie es auf den ersten Blick scheint, ist die Turnwelt Burtes nicht mehr, – sie bekommt Risse. Obwohl Wiltfeber den Fünfkampf gewinnt, kommt er beim Steinwurf ins Schwanken, der Granitbrocken, den die Turner mit

---

<sup>34</sup> Sillitoe, Alan, 1975, 13.

<sup>35</sup> Ebda., 9.

<sup>36</sup> Burte, Hermann, 1912, 92.

<sup>37</sup> Ebda., 108.

<sup>38</sup> Das Männlichkeitsideal gehört zu den Fundamenten der Turnbewegung, eine Kostprobe aus dem Lied *Turnerwerth* sei vorgestellt: „Der Turner ringt nach hohem Ziel:/ein Mann zu sein, wie Gott ihn will./Er stählt des Leibes Kraft und Mark,/Macht so die Seele frei und stark.“ (Zit. nach: Langewiesche, Dieter, 1990, 45.)

jedem Arm zehnmal zu stemmen haben, fällt ihm aus der Hand. Dafür wird er vom Kampf-richter regelkonform bestraft. „Zweieinhalb Punkte Abzug für die fehlenden fünf Hebungen, einen Punkt Abzug für das Fallenlassen des Steins.“<sup>39</sup> Die Männerwelt der Sportler wird von einer Frau bedroht, die geregelte Ordnung des Turnens, in der Gestalt Wiltfebers, verliert für kurze Zeit die Herrschaft: „Eine Dame, eine große wirkliche Dame stand auf der Treppe des Turmes und sah von dort auf den Stemmenden. [...] er unterlag dem Zauber der Blonden und verlor die Herrschaft über sich und den Stein. Und wenig fehlte, er wäre bewußtlos geworden.“<sup>40</sup> Doch der Zauber ist nur von kurzer Dauer, der angeschlagene Wiltfeber sammelt sich wieder. Eine Tendenz wird hier immerhin angedeutet: Zwar präsentiert Burte ganz ausdrücklich Turnen als völkische und paramilitärische Angelegenheit, die sich in den Dienst der Nation zu stellen hat, – dieses Programm durchzieht nicht umsonst den gesamten Roman, aber schon ein kurzes Frauenintermezzo bringt den Sportler nahe an die Bewußtlosigkeit. Die per definitionem starken Turnmänner, die Helden des Volkes, sollten doch, so möchte man meinen, einer Frau widerstehen können. Wiltfeber kann das nicht mehr leisten, Turnen wird damit anfällig für externe Einflüsse.

Die radikale Kritik am Turnen kommt dagegen – im Gegensatz zu Burte – offen daher. Rilke destruierte ihn ohne Umwege radikal. Und in Ringelnatz' *Turngedichten* (1923) wird es parodistisch und satirisch unterminiert. Zielscheibe seines Spotts sind die unterschiedlichen Disziplinen, wie etwa die *Freiübungen*, der *Klimmzug* und das *Keulenschwingen*, aber auch der *Turnermarsch* gerät unter Beschuß, ebenso der *Athlet*. Parodiert wird vor allem die problematische Überschneidung von Turnen und Vaterland sowie das komische, seltsam anmutende Gebaren der übenden Turner, so zum Beispiel in dem Gedicht *Klimmzug*:

Das ist ein Symbol für das Leben.  
Immer aufwärts, himmelan streben!  
Feste zieh! Nicht nachgeben!  
Stelle dir vor: Dort oben winken  
Schnäpse und Schinken.  
Trachte sie zu erreichen, die Schnäpse. [...]  
Immer weiter, herrlichen Zielen entgegen. [...]  
Klimme wacker,  
Alter Knacker!  
Klimme, klimb  
Zum Olymp!  
Höher hinauf!  
Glückauf!  
Kragen total durchweicht.  
Ah – äh – äh – endlich erreicht.  
Das Unbeschreibliche zieht uns hinan,  
Der ewigweibliche Turnvater Jahn.<sup>41</sup>

---

<sup>39</sup> Burte, Hermann, 1912, 109.

<sup>40</sup> Ebda., 110.

<sup>41</sup> Ringelnatz, Joachim, 1923, 13.

Der Klimmzug als „Symbol für das Leben“ suggeriert zunächst, daß Bedeutendes folgt. Doch die „herrlichen Ziele“ sind recht alltäglich, eben Schinken und Schnäpse. Die sich in der Regel weihevoll gebenden Turner werden semantisch degradiert. So wird der geheiligte Turnernimbus radikal auf das reduziert, was er in Wirklichkeit ist: ein starrer Provinzialismus. Zugespitzt wird Ringelnatz' Kritik durch die Parodie auf Goethes Schlußverse des *chorus mysticus*. Die Turner, die sich nur allzu gerne mit den Klassikern schmückten und sie ideologisch verzerrten, bekommen es jedoch diesmal heimgezahlt. Ihre Weltsicht wird – den Goetheschen Gegensatz vor Augen – entlarvt. Nicht das Ewigweibliche, das einen hochkarätigen Aussagewert im *Faust* besitzt, gibt dem Leben Substanz, sondern sein engstirniger Gründer. Und dieser Weg „hinan“ zum Jahnschen „Olymp“ wird obendrein nur noch stöhnend und verschwitzt erreicht, kein erstrebenswertes Turnerleben möchte man da bemerken. Die *Turngedichte* können selbstverständlich auch anders interpretiert werden, so etwa von Karl Schnog in seinem Gedicht *Die Vorkämpfer* (1925).<sup>42</sup> Dort geschieht Erstaunliches. Ringelnatz und Jahn werden als „Vorkämpfer“ des Turnens gepriesen, beide haben „kraft ihres Eifers und treffenden Worts/zum Besten des Turnens und fröhlichen Sports/allerhand für ihre Nachwelt getan.“ Der Dichter forciert den Bekanntheitsgrad des Sports, auch wenn er ihn ins Lächerliche zieht, durchs Wort, Jahn durch seinen Eifer. Im Schlußvers allerdings werden beide Bereiche vereint. Jahn und Ringelnatz werden gleichrangig verhandelt. Die umgedrehte Namenszuweisung verdeutlicht das: „Turnvater Ringelnatz, Joachim Jahn!!“ Verkehrte Welt, aber so einfach liegen die Dinge nicht. Schnogs Einschätzung, und das sollte nicht unterschätzt werden, zeigt, wie mächtig das Turnen in den Mentalitäten breiter Bevölkerungsschichten verankert war, und zwar wohlwollend. So kann es selbstverständlich auch vorkommen, daß die *Turngedichte* nur von ihrer heiteren, aufgelockerten Seite, also zugunsten des Turnens, wahrgenommen werden. Bitterernst dagegen 1921 die Kritik in der *Monatszeitschrift für Turnen, Spiel und Sport*: „Witzig sein sollende Reimereien, die den sittlichen Anstand in schamloser Weise verletzen, gemeine Zoten und Spöttereien. Vor dem Ankauf des anmaßlichen Machwerks sei gewarnt.“<sup>43</sup> Genauso eindeutig wird 1932 Erich Kästners Gedicht *Der Handstand auf der Loreley*<sup>44</sup> vom Publikum verstanden. Der Turner, der Held, wird konsequent in seinem trivialen Handeln demaskiert. Ort der Handlung ist die sagenträchtige Loreley, inzwischen, so Kästner, stirbt man „nicht mehr beim Schifften,/bloß weil ein blondes Weib sich dauernd kämmt.“ Man stirbt aus anderen Gründen:

Nichtsdestotrotz geschieht auch heutzutage  
noch manches, was der Steinzeit ähnlich sieht.  
So alt ist keine deutsche Heldensage,  
daß sie nicht doch noch Helden nach sich zieht.

Erst neulich machte auf der Loreley  
hoch überm Rhein ein Turner einen Handstand! [...]

<sup>42</sup> Schnog, Karl, 1949, 101.

<sup>43</sup> *Monatszeitschrift für Turnen, Spiel und Sport*, 1921, Heft 2.

<sup>44</sup> Kästner, Erich, 1973, 20f.

Da trübte Wehmut seinen Turnerblick.  
Er dachte an die Loreley von Heine.  
Und stürzte ab. Und brach sich das Genick.

Das heldenhafte Unternehmen des Turners wird als steinzeitlich enttarnt, der deutsche Sportler vollbringt seine sinnlose Leistung auf historisch-mythologischem Terrain, einem, das als explizit deutsch gilt. Aber die Trivialität des Handstandes kann nicht mit der hochaufgeladenen Bedeutung in Einklang gebracht werden, die die Loreley seit Jahrhunderten im Bewußtsein der Bevölkerung einnimmt. Daß der Turner gerade in dem Augenblick sein Gleichgewicht verliert, als er an Heines *Loreley* denkt, ist nur zu konsequent. Heldentum wird hier zu einer Leerformel, die am Vorabend des Dritten Reiches in ihrer Bedeutungslosigkeit offengelegt wird: „Er war ein Held. Das dürfte wohl genügen.“ In Kästners autobiographischer Schrift *Als ich ein kleiner Junge war* (1957) gibt es ein Kapitel, das mit *Riesenwellen und Zuckertüten*<sup>45</sup> überschrieben ist: Mit sechs Jahren war Kästner bereits begeistertes Mitglied eines Turnvereins; er verdammt diesen Sport nicht. Vielmehr distanziert er sich von einem falsch verstandenen Heldentum. Hier wird der Loreley-Turner vollends demaskiert, er ist schlichtweg „dumm“: „Ich wollte turnen und turnte, weil es mich freute. Ich wollte kein Held sein oder werden. Und ich bin auch keiner geworden. Kein falscher Held und kein echter Held. Wißt ihr den Unterschied? Falsche Helden haben keine Angst, weil sie keine Phantasie haben. Sie sind dumm und haben keine Nerven. Echte Helden haben Angst und überwinden sie.“<sup>46</sup>

Ebenso eindeutig wie bei Kästner wird das Turnen nach dem Zweiten Weltkrieg literarisch verhandelt, seine destruktiven, menschenverachtenden Aspekte treten konsequent formuliert in den Vordergrund. So etwa in Gabriele Wohmanns Hörspiel *Der Fall Rufus. Ein Elternabend*, es wurde erstmals 1969 gesendet. Wohmann wandte sich dem experimentellen Zeithörspiel zu, weil es ein Medium ist, das im angespannten politischen Klima der 60er Jahre die Kritik an der bundesdeutschen Nachkriegsentwicklung neuartig und zugreifend darstellen konnte. *Der Fall Rufus* schildert den Verlauf eines Elternabends in der Aula eines altherwürdigen deutschen Gymnasiums. Eltern und Lehrerkollegium beraten, ob man dem ehemaligen Primaner Rufus nachträglich das Reifezeugnis zuerkennen soll. Rufus (lat. Der Rote), von der Lehrerschaft wegen seines unsportlichen Verhaltens als „Drückeberger“ abqualifiziert, hatte in einem Leserbrief der Lokalzeitung die nationalsozialistische Vergangenheit einiger Studienräte enthüllt, damit schafft sich der junge Rebell nur Feinde. Schließlich erhängt sich der Schüler, weil er die gehässigen Angriffe und die Schikanen der Lehrer und Klassenkameraden nicht mehr aushält. Rufus ordnet sich nicht dem unbeugsamen Postfaschismus, der von ihm Konformität fordert, unter. Oberstudienrat von Hessel, für die Fächer Mathematik, Physik und Sport zuständig, formuliert dieses Programm: „Der junge Mensch gehört in die Gemeinschaft, wo sein natureigener Idealismus sich am gemeinschaftlichen Geistesgut entzünden möchte. Im Hinführen zu gemeinschaftlichem Denken

---

<sup>45</sup> Vgl. Kästner, Erich, 1996, 85-89.

<sup>46</sup> Ebda., 88f.

sehe ich [...] den Kern unserer Erziehungsaufgabe, und das ist der Grund, weshalb ich [...] den Sport auserwählte, weil sein Wesen jegliches Einzelgängertum verbietet. Sport heißt Gemeinschaftssinn.“<sup>47</sup> Und dieser soll den Westen vor den Kommunisten, und damit auch vor Rufus, dem Roten, schützen. Auch der Direktor des Gymnasiums ruft seinen Zuhörern dieses Ziel kategorisch ins Gedächtnis: „Und gerade in der Ost-West-Auseinandersetzung haben wir diesen gesunden Staat nötig. Unter- und Einordnen für ein höheres Ziel – Wir brauchen den Machtblock, den wir dem Kommunismus entgegenstellen ...“<sup>48</sup>. Zwischen diesen Fronten gibt es von schulischer Seite aus keine Alternative. Aber da spielt Rufus genauso wenig mit wie Gruber und Colin Smith.

Die anwesende Versammlung wird konsequenterweise als unverbesserlich entlarvt. Verhaltensweisen der Vergangenheit werden von den Eltern, Schülern und Lehrern ohne Bedenken verteidigt. Man gibt sich rassebewußt und sucht faschistische Geisteshaltung durch sogenannte Klassiker-Zitate zu legitimieren. Jürgen etwa, der Schulsprecher und Primus des Gymnasiums, hält vor dem Auditorium eine Rede. Sie konzentriert sich weniger auf Rufus, vielmehr wird ein Zitat an das andere gereiht. Ein Ausschnitt: „Die an vielen andern Schulen geübte Untugend eines bellum omnium in omnes (Beifall) möchte ich als Xenophon-Preisträger dieser Anstalt in diesem Sinne scharf verurteilen. Um mit dem griechischen Philosophen Protagoras zu sprechen: anthropos metron hapanton.“<sup>49</sup> Statt alltagssprachlich zu argumentieren, reichert er seine Rede mit antiken Bildungsfragmenten an. Wohmann kontert mit den provokativen Collage-Graphiken von Klaus Staeck, sie bilden ein wirkungsvolles Pendant<sup>50</sup> zum literarischen Text. AJAX „schafft blanke Sauberkeit!“ So wünscht sich die Mehrheit der Bevölkerung ihr Nachkriegsdeutschland, blitz-blank und obendrein mit weißer Weste. Die Realität sieht jedoch anders aus. Die Bürger verdrängen zum größten Teil ihre Kriegsschuld, aber die kann nicht so einfach mit AJAX gereinigt werden, denn die Vergangenheit meldet sich immer wieder zu Wort.



Klaus Staeck<sup>51</sup>

<sup>47</sup> Wohmann, Gabriele, 1979, 138.

<sup>48</sup> Ebda., 163.

<sup>49</sup> Ebda., 130.

<sup>50</sup> Auch die Musik wird unterschwellig als positive Gegenwart zur Hilfe gerufen. Eine Reihe von szenisch-musikalischen Effekten sind in den Text eingebunden: Schuberts „Fremd bin ich eingezogen“, Johann Sebastian Bachs Arien „Erbarme Dich“ und „Ich steh mit einem Fuß im Grabe“ aus der Matthäus-Passion. Dieses Tonmaterial kann als Bewußtseinsträger des leidenden Protests gedeutet werden. Außerdem parodieren die Chöre das verlogene, dramatische Pathos des Elternabends.

<sup>51</sup> Wohmann, Gabriele, 1979, 152.

Die Collage zeigt das augenscheinlich, die Wehrmachtsoldaten in der Bildmitte marschieren direkt auf den Betrachter zu, sie drängen sich – und damit auch die Gewalt – massiv auf, so schreiben sie sich vielleicht wieder ins Gedächtnis ein. Damit unterlaufen Staeck und Wohmann die Zitatechnik der Redner. Eine Analogie, aber mit umgekehrten Vorzeichen, läßt sich attestieren: Auf der Textebene entspricht die AJAX-Welt den *sauberen* humanistischen Vorträgen der Redner, aber sie durchbrechen ihre Semantik nicht, kein provokatives Element – wie von Staeck/Wohmann – wird in den Text eingefügt. Vielmehr wird ihre Ajaxwelt durch die Klassiker-Zitate wieder blank geputzt und nicht in Frage gestellt. So läuft neben der Text- als *augenscheinliche* Kritik die Collageebene mit. Wohmann weiß, und das hat sie in anderen Texten gezeigt, daß die Sprache nicht ausreicht, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, denn auch die nährt sich aus der Tradition. Solch eine vorbelastete Semantik taugt nicht immer dazu, Probleme in ihren Komplexitäten zu verstehen, vor allem dann, wenn die Sprache ihre ideologischen Altlasten nicht kritisch hinterfragt. Wir erleben vielmehr ein in sprachlichen Zusammenhängen gespiegeltes gesellschaftliches Bewußtsein, das nicht aus dieser Umklammerung ausbrechen kann. Sprechen reduziert sich deswegen über weite Strecken hinweg als ein artistisches Spiel mit Formeln und Klischees, das lediglich von Rufus sprachlich in Frage gestellt wird. Der Lehrer Lissmann dagegen grenzt die Elite des Gymnasiums gegen angeblich radikale Mitbürger nur mit den üblichen Standardfloskeln ab: „Wir fühlen uns hier und heute als Gemeinschaft, von den paar ungekämmten, politisch unreif-romantischen, von den friseurscheuen Radikalinskis mal abgesehen. Wir sind glücklich in der Gemeinschaft, die sich aus der vernünftigen Überzahl bildet. Wir dürfen diese Gemeinschaft getrost als Elite verstehen.“<sup>52</sup> Ertüchtigung und Unterwerfungsbereitschaft bilden immer noch akzeptierte Ideale, die in einem seltsam anmutenden Elitebewußtsein verankert sind. So wird die Kontinuität faschistischer Mentalitätsstrukturen in ihrer Gefährlichkeit über die gesamten historisch-politischen Wandlungen hinweg prägnant offengelegt. Besonders deutlich wird diese brutale Bewußtseinslage – neben dem Turnunterricht – beim Schwimmen. Rufus, der Nichtschwimmer, weigert sich, ins Becken zu springen. Das wird als Provokation verstanden. Immerhin stünde, so der Sportlehrer, der Gemeinschaftssinn auf dem Spiel. Kurzerhand wird er vom Lehrer ins Wasser geworfen, fast ertrinkt Rufus, im letzten Augenblick wird er von seinen Mitschülern aus dem Wasser gezogen: „Auf den Kacheln vor dem Becken ist es unser Sportlehrer Johann selber, der hinkniet, um die Wiederbeatmung an dem von ihm aus erzieherischen Gründen ins Wasser gestoßenen Scheintoten vorzunehmen [...]. Und dann? Als Rufus wieder lebt, ausspuckt, hustet? Weiß er ein Wort des Dankes? Fühlt er sich von nun an als unser Kamerad, in unserer Mitte gehörig? SEXTANERCHOR: Nein/Rufus, das Schwein!“<sup>53</sup> Der hustende Schüler, der sicherlich noch unter Schock steht, kann oder will sich verständlicherweise nicht bei seinem Peiniger bedanken. Damit unterläuft Rufus in den Augen seiner Mitschüler wieder die Gemeinschaft. Kein Mitgefühl gibt es für den Gequälten, ganz im Gegenteil, er wird sogar als „Schwein“ bezeichnet. Die Menschenverachtung gipfelt in der posthumen Aber-

---

<sup>52</sup> Ebda., 134.

<sup>53</sup> Ebda., 154.

kennung der Reife. Der Sextanerchor trägt die Anklage vor. „Wer nicht wandert, rauft und schwimmt/Nie die Kletterwand erklimmt/Wer nicht betet, wer nicht singt/Wem kein Flugmodell gelingt/[...] – ist ohne Reife!“<sup>54</sup>

Ähnlich grausam geht es in Christoph Heins Novelle *Der fremde Freund* (1982) zu. In dem Text, der zuerst unter dem Titel *Drachenblut* erschien, unternimmt Claudia, eine neunund-dreißigjährige Ostberliner Ärztin, im neunten Kapitel eine Reise an den Ort ihrer Kindheit, die Kleinstadt G. – Erinnerungen an die Schul- und Turnstunden stellen sich ein. Konnte Wohmann zu Recht behaupten, daß sich die faschistischen Mentalitäten bis in die Gegenwart hinein erhalten haben, so trifft das mit Einschränkungen auch auf diesen Text zu, – hier fehlt allerdings die offizielle ideologisch-staatliche Legitimierung. Vielmehr spielen sich die Grausamkeiten im Dunkel der Turnhallen unter der Regie durchweg männlich-sadistischer Sportlehrer ab. Sie mißbrauchen ihre Macht gewissenlos. Wieder wird die rigide, menschenunwürdige Ausgrenzung eines Außenseiters thematisiert. Claudia erinnert sich an eine Turnstunde, in der ihre Mitschülerin Lucie, die als einzige keinen „Sportdreß“ besaß – und damit stellt sie wie Rufus den geheiligten Gemeinschaftssinn in Frage –, vom Sportlehrer Ebert und den Mitschülerinnen aufs Erschreckendste gedemütigt wird. Blitzschnell reißt ihr ein Mädchen, als sie am Reck hängt, die Unterhose herunter. Lucie läßt sich vor Schreck und Scham sofort auf die Matte fallen, aber auch dort ist sie den neugierigen, lachenden Blicken ihrer Peiniger ausgesetzt: „Wir amüsierten uns sehr, und auch der Sportlehrer lachte. [...] Lucie wollte nicht aufstehen, um sich nicht vollständig zu entblößen, und, eine Hand auf die zusammengepreßten Schenkel drückend, angelte sie nach dem rosa Höschen. Keine von uns half ihr. Schließlich kam Herr Ebert, unser Sportlehrer, und hob die Unterhose mit zwei Fingern hoch. Er hielt sie über Lucies Kopf. Sie versuchte, sie zu erreichen, was ihr ohne aufzustehen nicht möglich war. Dann ließ Herr Ebert die Hose fallen, und Lucie zog sich hastig an.“<sup>55</sup> Erbarmungslos wird das Mädchen drangsaliert, obwohl sie ohnehin schon am Boden zerstört ist, treibt Ebert sein sadistisches Spiel mit ihr. So werden die humanistischen Bildungsideale in grausamer Weise ad absurdum geführt. Damit aber noch nicht genug, die Grausamkeit des Lehrers macht selbst vor den besten Schülern, „seinen Lieblingen“, keinen Halt, sobald die ihn enttäuschen. Er kostet seine Macht „genüßlich“ aus: „Die von ihm bevorzugten Beschimpfungen lauteten 'Matschpflaume' und 'Saftsack', Worte, die er langsam und genüßlich zerdehnte, während die so Angeredeten unglücklich an einer Reckstange oder zwischen den Holmen eines Barrens hingen.“<sup>56</sup> Die Quälereien gehen in der Oberstufe weiter und werden um eine Dimension erweitert, – die körperlich reifsten Schülerinnen werden sexuell belästigt. Wieder nutzt der Sportlehrer, ein „neuer Herr Ebert“, seine Machtposition schamlos aus. Es gefiel ihm, „sich vorturnen zu lassen. Die drei, vier schönsten und entwickeltsten Mädchen ließ er unentwegt am Reck sich überschlagen oder Gymnastik treiben. Mit hochroten Köpfen turnten die Mädchen unter den genüßlichen Blick-

---

<sup>54</sup> Ebda., 167.

<sup>55</sup> Hein, Christoph, 1998, 134.

<sup>56</sup> Ebda., 135.

ken des Lehrers“.<sup>57</sup> Obwohl die Schülerinnen wissen, in welcher unwürdigen Lage sie sich befinden, wagen sie es nicht, sich gegen das Verhalten des Erziehers zu wehren. Die Schäden, die sie davontragen, sind traumatisch. Nicht wenige der jungen Mädchen belastet gerade in dieser kritischen sexuellen Entwicklungsphase der Gedanke, unsportlich zu sein. Generationen von Schülerinnen werden so von einigen Lehrern, die ihre Erziehungsaufgabe sträflich falsch verstehen, lebenslang geschädigt. Claudias Fazit fällt dementsprechend aus: „Ich glaube jetzt, meine Generation ging in den Turnhallen ihrer Schulen so nachhaltig auf die Matte, daß es uns noch immer in allen Gliedern steckt (auch in der Matschpflaume und dem Saftsack). Irgendwie haben uns die Leibesertüchtigungen gründlich lädiert.“<sup>58</sup>

Aber im Turnunterricht werden Kinder nicht nur deformiert, es gibt auch Gegenteiliges zu berichten. Günter Herburgers Erzählung *Hauptlehrer Hofer* bildet eine Ausnahme.<sup>59</sup> Hofer erlebt gemeinsam mit seinen Schülern die körperliche Erfahrung im Sport als kurzfristige Identitätsstabilisierung. Die Turnstunden befreien die Kinder für einige Stunden aus ihrem proletarischen Umfeld. Denn Hofer, der nie „Mitglied eines Turnvereins“ war,<sup>60</sup> geht ausgesprochen entspannt und sensibel mit seinen Kindern um: „So lagen denn die Schüler [...] nach dem Turnen sternförmig um Hauptlehrer Hofer herum auf dem Rücken in der Wiese mit schlaffen Armen, auswärtsgestellten dreieckigen Füßen, denn barfuß gingen sie alle, atmeten ein und aus, ein und aus, immer langsamer und leichter, lachten schließlich nicht mehr, gaben sich wohligh dem anfänglichen Schwindel hin, der die Wolken kreisen ließ, bis sie fast schwerelos wurden, froh und auf eine mühelose Weise selbstsicher.“ Der Lehrer besitzt zwar auch während des gemeinschaftlichen Erlebens die Autorität, aber auf eine ganz andere Art und Weise. Hier ist nicht die Rede von einem sadistischen Machtgefälle, ganz im Gegenteil. Alles dreht sich *um* und *mit* Hofer. Schüler und Lehrer bilden eine Einheit, die sich während des Sports gelassen und souverän entspannt. Dieses Selbstvertrauen läßt die Schüler für kurze Zeit ihre Armut vergessen. Die Erfahrung dieser anderen, wenn auch nur kurzzeitigen Identität ist wertvoll, denn sie erzeugt „Hoffnungen“, die vielleicht zu eingreifenden Veränderungen führen können.

Völlig ohne turnerischen Impetus dagegen kommt Friederike Mayröckers Gedicht *die Turnhalle funkelt*<sup>61</sup> aus. Der Titel scheint wortwörtlich gemeint. Das lyrische Ich beschreibt seine Morgeneindrücke, die vielleicht von der Turnhalle, die in der Ferne funkelt, ausgelöst werden. Der sportliche Kontext ist nicht von Interesse, statt dessen wird die Wiederherstellung des Ichs in Beziehung zu seiner Umgebung geschildert:

---

<sup>57</sup> Ebda., 135f.

<sup>58</sup> Ebda., 136.

<sup>59</sup> Vgl. zu der folgenden Interpretation: Fischer, Nanda, 1986b, 66f. Die Turnsequenz in Herburgers Text sollte nicht überschätzt werden, denn sie ist nur ein Nebenprodukt der Erzählung. So verläßt Hofer nach einiger Zeit den Schuldienst. Seine folgenden Erlebnisse stehen im Mittelpunkt der Handlung, nicht das Turnen.

<sup>60</sup> Herburger, Günter, 1985, 59.

<sup>61</sup> Mayröcker, Friederike, 1986, 63.

ein Spiel vielleicht  
Zusammensetzspiel vielleicht  
jeden Morgen die Ziegen-  
losung Handspanne Wimpern-  
knick           Eckkneipe!, würde  
er rufen, dort drüben!, Pepsi-Karren!,  
so weit der Erdkreis so eng die Zeit!

Mit dem Turnen wird dagegen in Gerald Jatzeks Chanson *Abgang einer Turnerin*<sup>62</sup> regelrecht abgerechnet. Das lyrische Ich, das „Goldkind der Nation“, schildert aus der Perspektive einer Turnerin monologisierend die Qualen und Pflichten ihrer Karriere. Kein begeistertes Siegerpathos ist zu vernehmen, statt dessen rechnet sie schonungslos mit dem Hochleistungssport ab: „Schon wenn ich in die Mehrzweckhalle tripple, (denn vierunddreißig Kilo schreiten nicht)/beginnt der Kampf mit einem frischfrommfreien/Grüß Gott und einem tiefen Knicks fürs Kampfgericht/auf seinem hohen Thron./Das nennt man Pflicht.“ Diese muß kategorisch erfüllt werden, keiner fragt die Turnerin, ob der nicht ausgeheilte „Muskelriß“ noch schmerzt, kein „Wort von dem Hormon“, das ihre „Regel schwächt.“ Nur ihre Leistung<sup>63</sup> zählt, die Person, die hinter der erfolgreichen Maske der Sportlerin steht, ist völlig uninteressant, sie „hat kein Gesicht“ und „kein Geschlecht.“ Ihre Ängste, die ihr „neun Jahre lang ins Fleisch gebrüllt“ wurden, kann sie nur nachts, träumend, abreagieren, in ihrem ganz persönlichen „Abgang“:

Das Goldkind der Nation  
will heute Nacht  
die Trainer und die Richter,  
das Funktionärgelichter,  
die Ärzte, die verdammten  
Bundesbeamten  
übers Hochreck taumeln,  
von den Ringen baumeln sehen,  
nicht auf einem Treppchen stehen,  
sich einfach fallen lassen.  
Hassen.

---

<sup>62</sup> Jatzek, Gerald, 1986, 169f.

<sup>63</sup> Ausgesprochen entspannt und gelassen und ohne jeden Abschiedsgestus geht es in Ernst Jandls Gedicht *das reck* (1963) zu: „aufschwung aufs reck des besseren ich./man hält es nicht lang oben aus./die arme sind zu schwach./auch lockt das grasige flußufer.//dort kichern im gehen die schuhe./dort sitzt es sich gut./dort zieht der fluß; so zieht alles./auch zum reck zieht es wieder zurück.“ (Jandl, Ernst, 1985a, 167.)

## Krieg – „Nationale Durchglühung des Sports.“<sup>1</sup>

Krieg und Sport werden seit der Antike zusammengedacht. Sport als Training und Vorbereitung zum Wehrdienst verstanden, das ist ein gängiger Topos. Geling es Homer noch in der *Ilias*, „die Wettkämpfe der Leichenspiele, und nicht nur sie, vom Krieg, von der Politik und den mit Klassen- und Prestigeproblemen belasteten Beziehungen der Menschen“<sup>2</sup> abzuheben, so treten im Lauf der Geschichte immer wieder Verbrüderungen zwischen diesen Bereichen auf. Massiv etwa bei den Römern, bei denen es sehr enge Verspannungen zwischen der militärischen Kultur, den unterschiedlichsten Wettkämpfen und der Massenunterhaltung gab. Zwei Arten der kriegerischen Umsetzung, wobei es zwangsläufig zu Überschneidungen kommt, lassen sich zunächst augenfällig unterscheiden. Sport kann ausdrücklich von einem Regime militärisch und ideologisch mißbraucht werden. Elfride Jelineks *Sportstück* (1998) setzt sich mit dieser Problematik, als jüngster Text unserer Auswahl, auseinander. Oder Sport wird metaphorisch als Krieg verstanden, diese Funktionalisierung kann recht harmlos daherkommen. So etwa in Roland Barthes Essay *Die Tour de France als Epos* (1957): „Die Dynamik der Tour stellt sich offensichtlich dar wie eine Schlacht, da aber das Aufeinandertreffen hier einen eigenen Charakter hat, ist diese Schlacht nur durch ihr Dekor oder ihren Verlauf dramatisch, nicht aber durch ihre Zusammenstöße im engeren Sinn.“<sup>3</sup> Barthes zieht zwar die Analogie zu einer „Schlacht“, aber die Differenz zum wirklichen Krieg wird ausdrücklich betont. Denn die Tour de France ist per definitionem auf eine kriegerisch anmutende Dramaturgie angelegt. Die Zweikämpfe der Radfahrer über 3000 Kilometer hinweg werden regelrecht destruktiv verrechnet. Zwischen diesem harmlosen metaphorischen Kriegssport und dem ernsthaften, gefährlichen gibt es die unterschiedlichsten Bedeutungsverschiebungen.

Beginnen wir zunächst mit dem Mißbrauch des Sports. Seine Anfälligkeit für zerstörerische Instrumentalisierungen ist vielschichtig. Sie liegt unter anderem in seiner agonalen Struktur verborgen, die sich, weil sie ausgesprochen flexibel interpretierbar ist, auch für ursprünglich sportfremde Bereiche, etwa machtpolitische Interessen, anbietet. Blicken wir ins 20. Jahrhundert, dann kann uns besonders ein Text, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheint, Aufschluß über die militärische In-Dienst-Nahme des Sports geben. 1931, zwei Jahre, bevor die deutsche Bevölkerung sich mehr oder weniger freiwillig zum Nationalsozialismus bekannte, erschien Karl Jaspers' Abhandlung *Die geistige Situation der Zeit*. Er fragt nach Sinn und Grenzen einer Zeitkritik und besinnt sich auf die Möglichkeiten des Menschseins kurz vor Beginn des Dritten Reiches. Jaspers, den Puls der 30er Jahre fühlend, analysiert die Mentalitätsstrukturen nicht in ihrer Totalität, sondern perspektivisch. Er richtet seinen Blick auf das Dasein, in dem der Mensch das, worauf es ihm jeweils ankommt, verwirklichen kann. Jedes Lebensgebiet kann allerdings mit den zweckrationalen Mechanismen der Industrie und Wirtschaft manipuliert werden. Dem Einzelnen entgleitet so nicht

---

<sup>1</sup> Diem, Carl, zit. nach: Bernett, Hajo, 1981, 230.

<sup>2</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1986, 16.

<sup>3</sup> Barthes, Roland, 1986a, 29.

selten die Macht, individuelle Lebensentscheidungen erfolgreich durchzusetzen. Jaspers aber möchte zeigen, daß die moderne Wirklichkeit nicht nur diese schädlichen Tendenzen fördert, sondern auch andere Möglichkeiten in sich birgt und dazu anspornt, diese zu realisieren. Das erweist sich allerdings als kompliziert und zweischneidig. So kommt unter anderem der Sport<sup>4</sup> ins Blickfeld. Er könnte die Defizite der eindimensionalen Arbeitswelt kompensieren, denn im sportlichen Tun gibt es noch „einen Rest von Befriedigung“, der den Menschen, die „in die Arbeitsmechanismen“ eingebunden sind, „ein Äquivalent unmittelbaren Daseins“ anbieten könnte.<sup>5</sup> Hier schafft sich das „Eigendasein“ der einzelnen Individuen, verstanden als „Vitalität“, einen Erholungsraum. Ein weiterer Vorteil des Sports sei die Sublimierung von aggressiver Triebenergie, sie beruhige die Massen: „Der *Sport als Massenerscheinung* organisiert zur Zwangsläufigkeit eines geregelten Spiels, lenkt Triebe ab, welche sonst dem Apparat gefährlich würden: Die Freizeit ausfüllend, schafft er eine Beruhigung der Massen.“<sup>6</sup>

Die Vorteile, die Jaspers aufzählt, wurden jedoch im Dritten Reich genau ins Gegenteil verkehrt. So wurden die aggressiven Energien vom Staat abgelenkt und auf andere Nationen projiziert. Außerdem wurde der Sport, dem Jaspers immerhin noch einen bedeutenden Freizeitwert zuschrieb, als Wehrsport umgedeutet und durchgesetzt. Diese nazistische Umpolung ist möglich, weil Sport, so sieht es Jaspers, nach der Destruktion der tradierten Semantiken ins Unbestimmte fällt, er bietet deswegen keinen stabilen, ontologisch glaubhaften Seinsgrund an. So bleibt der Mensch anfällig für die unterschiedlichsten Sinnverschiebungen: „auch die heutigen Menschen wollen irgendwie sich darstellen, Sport wird Weltanschauung; man wehrt sich gegen Verkrampfungen und möchte etwas, dessen transzendent bezogene Substanz jedoch fehlt. [...] Aber wie auch der Sport als Grenze rationaler Daseinsordnung erscheint, mit ihm allein gewinnt der Mensch sich nicht. Er kann mit der Ertüchtigung des Körpers, dem Aufschwung in vitalem Mut und beherrschter Form nicht schon die Gefahr überwinden, sich selbst zu verlieren.“<sup>7</sup> Diese sportive „Weltanschauung“, die sich, und das ist ein entscheidender Punkt, als „Grenze rationaler Daseinsordnung“ definiert, kann trotz erheblicher Popularität keine kohärenten Sinnhorizonte vermitteln. Damit bleibt der Sport sehr anfällig für die verschiedensten Funktionalisierungen. Nur zu leicht koppelt er sich an andere symbolische Modelle an, etwa an pseudo-mythische – so während des Dritten Reiches. Ohne große Anstrengungen könnte die rationale Grenze überspannt und für andere Zwecke in Anspruch genommen werden. Die sensible symbolische Potenz des Sports kann also, so sieht es etwa auch Musil, „im Zeitalter der Hygiene“ und des „Milita-

---

<sup>4</sup> Sport wird von Jaspers ambivalent diskutiert. So setzt er im folgenden Zitat die Kunst in Analogie zum Sport. Beide seien „gesinnungslos“: „Was heute überall in die Augen springt, scheint meistens wie ein Verfall des Wesens der Kunst. Soweit in der technischen Massenordnung Kunst Funktion dieses Daseins wird, rückt sie als Gegenstand des Vergnügens sogar in die Nähe des Sports. Statt der Objektivität einer Chiffre des Übersinnlichen hat sie nur die Objektivität eines sachlichen Spiels [...]. Soweit Kunst in diese Funktion hinabgeglitten ist, ist sie gesinnungslos.“ (Jaspers, Karl, 1965, 117.)

<sup>5</sup> Ebda., 62.

<sup>6</sup> Ebda.

<sup>7</sup> Ebda., 64.

alismus“ rasch in Gewalt umschlagen. „Diktatoren in nucleo“<sup>8</sup>, die ausgesprochen „kriegerisch und tapfer sind“, werden so herangezogen: „Ich weiß, daß meine Rasse im Zeitalter der Hygiene keinen leichten Stand hat [...]. Überdies wird kein Mensch bestreiten, daß wir über die Maßen kriegerisch und tapfer sind – Im Zeitalter des Militarismus ebenso wie des Sports dürfen wir unseren Platz beanspruchen.“<sup>9</sup>

Kritisch nimmt Kurt Tucholsky die Meinung Musils 1920 in einem Text auf, der lakonisch mit *Sport* betitelt ist. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg wurden sportliche Übungen wieder hoch gehandelt, um die Bevölkerung in vielerlei Hinsicht zu aktivieren. Tucholsky betrachtet eine dieser Möglichkeiten etwas genauer, den „Soldatensport“: „Es ist ein Spiel geworden, was einmal blutige Notwendigkeit gewesen sein mag. Ein Sport. Ein nutzloser, steuerverschlingender Sport. Als das Heer zerschlagen war und die Entente die Aufstellung eines neuen verbot, da erfanden sie sich den inneren Feind, und wo keiner war, da machten sie sich einen.“<sup>10</sup> Die aggressiven Energien suchen sich einen Weg aus der alliierten Umklammerung, seltsam anmutende Nischen, in denen neue Feindbilder konstruiert und diffamiert werden, entstehen: „Freikorps“, „Sicherheitswehr“, „Zeitfreiwilligenformationen“, „Einwohnerwehr“, „Ortsschutz“, „Küstenabwehrformationen“, „Strandschutz“, „Gutschutz“, „Eigentumsschutz“ und der „Flurschutz“. Und das alles nennt sich Soldatensport. Tucholsky polemisiert nicht nur gegen diese militärischen Verspannungen, er erstellt auch ein knappes Psychogramm der Bevölkerungsmentalität, um die Ursachen für diese Gruppengründungen, durch die enorme Summen Steuergelder verschwendet werden, zu erkunden. Die wirtschaftliche Existenz jedes einzelnen Bürgers ist nach 1918 ständig gefährdet, deswegen werden innerhalb des Volkes Abgrenzungsversuche gegenüber allen möglichen Gruppierungen unternommen. Neue Rangordnungen müssen im höchst instabilen Nachkriegsdeutschland neu verankert werden, dabei grenzen sich die unterschiedlichsten Interessen voneinander ab, und das geschieht nicht selten durch militärische Kampfeinheiten, die sich vor allem mit destruktiven Strategien vom „bösen inneren Feind“ trennen wollen. Obwohl der verheerende Krieg zu katastrophalen wirtschaftlichen und existentiellen Einbrüchen führte, bedient sich die Gesellschaft weiterhin militärischer Verhaltensweisen, diesmal allerdings nicht kontinuierlich als Militarismus ausgewiesen, vielmehr als Sport. Damit wird er in den Dienst einer maroden Gesellschaft genommen, die ihn als Mittel für ihre soldatischen, aggressionsableitenden Ziele mißbraucht. Gegen diesen Mißbrauch, der ausgesprochen schädlich und bedrohlich ist, wendet sich Tucholsky ausdrücklich: „Ich bin ein großer Sportsfreund. Diesen Sport da wollen wir uns aber abschminken. Deutschland ist kein Stadion. Sondern ein Land, das aufgebaut werden soll.“<sup>11</sup> Nur wenn die Bevölkerung ohne die Vielzahl ihrer erdachten Feindbilder, die im „Stadion“ Deutschland attackiert werden, auskommt, kann der Blick für die realen Probleme frei werden. Aber an den kritisierten Verhältnissen ändert sich, wie man heute weiß, nichts, ganz im Gegenteil.

---

<sup>8</sup> Musil, Robert, 1976a, 914.

<sup>9</sup> Ebda., 687.

<sup>10</sup> Tucholsky, Kurt, 1975a, 358.

<sup>11</sup> Ebda., 359.

1926 unternimmt Tucholsky – inzwischen hat sich die Sportsprache vollends in die militärische eingeschrieben – in *Fußball mit Menschenköpfen* noch einmal den Versuch, den Sportmißbrauch in das Gedächtnis der Öffentlichkeit zu rufen. Anlaß seiner Kritik sind die „Sportnachrichten“, die das „Infanterie-Regiment Nummer 7 der Reichsr, das in Schweinitz liegt,“ herausgibt. Dort, also auch in der tiefsten Provinz, wird inzwischen Altbekanntes verbreitet: „Zusammenfassen aller Volksschichten zu kraftvoller Geschlossenheit auf dem Wege der körperlichen Ertüchtigung, die die geistige Wiedergeburt selbsttätig mit sich bringt. Wir gehen unsre Bahn zweckbewußt im Bestreben, die Zahl der Anhänger ständig zu mehren um der heiligen Sache willen, für die wir eintreten: Deutsche Einheit.“ Durch den Sport soll die „geistige Wiedergeburt“, die Vereinigung, verwirklicht werden. Über den Weg einer „völkischen Sportgemeinschaft“, die noch ausgebaut werden soll, hoffen die militärischen Sportideologen, ihre heilige Sache zu erfüllen. Diese eindimensionale Problemlösungsstrategie der „Sportnachrichten“ verfehlt die komplexen gesellschaftlichen Verhältnisse, sie sollten auf andere Weise, nicht aber über den Sport, entschlüsselt werden. Die sportlichen Handlungen, so Tucholsky, müssen deswegen unbedingt von diesem ideologischen Dunstkreis abgekoppelt werden – seine Abrechnung ist kategorisch: „Die Wahrheit sieht so aus: Machen wir uns nichts vor! Der begeisterte Sportsmann hat nicht das Endziel, seinen Körper zu stählen. Sondern diese Stählung ist nur ein Mittel zu seinem einzigen wahren Ziel, welches heißt: Kampf und Sieg. [...] Die Ideologie, die da den Satz aufstellt: 'Kämpfen dürfen ist eine Ehre' – einen Satz, den man in allen Abdeckereien anschlagen sollte, damit das Schlachtvieh doch wenigstens weiß, woran es ist ... diese Ideologie ist verwerflich, nichtsnutzig und hassenswert.“<sup>12</sup> Das ist eindeutig gesprochen, aber im Verlauf der folgenden Jahre wird die nationale Ideologisierung auf die Spitze getrieben. Schriftsteller und andere Künstler, die mit den Zielen des Nationalsozialismus einverstanden waren, feierten die Vereinigung zwischen Sport, Politik, Militär und Mythologie – man denke etwa an die Olympiafilme von Leni Riefenstahl – nicht selten hymnisch.

Entspannter dagegen geht es, bevor wir zum nationalsozialistischen Sport kommen, noch einmal 1928 zu. In Klabunds Text *XYZ. Spiel zu Dreien in drei Aufzügen*<sup>13</sup> findet sich ein kriegsträchtiger Dialog zwischen den Personen Y und Z. Y bittet Z, ihm etwas aus der Zeitung vorzulesen, der liest: „Die Preußen griffen mit voller Wucht an. Es entspann sich ein erbittertes Ringen, bis nach fünfzehn Minuten der rechte Flügel der Bayern durchbrach und sich mit Vehemenz auf die überraschten Preußen stürzte.“ Und so geht es im Text weiter. Y merkt nicht, daß es sich um die Berichterstattung eines Fußballspiels handelt. Seine Fehlinterpretation ist durchaus verständlich, denn nicht jeder Zeitungsleser merkt sofort, daß die Militärssemantik immer öfter in die Sportberichterstattung eingeschrieben wird. Dieses Phänomen ist bis in die Gegenwart hinein zu beobachten. Verständlich ist es auf jeden Fall, denn Sport und Krieg haben bei allen Unterschieden den agonalen Charakter, wenn auch unter anderen Vorzeichen, gemeinsam. Man muß eben, wie Z formuliert, nur gut zuhören:

---

<sup>12</sup> Tucholsky, Kurt, 1975b, 484; 485.

<sup>13</sup> Klabund, 1928, 52.

„Krieg? Krieg? Wer redet denn von Krieg? Hör’ doch richtig zu und sperr’ die Ohren auf. Ich lese dir doch von dem großen Fußballwettkampf Preußen gegen Bayern“.



Bereitschaft (1939), Bronze, überlebensgroß.<sup>14</sup>

Nach 1933 sieht die Lage für den Sport bei weitem nicht mehr so entspannt wie bei Klabund aus: Die faschistische Öffentlichkeit wurde nun mit einer Sportästhetik konfrontiert, die den perfekten Körper<sup>15</sup> – mythologisch abgesichert und in antike Traditionslinien verankert – als das Maß aller Dinge ausgab. Bewußt wurde schließlich die legitimationsverbürgende antike Ästhetik umgedeutet und in die nationalsozialistisch-agonalen Semantiken eingeschrieben. Damit wurde der produzierte Kunstkörper<sup>16</sup> identisch mit den Anforderungen des Staatskörpers. Beide wurden auch in der Sportliteratur umgesetzt. So erschien 1932 die *Erste Olympische Hymne* von Alexander Lernet-Holenia, der Titel ist Programm. Ein neues Menschengeschlecht wird hymnisch herbeigesehnt, denn: „So ist es verheißen!/Aus Menschensöhnen/werden Götter kommen,/der Welt zu walten/mit sanftem Stab,/Böses zu

---

<sup>14</sup> Skulptur von Arno Breker. In: Klant, Michael/Walch, Josef, 1995, 247.

<sup>15</sup> Thomas Alkemeyer thematisiert die Körperzentrierung in seinem Aufsatz *Normbilder des Menschen: Der männliche Sportler-Körper in der Staatsästhetik des „Dritten Reiches“* in der bildenden Kunst: „In den bronzenen Monumentalplastiken Brekers und Thoraks, die nach 1936 die öffentlich-repräsentative Szenerie des „Dritten Reiches“ beherrschten, ist das Aufrechte geblieben, ja sogar noch zugespitzt worden, das Bewegliche, Agile und Dynamische aber ist systematisch getilgt. Aus organischen Bewegungssequenzen vollständig isoliert, breitbeinig, fest und starr dastehend, frontal dem Betrachter zugewandt, die Brust herausgedrückt, den Bauch eingezogen, das Becken zurückgenommen, das Kinn trutzig vorgereckt und den Blick stier in die Ferne gerichtet, ist die Körperdarstellung erstarrt, ist jegliche Bewegung zum Stillstand gebracht, ist der Sportler letztlich soldatisch zugerüstet. Das buchstäblich Gestellte der Posen, die den Figuren sinnfällig oktroyierte Bewegungsbeschränkung, machen eine Gewalt offenkundig, die den Körpern *von außen* auferlegt ist.“ (Alkemeyer, Thomas, 1992, 72f.)

<sup>16</sup> Rolf Bongs beschreibt 1933 solch einen ideologisch geforderten Körper (göttergleich und blond) in seinem Gedicht *Der Läufer*. Der steht gerade unter der Dusche: „Das Wasser spielt mit dem Läufer,/wie ein selig verzauberter Gott/mit dem Liebling spielt. [...] Blond sind die Haare über der Stirne,/der Mauer, der klaren, geheimnisvollen.“ (Bongs, Rolf, 1933, 15.)

bessern, gnädig zu sein!“<sup>17</sup> Am Vorabend des Dritten Reiches liegt hier eine durch die antike Brille produzierte Fehleinschätzung vor. Die göttlichen Menschengötter, die kommen sollen, um die Welt sanft und gnädig zu regieren, werden schon ein Jahr später, 1933, ad absurdum geführt. Antik-klassische Selbstverständlichkeiten werden in ihr Gegenteil verkehrt, auf der Weltbühne stehen nun Massenmörder. Eindeutiger als Lernet-Holenia, aber immer noch mythologisch flankiert und aggressiv, formuliert Rudolf G. Binding sein olympisches Konzept. 1937 erschien sein *Gesang olympischer Kämpfer*.<sup>18</sup> Der Gott wird herbeigebeten, „der in den Völkern lebt“ und „der die Jugend liebt“. Es handelt sich um einen Kampfgott, er soll als Vorbild „jeglicher Tugend“, vor allem der militärischen, herhalten. Solchermaßen von der deutschen Jugend verinnerlicht und nachgeeffert, kann die Aufgabe, die Welt zu erobern, in Angriff genommen werden, immer noch antik-klassisch. Wenn das Volk schließlich kriegsbereit ist, kann es zum „Ruhme“ Deutschlands seine Ziele tatkräftig in Angriff nehmen: „Goldenes Reis/schmückt vor der Welt/siegende Stirn/allen zum Ruhme. [...] Deutschland! Deutschland!/beten wir heimlich“.

Diese antikisierende Verkleidung der Sporttexte wird während des Dritten Reiches favorisiert. Da verwundert es nicht, daß der berühmte Marathonläufer, der die Strecke von Marathon nach Athen zurücklegte, um den Sieg über die Perser zu verkünden, als Vorbild<sup>19</sup> recht oft in Anspruch genommen wurde. Der Läufer opfert sein Leben fürs Vaterland. Diese Legende wurde von den Nationalsozialisten nur allzu bereitwillig immer wieder strapaziert. Und wieder ist es Lernet-Holenia, der diesen Stoff bearbeitet. Seine Erzählung *Der Marathonlauf* (1935) kommt auf den ersten Blick ganz unaufdringlich daher, der antike Läufer bleibt scheinbar ein solcher, er wird in kein deutsches Trikot hineingezwängt, aber in ein griechisches. Pantarkes, der junge Läufer, darf die Siegesbotschaft nach Athen tragen: „Wir werden keine Reiter aussenden, Pantarkes, sondern, weil der Sieg ein so großer ist, so soll dir, [...] die Ehre zuteil werden, die Siegesbotschaft heimzubringen, und zwar auf die alte, heilige Art: im Lauf.“<sup>20</sup> Lernet-Holenia schildert nicht die Qualen und Anstrengungen des Laufes, wie es in den vielen Nacherzählungen in der Regel der Fall ist, vielmehr fällt eine Bedeutungsverschiebung auf. Pantarkes trifft unterwegs den Feigling Apollodoros, dieser hat sich während der Schlacht gegen die Perser versteckt: „Doch war er nicht mitgezogen, als die anderen ins Feld gerückt waren, er hatte vielmehr behauptet, seine Mutter und seine Schwester ins Gebirge führen und dort in Sicherheit bringen zu müssen.“<sup>21</sup> Jetzt aber will er die Siegesbotschaft, die er von Pantarkes erfahren hat, selbst verkünden, und da er mit einem Wagen unterwegs ist, sollte ihm das, wie man meinen möchte, auch gelingen. Aber ein

---

<sup>17</sup> Lernet-Holenia, Alexander, 1989a, 520.

<sup>18</sup> Binding, Rudolf G., 1937, 191f.

<sup>19</sup> Die antike Marathonsequenz wird 1960 von Günter Grass in seinem Gedicht *Zwischen Marathon und Athen* ohne jeglichen militärischen oder nationalen Impetus dargestellt, vielmehr parodiert, ein Ausschnitt sei zitiert: „Die Henne wohnt auf leisen Eiern/und brüht über Start und Ziel./[...] Vorbei an einem Bündel Präsidenten/mit Gattinnen in Pergament,/drauf Glückwünsche, zart steil geschrieben:/Wir freuen uns – Wir freuen uns ... [...] Worauf denn? Glaubt wer noch an Siege?/An einen Boten, der auf halbgeschmolzenen Beinen/ans Ziel kommt, seinem Kanzler stottert:/Sieg, Bonn war eine Messe wert!“ (Grass, Günter, 1987c, 111.)

<sup>20</sup> Lernet-Holenia, Alexander, 1969, 118.

<sup>21</sup> Ebda., 120.

Vaterlandsverräter, und als solcher wird er ausdrücklich verstanden, muß bestraft werden. Er darf die Ehre, den Sieg zu verkünden, keinstenfalls für sich in Anspruch nehmen. Ein wilder Verfolgungskampf wird geschildert, der listige Läufer trickst den Wagenlenker immer wieder aus, dann kommt er ans Ziel – „bis mitten auf den Platz kam er noch und schrie: 'Wir haben gesiegt'. Dann schlug er lang hin und war tot, zehn Schritte aber hinter ihm war erst der Wagen.“<sup>22</sup> Damit erfüllt Pantarkes seine Pflicht. Der zeitgenössische Rezipient wußte genau, was hier von ihm gefordert wurde. Die Fronten waren ja deutlich markiert, dort der pflichtbewußte Krieger, der sich bis zum Tod fürs Vaterland opfert, sein Verhalten sollte nachgeahmt werden, – auf der anderen Seite der Verräter, der vom Sieg profitieren möchte, obwohl er nicht an ihm beteiligt war. Diese Haltung wird als charakterlos verworfen.

Auch Hermann Stahls Novelle *Der Läufer* (1939) bedient sich der antiken Legende. Der Ton, den Stahl anschlägt, ist von der ersten Seite an merkwürdig weihevoll: „In jenen Jahren, da brennend des zweiten Reiches Abendglanz am Himmel versank, und gemahnte an all das lebendige Blut, das unsere Väter hingaben, – da aber Wirrnis und fremder Lippen Zeugnis das geschmälte Reich unselig erfüllten – fanden die Guten der Jugend von neuem zusammen in leiblicher Übungen alter Gemeinschaft, – die von den Vorvätern begründet worden und aus der unsere Väter hervor- und in den Tod gegangen sind, Unsterbliche.“<sup>23</sup> Diese geweihte Stillage soll den erzählten Begebenheiten – ein Läuferschicksal steht im Vordergrund – die angemessene Anerkennung zubilligen. Wieder ist hier die Rede von dem erniedrigten deutschen Volk, wieder soll die Elite der Jugend, vereint im Sport und legitimiert von den unsterblichen Vorvätern, die Schmach vom Staat abwenden. Der Poetologie der Novellengattung entsprechend, steht eine Person im Mittelpunkt der Handlung. Michael Rodenbach, ein Sekundaner, wird zum Vorbild für die deutsche Jugend stilisiert. Die unerhörte Begebenheit ereignet sich unmittelbar – Michael ist vom Schicksal auserkoren. Wie jeden Morgen ist er mit seinem Fahrrad unterwegs, noch ahnt er nicht, was auf ihn zukommt, der auktoriale Erzähler dagegen weiß mehr, denn diese Fahrt wird das Leben des Sekundaners grundlegend ändern, sie wird ihn in „Regionen“ führen, „darin die Maßstäbe menschlicher Vernunft und Zwecke ihre Geltung seltsam jäh zu verlieren vermögen und das Erhabene wohnt, mit aller glühenden Helle und Düsternis auch, die keinem Alltäglichen zu erleiden je vergönnt sein wird.“<sup>24</sup> Gemeint ist nicht das Klassisch-Erhabene (Kant, Schiller), es kommt vielmehr weitaus trivialer daher, es handelt sich, und das steht aus heutiger Sicht windschief zu dem Pathos, das Stahl anschlägt, um einen 10.000-Meterlauf. Michael nimmt, vom Schicksal in diese Rolle gedrängt, unplanmäßigerweise an diesem Lauf teil, er gewinnt überlegen. Das Glück, das er während des Wettkampfes erlebt, motiviert ihn für den Leistungssport. Und genau dieses Verhalten zeichnet die deutsche Jugend aus, so will es Stahl zumindest: „und er beschloß mit jener schönen Ausschließlichkeit, wie sie der Jugend hol-

---

<sup>22</sup> Ebda., 123.

<sup>23</sup> Stahl, Hermann, 1939, 3.

<sup>24</sup> Ebda., 7.

deste Stärke ist, ein Läufer zu werden.“<sup>25</sup> Aber der Weg zum Erfolg ist schwer, er muß hart erkämpft werden. So wird er in der Schule immer schwächer, denn Michael ordnet alles einem Ziel unter, er will unbedingt einen Marathon laufen. Diese Pflicht versteht Rodenbach als eine griechische. Während eines Trainings zieht er Parallelen zu der vielzitierten Schlacht bei den Thermophylen: „er konnte, durfte den Lauf nicht mehr aufgeben, er war es sich und den Kameraden schuldig. Leonidas aber schickt das gebrochene Griechenheer zurück, er und seine dreihundert Spartaner fallen, keiner entkommt. Im Jahre vierhundertachtzig vor unserer Zeit. Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde der Stadt, daß du uns sterben gesehn, untertan dem Gesetz. [...] Ja, und guter Gott: er durfte nicht aufgeben, nicht versagen.“<sup>26</sup> Die Pflicht, so wurde es ihm und seinen Mitschülern im Lateinunterricht eingepaukt, und als Exempel wurde immer wieder das Verhalten der tapferen Spartaner hervorgehoben, muß kategorisch erfüllt werden. Damit wird das Ende des Jungen vorweggenommen, er läuft seinen ersehnten Marathonlauf und stirbt, wie der antike Siegesbote, am Ziel angekommen, einen heldenhaften Tod. Kurz bevor er stirbt, durchlebt er eine Metamorphose. Er gleicht sich äußerlich dem griechischen Vorbild an, sein Gesicht verändert sich, die Freunde, die ihn stützen, bemerken das mit ehrfurchtsvollem Erstaunen, sie „sahen in sein Gesicht, das hager erleichte, – darin ein Glanz, uralt und adelig, sich zu sammeln begann und langsam im Lächeln stillestand, gleich dem Schlag des Herzens, das, wenn auch zu früh – doch siegend hingelangt zum Ziel – das Schwerste zu meistern sich dargeboten.“<sup>27</sup> Der antike Läufer verschmilzt symbiotisch mit dem modernen. Michael, der seine Pflicht erfüllt, wird durch sein uraltes Aussehen in die Traditionslinie des sagenumwobenen griechischen Boten gestellt. Diese *Rangerhöhung* prädestiniert den Sekundaner katexochen zum Vorbild für die deutsche Jugend, so will es Stahl verstanden wissen. Das Ende der Novelle bestätigt diese Einschätzung mit einem Gedicht.<sup>28</sup> Es ist „DEM ZU ATTIKA“ geweiht, und zwar mit dem ausdrücklichen Verweis auf die Gegenwart: „DIES GLEICHNIS AUS UNSEREN TAGEN“. Stahls Programm wird in diesen Versen aufs kürzeste zusammengefaßt:

DENN SCHON IN ALTER ZEIT  
 WAR SIEG DIE STOLZESTE ZIERDE DES MANNES,  
 LORBEER; DEN ERST DER TOD  
 ERZEN DER STIRNE KRÄNZT,  
 ZUR DAUER ERHEBT FÜR DIE SPÄTERN  
 UND RAGEND ERHÖHT  
 ÜBER DIE AUGEN DER FEILSCHENDEN ZWEIFLER.

Nur der Sieg des Mannes zählt, ein tödlicher allerdings, denn erst der Tod kränzt die heldenhafte Siegerstirn für die Ewigkeit. Antike Selbstverständlichkeiten werden also ohne Bedenken als Vorbild angeboten, und das funktioniert auch, denn diese Ideologie fand breite Zustimmung in der faschistischen Öffentlichkeit.

---

<sup>25</sup> Ebda., 14.

<sup>26</sup> Ebda., 76.

<sup>27</sup> Ebda., 80.

<sup>28</sup> Ebda., 81.

Die enge Verbindung zwischen Sport und Krieg, die der Bevölkerung vermittelt wurde, wird besonders anschaulich in Curt Müllers *Sportkarikaturen 1936/37* dargestellt. Die Texte zu dem Band verfaßte Herbert Koch. Mit dieser Mischung aus kurzen Erläuterungen und Bildern konnte ein größeres Publikum erreicht werden, als etwa mit den Hymnen von Lernet-Holenia, denn sie sind auch für den ungebildeten Leser/Betrachter durchschaubar. Das Ziel, das in dem Band formuliert wird, ist eindeutig. Im letzten Kapitel der Sammlung, das den Titel *Der Sinn des Sports* trägt, wird dem Zeitgenossen erklärt, was er unter Sport zu verstehen habe. Der ist nicht zweckfrei, er wird nicht um seiner selbst willen betrieben: „Wir sehen in ihm einen wichtigen Faktor in der Ertüchtigung und Wehrhaftmachung unseres Volkes. Sport ist also nicht eine Sache des einzelnen, sondern eine nationale Aufgabe.“<sup>29</sup> Dieses Wehrsport-Programm leitet Koch historisch, wie könnte es auch anders sein, von den Griechen ab, – der gesamte deutsche Militärsport wird so abgeseget. Üben sich die Griechen mit Diskus, Kugel und Speer für den Krieg, so ist es jetzt vor allem der Fünfkampf, der favorisiert wird, denn er ist das ideale Training für die zukünftigen Soldaten: Sie müssen schwimmen, reiten, schießen, fechten und laufen. Nicht umsonst, so Koch, haben die deutschen Fünfkämpfer den Olympiasieg errungen. Die Olympischen Spiele von 1936 stehen deswegen im Mittelpunkt des Bandes, denn in Berlin konnten die deutschen Sportler, so die Meinung des Autors, Bedeutendes für die Nation leisten: „Damals in den heißen Tagen, da war es zwar anders, da brandete die Schlacht, da ging es für uns Deutsche nicht allein um Sieg und Niederlage, sondern da brach auch bei allen deutschen Zuschauern das Bewußtsein durch, daß wir aus einer geschlagenen Nation ein wiedererstarktes Volk geworden sind.“<sup>30</sup> Dieses sportlich-nationale Leistungsniveau soll erhalten bleiben, denn so kann Deutschland sich wieder gegen seine Feinde behaupten und eine neue nationale Identität aufbauen. Und in den Karikaturen wird dieser olympische Erfolg ausgiebig gefeiert. Der deutsche Sportler wird als übermächtiges Vorbild dargestellt:



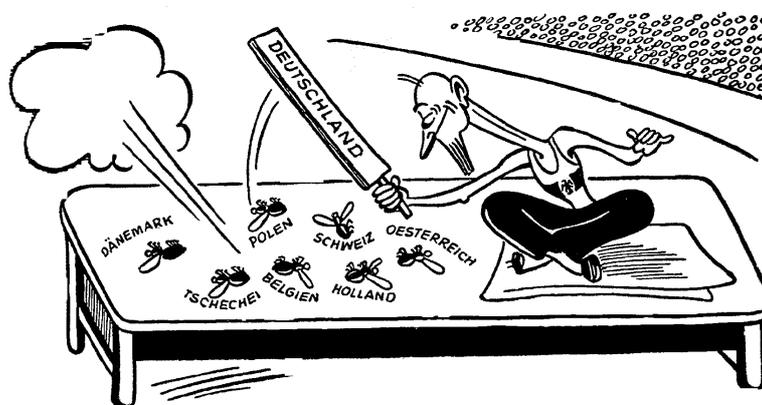
„Die meist bejubelte Goldmedaille – Gerhard Stöck gewinnt für Deutschland das Speerwerfen.“<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Zeichnung von Curt Müller. In: Koch, Herbert/Müller, Curt, 1937, 124.

<sup>30</sup> Ebda., 7.

<sup>31</sup> Ebda., 16.

Stöcks Siegeswurf wird zweifach dokumentiert. Einmal wird der Blick auf die Zuschauer gerichtet, denn sie sind es ja, die sich mit den sportlichen Leistungen identifizieren sollen, aus nationalen und wehrsportlichen Gründen; und zum anderen der riesenhafte Sieger, Stöck, und der zwerghafte Verlierer, Järvinen. Auch wenn diese Größendimensionierung in einer Karikatur üblich ist, so liegt doch die Vermutung nahe, daß die Karikatur hier als Medium mißbraucht wird, um vor allem den deutschen Sieg einseitig verzerrt zu feiern. Besonders deutlich wird diese Vorgehensweise in der folgenden Abbildung, die das Ergebnis eines Leichtathletik-Länderkampfes zusammenfaßt:<sup>32</sup>



Stolz berichtet Koch, daß „wir es uns leisten [konnten], an einem Sonntag mit sieben verschiedenen Mannschaften gegen sieben verschiedene Nationen anzutreten. Alle sieben Länderkämpfe gingen über das olympische Programm, und alle Kämpfe wurden mit Längen gewonnen!“ Diese Karikatur schießt deutlich über das erwartete Ziel hinaus. Die Niederlage der Gegner kann selbstverständlich karikaturistisch dargestellt werden, aber diese mit einer Totschlagveranstaltung zu vergleichen, die als Krieg verstanden werden kann, ist bedenklich. Auch wenn diese Abbildung eindeutig auf das Märchen vom *Tapferen Schneiderlein* anspielt, so kann doch die inhumane Aggressivität dieser Zeichnung nicht geleugnet werden. Vielleicht, so kann man vermuten, war zu diesem Zeitpunkt das nationale Überlegenheitsgefühl gegenüber anderen Staaten schon so ausgeprägt, daß es deswegen zu solch gefährlichen Überspannungen kam.

Auch die Philologen treten auf die sportlich-nationalsozialistische Bühne, nicht wenige von ihnen paktierten mit dem NS-Regime. Seltsames haben sie erforscht: So wird etwa Goethe in nationalsozialistischer Manier als olympischer Sportsmann gepriesen. Grund genug, an dieser Stelle die folgenden Texte, die fast vollständig aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit verschwunden sind, zu diskutieren. Goethes Bemerkungen zum Sport werden zu einem traurigen Kapitel deutscher Sportgeschichte umgeschrieben. Adolf Beck und Robert Zilchert waren, neben vielen anderen Intellektuellen, an diesem Machwerk beteiligt. Sie ver-

<sup>32</sup> Zeichnung von Curt Mueller. In: Ebda., 39.

handelten Goethes Verhältnis zu Sport und Leibesübungen durchgängig nationalsozialistisch. Unter der Regierung Adolf Hitlers konnten sie nun ihre hochdifferenzierten philologischen Kenntnisse auf einem für sie bisher unbekanntem Terrain staatsdienlich erforschen. Am 27. August 1935 wurde das fünfzigjährige Bestehen der Goethe-Gesellschaft gefeiert. Zu diesem Anlaß stiftete Thomas Lewald, der Präsident des Organisationskomitees für die XI. Olympiade, einen *Goethe-Olympia-Preis*. Lewald, der stolz bekundet, daß er „auf ein halbes Jahrhundert erfolgreichen Wirkens für Goethe“<sup>33</sup> zurückblicken könne, scheut sich nicht – zusammen mit seinen Philologenfreunden – den geheiligten Forschungsgegenstand auf die nationalsozialistische Semantik umzuschreiben. Die Preisfrage lautete: „Goethe und der Olympische Gedanke“. Der fünfundsiebzigjährige Präsident rechtfertigt diese Thematik wie folgt: „Dies geschah, wie ich in Weimar sagte, im Hinblick auf das größte Weltfest auf deutschem Boden, das dank dem mächtigen Willen und der begeisternden Initiative unseres Führers und Reichskanzlers alle frühen Olympischen Spiele [...] an geistigen und künstlerischen Werten überstrahlen soll“. Die Auslobung schloß mit der Hoffnung, daß, „wenn dieses Preisausschreiben einen geeigneten Bewerber findet, dessen Arbeit ein neues Licht auf Goethes Wesen und vorbildliches Leben werfen wird.“<sup>34</sup> Der Philologenwettkampf wirft, betrachtet man die Resultate, kein neues Licht auf Goethe, vielmehr auf die Philologen, die ihre Forschungsergebnisse bewußt an den Nationalsozialismus angleichen. Unter den siebenundzwanzig Teilnehmern entschied sich das Preisgericht – der Präsident der Goethe-Gesellschaft, Professor Dr. Julius Petersen, der Direktor des Goethe-Nationalmuseums und der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Professor Dr. Hans Wahl – für die Beiträge des promovierten Philologen Adolf Beck und des Kirchenrates Professor Dr. theol. et Dr. phil. Robert Zilchert. Beide mißbrauchen, ebenso wie Leni Riefenstahl, die griechische Mythologie als Legitimationsinstanz für ihre spezifisch deutschen Dienste. Becks Programm sieht deswegen konsequenterweise wie folgt aus: „Einer der Züge, in denen der Deutsche dem Griechen verwandt erscheint, ist wohl der, daß er die ihn erfüllenden Ideale in großen Gestalten seiner Vergangenheit verkörpert sieht und sie als Helfer zu der Formung seines Lebens herbeirufen möchte. Dem Griechen stand dafür sein Mythos zu Gebote; der Deutsche, dessen mythische Welt verdrängt wurde und verkümmert, wendet sich an die Großen seiner Geschichte.“<sup>35</sup>

Beck, Goethe herbeibittend, instrumentalisiert den Dichterfürsten, um dessen „Ideale“ als allgemeingültige und heilbringende anzupreisen. Der Literat soll dazu beitragen, daß „Olympia, die Feier der heimischen Götter und des gemeinsamen Blutes“, auch in Deutschland verwirklicht werden kann. Denn Olympia ist angeblich „Wunschtraum und Sehnsucht des Deutschen, dem die Zerrissenheit seines völkischen Daseins, die Unfestlichkeit und Unstaatlichkeit seines Lebens zur drängenden Not wird.“<sup>36</sup> Um diese „Zerrissenheit“ zu überwinden, Spengler verlieh diesem Phänomen das Attribut faustisch, versucht

---

<sup>33</sup> Zit. nach: Beck, Adolf, 1936, 5.

<sup>34</sup> Zit. nach: Ebda.

<sup>35</sup> Ebda., 12.

<sup>36</sup> Ebda., 17.

Beck in seinem letzten Kapitel – *Olympische Gestalten in Goethes Dichtung* – nachzuweisen, daß die „olympische Harmonie“ von Goethe praktisch umgesetzt wurde: „Der Olympische Gedanke bildet für Goethe ein den Menschen in seiner Gesamterscheinung formendes Bildungsideal, das er in seinem Leben verwirklichte, das er in den Griechen erfüllt sah und in seinem Alter für die deutsche Jugend forderte. Es bleibt nun noch die Verleiblichung dieses Ideals in den Gestalten seiner Dichtung zu würdigen, die sich in harmonischem Einklang von Leib und Seele darstellen und in schönem, spannkraftigen Körper Anmut der Seele und Tatkraft des Geistes bergen.“<sup>37</sup> Die Kontinuität des olympischen Gedankens, die sich von der Antike über Goethe bis ins Dritte Reich hinein erstreckt, wird so ohne Zögern mit den gesamten philologischen Mitteln zusammenkonstruiert. Für Beck ist es zwingend, daß die deutsche Jugend nach diesem „Bildungsideal“ erzogen werden muß. Die Ahnenreihe jedenfalls ist klar vorgegeben: Zuerst wieder die Griechen, dann Goethe und seine Werke, schließlich dessen Empfehlungen für die Jugend. Goethes grenzüberschreitendes, weltbürgerliches Denken und Handeln wird ohne Hemmungen verschwiegen. Robert Zilchert, der zweite Preisträger, argumentiert in seiner Schrift *Die Bedeutung der Leibesübungen in Goethes Leben und Denken* mit geringen Nuancen gegenüber Beck.<sup>38</sup> Sein Programm, mit dem er die Zerrissenheit der Gegenwart harmonisieren möchte, stützt sich ebenfalls auf Goethe: „Wenn heute ein Gleichgewicht von Natur und Geist, von Leib und Seele die Lösung bildet, so steht am Eingang der neuen Zeit vorbildhaft die Persönlichkeit, der auf so vielen Gebieten der harmonische Ausgleich der Gegensätze gelang. Deshalb ist es recht und billig, daß [...] der Schutzgeist Goethes nicht ferne bleibe.“<sup>39</sup> Der „Ausgleich der Gegensätze“, der ja in der Tat Goethes großes Ideal war, wird skrupellos auf den Nationalsozialismus umgemünzt. Auch hier ist der Dichter der Gründungsvater des olympischen Gedankens,

---

<sup>37</sup> Ebda., 89.

<sup>38</sup> Anders sieht es dagegen bei einem anderen Zeitgenossen, bei Dr. jur. H.B. Müller-Schönau, aus. Er verfaßte ebenfalls 1936 ein Buch. *Sportsmann Goethe* lautet der legere, unphilologische Titel. Hier geht es in der Tat auch rüpelhafter zu als bei den beiden Preisträgern, obwohl bei denen, bei dem einen etwas feiner, bei dem anderen etwas gröber, das gleiche kriegerische Philologengemisch formuliert wird. Müller-Schönaus Programm, das er im Juli 1936, wie er betont, auf seinem Rittergut verfaßte, gleicht dem von Zilchert und Beck: „Die Höherentwicklung des Menschen schien mir immer und immer wieder der tiefste Sinn, das letzte Ziel allen Sports zu sein. Es ist daßselbe Streben, das kein Geringerer als unser größter deutscher Denker und Dichter zum Inhalt seines Lebens und seines Werkes machte, Goethe.“ (Müller-Schönau, H.B., 1936, 5.) Wieder wird Goethe als Schutzgeist herbeizitiert. Eine Verschiebung ist allerdings erkennbar. Der Sport soll die „Höherentwicklung des Menschen“ vorantreiben. Zwar ist für Müller-Schönau der olympische Gedanke wichtig, aber dieser wird von ihm nicht pseudohumanistisch verklärt. Im Vordergrund steht nun der „ritterliche Ehrendienst an Volk und Menschheit“. (Ebda., 7.) Der moderne Ritter, wehrsportmäßig trainiert, soll sich nicht nur für die nationalen Ideale opfern, sondern auch für die „Menschheit“ – allerdings im deutschen Sinne. Dies kann aber nur dann gelingen, wenn der „Olympische Funke“ nach Jahrtausenden wieder entzündet wird. Goethe wird als Geburtshelfer beansprucht: „Der Olympische Funke aber klomm Jahrhunderte lang in unzähligen Herzen bewußt oder unbewußt fort, in den Herzen all derer, die in der Kultur der alten Griechen das Ideal aller Menschenkultur überhaupt erblickten. Welcher von unseren klassischen Dichtern und Denkern hat dies aber häufiger und klarer ausgesprochen, als Goethe, der das Land der Griechen mit der Seele suchte? [...] Im griechischen Sinne hat Goethe Körper und Geist mit eisernem Willen gestählt und zu einer Einheit im höchsten Maße gestaltet. [...] er hat das griechische Vorbild nicht nur gepriesen, sondern vor allem vorgelebt.“ (Ebda., 8f.)

<sup>39</sup> Zilchert, Robert, 1936, 109.

auch hier wird er der Jugend als sportliches Vorbild präsentiert. Erst nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wird klar, daß dieses Programm radikal gescheitert ist.

Blicken wir aber jetzt auf die Kritiker des nationalsozialistischen Regimes, sie verurteilen die fatale Ideologisierung des Sports, – allerdings sind sie nahezu chancenlos. Friedrich Torbergs Gedicht *Auf den Tod eines Fußballspielers* (1938)<sup>40</sup> ist zum Beispiel eine Reaktion auf den Selbstmord des populärsten Fußballers Wiens, Mathias Šindelár. Der existierte nur für den Fußball, das war seine Welt. Mathias erlebt das Ballspiel als ein abgeschlossenes System, das seinem Leben den erwünschten Sinn und auch den lebensnotwendigen Profit gibt:

Er war ein Kind aus Favoriten  
und hieß Mathias Šindelár.  
Er stand auf grünem Plan inmitten,  
weil er ein Mittelstürmer war.

Er spielte Fußball, und er wußte  
vom Leben außerdem nicht viel.  
Er lebte, weil er leben mußte,  
vom Fußballspiel fürs Fußballspiel.

Aber diese Idylle, in der Fußball als Profisport verstanden wird, gerät plötzlich in die brutale Umklammerung der Nationalsozialisten. Der administrative Eingriff zerstört das autonome System, weil die Gegner ausgetauscht werden, gegen sie kommt der Jude Šindelár nicht an, denn dieser Feind ist „ein fremd und furchtbar überlegener,/vor dem’s nicht Regel gab noch Rat.“ Der berühmte Fußballer wird aus der Mannschaft vertrieben, weil eine „Neuordnung des Sportwesens im nationalsozialistischen Sinne“ Juden verbietet,<sup>41</sup> Sport zu treiben. Zwar beherrscht Šindelár die Regeln des Fußballspiels, aber gegen die neuen ist er machtlos. Er wird brutal aus dem Spielfeld getreten: „Von einem einzigen, harten Tritte/fand sich der Spieler Šindelár/verstoßen aus des Planes Mitte,/weil das die neue Ordnung war.“ Der jüdische Sportler paßt nicht mehr in die neue Ordnung hinein, er hat auch keine Chance mehr, weiterspielen zu dürfen. Von dem Augenblick an, in dem der Sport von der Politik unterminiert und beherrscht wird, verkommt dieser zu einer Farce, vor allem weil die Machthaber

---

<sup>40</sup> Torberg, Friedrich, 1970, 193f.

<sup>41</sup> In den *Hundejahren* (1963) dagegen wehrt sich der Halbjude Eduard Amsel wie sein Vater Albrecht gegen die Ausgrenzung der Juden aus dem Sport. Der Vater liest eines Tages Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter* (1903): „Weil es im Standardwerk hieß, der Jude singe nicht und treibe keinen Sport, hatte Albrecht Amsel, um wenigstens diese Thesen zu entkräften, in Bohnsack einen Turnverein gegründet“. (Grass, Günter, <sup>13</sup>1985b, 171.) Der Sohn folgt diesem Vorbild, er tritt zusammen mit Walter Matern in den Turnverein „Jungpreußen“ ein. Dort spielt er einige Jahre erfolgreich in der Faustballmannschaft mit. Aber die Karriere der beiden Jungen wird 1937 abrupt beendet, weil Walter kommunistische Handzettel verteilt: „Nachdem man beiden ehemaligen Jungpreußen handgeschriebene Urkunden, die den Sieg der Amselschen Faustballmannschaft beim letzten Turnier verewigten, auf den Heimweg mitgab, verabschiedete man sich sportlich mit Handschlag.“ (Ebda., 178.) Der Rausschmiß Eduards ist aber alles andere als sportlich. Walters Untat bietet den Vereinsvorsitzenden den idealen Anlaß, um den Halbjuden Amsel, der ihnen ohnehin ein Dorn im Auge ist, zu entlassen.

aus menschenverachtenden national-hygienischen Gründen Sportler, wenn sie nicht ihren Ansprüchen genügen, ausschließen. Weil Sport und Nationalsozialismus für Šindelár unvereinbar sind, ist seine Entscheidung, die sich nach den Fußballregeln richtet, konsequent: „Er war gewohnt zu kombinieren,/und kombinierte manchen Tag./Sein Überblick ließ ihn erspüren,/daß seine Chance im Gashahn lag.“

Nicht im Selbstmord, sondern nahe am Wahnsinn endet Stefan Zweigs *Schachnovelle* (1942). Zweig, der diesen Text in der Emigration verfaßte, kritisiert vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkrieges die Brutalität des faschistischen Regimes. Das Schachspiel bietet sich an, die Konfrontation zwischen den Nazis und deren Kritikern und Opfern darzustellen, denn Schach ist, wie so oft betont wird, eine Art Krieg. Zweig übersetzt die beiden feindlichen menschlichen Parteien ins Schachspiel, weil dessen polarer Charakter den Krieg eindeutig darstellen kann: „Das Attraktive des Schachs beruht doch im Grunde einzig darin, daß sich seine Strategie in zwei verschiedenen Gehirnen verschieden entwickelt, daß in diesem geistigen Kriege Schwarz die jeweiligen Manöver von Weiß nicht kennt und beständig zu erraten und zu durchkreuzen sucht“.<sup>42</sup> Der Ich-Erzähler berichtet von seiner Begegnung mit dem amtierenden Schachweltmeister Mirko Czentovic und dem österreichischen Emigranten Dr. B. Beide sind grundverschiedene Charaktere: Czentovic ist ein einseitiger und ungebildeter Mensch, der es aber durch sein Talent und seine Sturheit schafft, weltbester Spieler zu werden. Sein Einbruch in den Schachsport irritiert nicht nur den Erzähler: „So geschah es, daß in die illustre Galerie der Schachmeister, die in ihren Reihen die verschiedensten Typen intellektueller Überlegenheit vereinigt [...] zum erstenmal ein völliger Outsider der geistigen Welt einbrach, ein schwerer, maulfauler Bauernbursche, aus dem auch nur ein einziges publizistisch brauchbares Wort herauszulocken selbst den gerissensten Journalisten nie gelang.“<sup>43</sup> Diesem „Outsider“, der sich vor jedem gebildeten Menschen verkriecht, gelingt es trotzdem, die Schachzunft zu beherrschen. Die Parallele zu der überzeugten faschistischen Öffentlichkeit ist hier nur zu offensichtlich – die gebildete Intelligenz wird nicht nur gemieden, sondern verachtet und zerstört. Dr. B. dagegen präsentiert den humanistisch gebildeten Teil der Bevölkerung, deswegen wird er von der Gestapo verhaftet. In der Haft war er hermetisch von der Außenwelt abgeschnitten, – die Gefangenschaft konnte er nur überleben, weil er monatelang eine Sammlung von 150 Meisterpartien mit sich selbst blind durchspielte. Durch diese Übungen förderte er zunächst seine Widerstandskraft, die ihm die täglichen Verhöre abverlangten. Aber dann läuft er regelrecht kognitiv heiß, sein schizophrenes Spiel, seine intellektuelle Spaltung in Weiß und Schwarz, bringt ihn an den Rand des Wahnsinns. Daran erinnert sich Dr. B. rückblickend: „Selbstverständlich bin ich mir heute ganz im klaren, daß dieser mein Zustand schon eine durchaus pathologische Form geistiger Überreizung war, für die ich eben keinen anderen Namen finde als den bisher medizinisch unbekannt: eine Schachvergiftung.“<sup>44</sup> Diese verursacht ein Nervenfieber, deswegen wird er von der Gestapo aus dem Kerker entlassen. Und dann kommt es zum Aufein-

---

<sup>42</sup> Zweig, Stefan, <sup>6</sup>1979, 76.

<sup>43</sup> Ebda., 14f.

<sup>44</sup> Ebda., 84.

andertreffen zwischen Czentovic und Dr. B. Der spielt zum erstenmal nach seiner Haft auf einem realen Schachbrett gegen den Weltmeister, seine Gründe für das anstehende Spiel teilt er dem Erzähler mit: „Es soll nichts als eine Probe für mich sein ... eine Probe, ob ich ... ob ich überhaupt fähig bin, eine normale Schachpartie zu spielen, eine Partie auf einem wirklichen Schachbrett mit faktischen Figuren und einem lebendigen Partner ...“.<sup>45</sup> In der ersten Partie schlägt er Czentovic souverän; gegen seinen Willen läßt er sich auf ein zweites Spiel ein. Und jetzt herrscht zwischen den beiden Kontrahenten Krieg: „Mit einemmal stand etwas Neues zwischen den beiden Spielern; eine gefährliche Spannung, ein leidenschaftlicher Haß. Es waren nicht zwei Partner mehr, die ihr Können spielhaft aneinander proben wollten, es waren zwei Feinde, die sich gegenseitig zu vernichten geschworen.“<sup>46</sup> Diesen Druck hält Dr. B. nicht aus, wie in seiner Gefangenschaft kommt er gegen den übermächtigen Gegner nicht an. Dieser sportive Kriegszustand am Schachbrett überfordert ihn, das Nervenfieber kündigt sich wieder an. Dr. B. bricht die Partie auf Anraten des Erzählers ab. Der Geistesmensch unterliegt damit dem brutalen Ungeist.

Anders dagegen geht die Schachpartie in Paolo Maurensigs Roman *Die Lüneburg-Variante* (1993) aus. Zwei Weltklasseschachspieler treffen tödlich aufeinander. Tabori, ein Jude, liefert sich mit dem Nazi Dieter Frisch über Jahrzehnte hinweg ein unbarmherziges Schachduell. Der elfjährige Tabori reist mit seinem Vater durch Europa, unter seiner Anleitung nimmt der Junge sehr erfolgreich an Simultanveranstaltungen teil. Aber ab 1933 wird das junge Schachwunder von den Nationalsozialisten diffamiert. Tabori bekommt das schnell zu spüren, kaum sind die Nazis an der Macht, da erscheint ein Zeitungsartikel mit dem Titel „*Der Auftritt eines kleinen Juden*“.<sup>47</sup> Von da an nannte man ihn einen Juden, die unüberbrückbaren Fronten sind damit ausdrücklich markiert. Genau zu diesem Zeitpunkt lernt er Frisch kennen. Er „war der Vertreter, die Schachhoffnung der neuen Rasse, die sich damals in Deutschland lautstark durchsetzte.“<sup>48</sup> Sie spielen gegeneinander, es kommt zu einem Remis. Nach dem Spiel bedroht Frisch seinen Gegner, er lauert ihm auf und drückt ihm die Faust drohend ins Gesicht: „Das wirst du mir bezahlen, Jude!“ zischte er.<sup>49</sup> Und er muß wirklich bezahlen. Erst 1938 spielen beide wieder gegeneinander, in Wien. Es ist das letzte offizielle Turnier, an dem Tabori teilnehmen darf. Im Finale spielt er gegen Frisch, laut Reglement gewinnt Tabori, aber er wird hinterhältigerweise disqualifiziert. Die Gründe liegen auf der Hand, ein „Arier“ darf nicht von einem „Juden“ besiegt werden. Tabori wird kurz darauf ins Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert. Er erträgt dort das Leben nur, weil er sich wie Dr. B. zunächst auf das fiktive Schachspielen konzentriert, es ist für ihn eine Zufluchtstätte, in der er sich vor der grauenhaften Alltäglichkeit schützen kann: „So war paradoxerweise nach kurzer Zeit eine Abstraktion die einzige Realität, die mich am Leben hielt. [...] eine ständige Halluzination: ein Schachbrett“.<sup>50</sup> Aber nach einiger Zeit muß er an einem

---

<sup>45</sup> Ebda., 93.

<sup>46</sup> Ebda., 102f.

<sup>47</sup> Maurensig, Paolo, 1998, 45.

<sup>48</sup> Ebda., 149.

<sup>49</sup> Ebda., 147.

<sup>50</sup> Ebda., 175.

realen Schachbrett kämpfen. Denn Frisch gehört zu den Befehlshabenden im Konzentrationslager, und als er erfährt, daß sein Gegner in unmittelbarer Nähe ist, wird Tabori zum Schachspielen abkommandiert. Und jetzt wird die Partie, die 1938 nicht regelkonform durchgeführt wurde, weitergespielt. Der Einsatz ist diesmal jedoch unvergleichlich höher. Tabori muß um das Leben seiner Mithäftlinge spielen. Der Sport wird damit in höchster Potenz ad absurdum geführt, seine Regeln werden in die Verhaltensmechanismen der Nationalsozialisten eingeschrieben. Jetzt herrscht wirklich eine grausame Schlacht auf dem Schachbrett, jede Niederlage wird sofort tödlich bestraft. Konnte sich Dr. B. während der Partie mit Czentovic in ein Nervenfieber retten, so gibt es für den jüdischen Häftling kein Entrinnen. Er muß *spielen*: „In diesem Augenblick begann unser Match, das nach dem Londoner Reglement von 1922 gespielt wurde, demselben wie beim Spiel um den Weltmeistertitel Aljechin-Capablanca: Der Sieger sollte sein, wer von uns beiden als erster, die Remis ausgeschlossen, sechs Siege errungen hätte.“ Tabori gewinnt den monatelangen Kampf, aber er verliert zwei Partien, 24 Häftlinge – „(der Spieleinsatz)“<sup>51</sup> – werden vor seinen Augen umgebracht. Zynischerweise wird dieses Verbrechen von Frisch mit dem „Londoner Reglement“ gerechtfertigt.

1945 wird Tabori von den Alliierten befreit. Zwei Dinge, so schreibt er, habe er in Bergen-Belsen gelernt. Man könne Übermenschliches leisten, wenn man solch einem Druck ausgesetzt wäre, „man überschreitet eine Grenze, die man im alltäglichen Leben nicht erreicht: Als ich diese Schwelle überschritten hatte, wurde ich unbesiegbar. Nichts konnte mir geschehen. Mein Geist war geborgen im Schoß des Großen Ratgebers, und ich schwebte über das Schachbrett wie ein Sperber, der über ein Feld gleitet und dessen Blick nicht das Zittern eines Blattes entgeht.“<sup>52</sup> Wer auch immer dieser Ratgeber ist, er kommt nur sportiv daher, denn während der gesamten Partie artikuliert Tabori, was man erwarten könnte, keine moralischen Bedenken. Ganz im Gegenteil, denn er besitzt in der Gefangenschaft endlich wieder die Chance, wie er glaubt, Frisch zu besiegen, denn die enorme Konzentration, die von ihm gefordert wird, wenn er seine Mithäftlinge nicht opfern will, macht ihn unbesiegbar – aber nur auf dem Schachbrett. Sein sportlicher Ehrgeiz verschiebt seine moralischen Bedenken, denn er redet sich ein, daß er den anderen Gefangenen durch sein Schachspiel helfen könne. Der Gedanke an Spielverweigerung, egal welcher Art, wird von ihm nie in Erwägung gezogen. Jahre später aber erkennt er, und das ist die zweite Erfahrung, die ihn das Konzentrationslager lehrte, daß sein Handeln falsch war: „Das andere (was ich jedoch erst im Laufe der Jahre verstanden habe) war, daß ich zwar auf dem Schachbrett gewonnen hatte, doch in der Realität der Besiegte war, weil ich vom ersten Augenblick an Komplize bei einem widerwärtigen Vorhaben war.“<sup>53</sup> Aber auch diese Einsicht hält Tabori nicht davon ab, Jahrzehnte nach den Ereignissen in Bergen-Belsen Frisch, der inzwischen ein erfolgreicher Geschäftsmann ist, zu einer letzten Partie aufzufordern, „die mit dem Tod.“<sup>54</sup> Die beiden

---

<sup>51</sup> Ebda., 206.

<sup>52</sup> Ebda., 210.

<sup>53</sup> Ebda., 210f.

<sup>54</sup> Ebda., 14.

Spieler können sich nicht von ihren eingeschliffenen Verhaltensmechanismen, die vom Schach bestimmt werden, trennen. Es gibt eine Stelle in dem Roman, wo man Frischs Tod ahnen kann: „Ist die Partie einmal in Gang gesetzt [...] steigert sie sich mit unfaßbarer Gewalt bis zum nicht vollzogenen, unsichtbaren Mord, dessen Ergebnis nur von den beiden Gegnern erkannt und gebilligt wird. Nichts verbindet zwei Menschen mehr als eine ernste Herausforderung auf dem Schachbrett.“<sup>55</sup> Und diese Partie soll diesmal zu ihrem tödlichen Ende kommen. Taboris Adoptivsohn, Hans Mayer, macht Frisch nach langer Suche ausfindig. Hans berichtet vom Lebensweg seines Adoptivvaters, anschließend drückt Mayer ihm Taboris Bergen-Belsen-Schachspiel in die Hand. Diese Aufforderung versteht Frisch, er hat das Urteil „erkannt und gebilligt“. Er fährt nach Hause und beginnt ein Spiel auf dem alten Schachbrett, er bricht es ab und begeht Selbstmord.

Ganz anders dagegen sieht es mit Lernet-Holenias *Zweiter Olympischer Hymne* (1948) aus, sie endet nicht tödlich. Mit einschneidenden Korrekturen erstaunt er die Leser seiner *Ersten Olympischen Hymne*. Der 1932 noch als göttlich verortete Sportheld, der mythologisch legitimiert wurde, wird in Frage gestellt. Andere Töne sind nun zu vernehmen, zumindest für diejenigen, die nach dem Zweiten Weltkrieg offen für Kritik waren:

[...] öffnet die Augen dem grellen  
Licht unsrer Tage und seht,  
sehst Olympia!  
Nicht mehr die Edlen der Welt,  
nicht mehr die kyprischen Fürsten, [...]  
kämpfen widereinander, [...].  
Was sollen euch all  
eure Siege? Wie sinnlos  
siegt ihr doch! Bleibt nicht zuletzt  
nichts, als daß einer der Läufer  
schneller war als die andern?<sup>56</sup>

Dieses Olympia gleicht nicht mehr der ersten hymnischen Konstruktion Lernet-Holenias. Die göttergleichen Sporthelden werden als das erkannt, was sie wirklich sind: sinnlos kämpfende Antihelden. Wurden die Sportsiege während des Dritten Reiches ausgesprochen hoch verhandelt, um die Öffentlichkeit zum Sport zu motivieren, so sind diese Erfolge drei Jahre nach der Niederlage Deutschlands völlig bedeutungslos. Wurde zum Beispiel in Stahls Novelle der Läufer Michael mit dem griechischen Siegesboten auf eine Stufe gestellt, um der Bevölkerung den Opfertod schmackhaft zu machen, so reduziert sich nun Stahls Propaganda, wenn man die neuen Erkenntnisse Lernet-Holenias ernstnimmt, auf einen schlichten Sieg im Wettkampf. Faschistische Anschlußpotentiale, egal welcher Art, können damit nicht mehr glaubwürdig vermittelt werden. Resigniert stellt deswegen Lernet-Holenia fest, daß er sich in seinem ersten Hymnus geirrt habe, wenn er den Menschen Göttliches zutraute: „Die

---

<sup>55</sup> Ebda., 122.

<sup>56</sup> Lernet-Holenia, Alexander, 1989b, 523.

göttliche Zeit der/Siege hat anderes Maß. [...] Das göttliche, das euch so nahe/war, ermeßt ihr nicht mehr.“<sup>57</sup> Obwohl sein Wunsch, die antike Götterwelt wieder zum Leben zu erwecken, radikal gescheitert ist, so ist er doch immer noch der Meinung, daß das Göttliche „nahe“ war. Aber diese Chance wurde von den Zeitgenossen nicht erkannt, sie konnten das Göttliche nicht nach griechischem Vorbild in die Gesellschaft implantieren. Die letzten Verse suggerieren jedoch, daß in der Zukunft eine Zeit anbrechen könnte, in der das kostbar gehütete antike Bildungsgut wieder auflebt.

Diese Gefahr wird nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart hinein, man denke etwa an Elfride Jelineks *Sportstück* (1998), immer wieder kritisch diskutiert und literarisch dargestellt. Blicken wir zunächst auf Alfred Anderschs Hörspiel *Biologie und Tennis*, es wurde 1951 erstmals gesendet. Der Fall ist so ähnlich gelagert wie in Torbergs Gedicht. Das Motto,<sup>58</sup> das der Textfassung vorangestellt ist, erklärt den Titel des Hörspiels: „Philosophia perennis,/Hegels schauender Akt –:/Biologie und Tennis/über Verrat geflaggt.“ Im Sport spielt sich der Verrat an Fritz Hellwig, Halbjude und technischer Direktor der Schütting-Werke, ab. Obwohl Hellwig sehr erfolgreich und mächtig ist, – er hat gerade eine vielversprechende Emulsion entwickelt und besitzt 25% der Firmenaktien, muß er die Firma verlassen. Auslöser ist, wie bei dem Fall Mathias Šindelár, ein neues Gesetz: „Der Herr Reichssportführer hat soeben verfügt, dass kein Halbjude mehr Mitglied eines deutschen Sportvereins sein darf.“<sup>59</sup> Hellwig muß aber nicht nur seinen geliebten Tennisklub verlassen, das Gesetz gilt auch in der Arbeitswelt. Von der verabschiedet sich der Direktor recht gelassen und abgeklärt, anders dagegen der Abschied aus der Tenniswelt. Hellwig favorisiert weiterhin die scheinbare Autonomie des Sportsystems, dort fühlt er sich vor den Ansprüchen der Geschäftswelt, der Politik und der Gesellschaft sicher – auch wenn drohend das neue Gesetz im Hintergrund steht. Tennis, das ist seine „Weltausgrenzung auf Zeit“,<sup>60</sup> seine „komische Ecke“, in der ihn bisher nichts bedrohen konnte. So denkt er auch jetzt noch: „Ich glaube, jeder Mensch braucht so eine Ecke in seinem Leben. Jetzt ist das Tennis meine Ecke. Man lebt [...] um irgendeine komische Ecke in einem dunklen Haus zu finden. Wenn dort das Licht erlischt, dann wird's freilich zappenduster. [...] Dann wird man ins Bett gebracht und muss sein Nachtgebet sprechen.“<sup>61</sup> Hellwig beharrt allerdings weiter darauf, Sport zu treiben, obwohl er inzwischen von seinen deutschen Sportkameraden unterschwellig darauf aufmerksam gemacht wird, daß er den Klub verlassen solle. Diese sich bis zum Verrat entwickelnden Andeutungen ignoriert er: „Ja, ich werde Tennis spielen. Sehen Sie,

---

<sup>57</sup> Ebda., 524.

<sup>58</sup> Diese Verse stammen aus Gottfried Benns Gedicht *Die Dänin*.

<sup>59</sup> Andersch, Alfred, 1951, 10.

<sup>60</sup> Hellwig spielt kurz mit dem Gedanken, wie es wäre, wenn die Arbeitswelt deckungsgleich mit der Sportwelt sein könnte: „Der Traum vom idealen Betrieb. [...] Das Werk als Tennisplatz. Ebenso sauber. Ziegelrot und weiss und grüne Bäume drum herum und blauer Himmel drüber. [...] Die Arbeit als Partie. Wir spielen uns die Bälle zu – und was wir produzieren heisst: Lust. Die Menschen sitzen ringsherum und drehen die Köpfe hin und her. Das Leben ist leicht und federnd. Und hinter allem das feine, hohe Gitter der Endlichkeit. Aber jeder geglückte Schlag wirft den Ball ins Ewige. (Pause.) Blödsinn! Irgendeiner hat befohlen, dass die Arbeit Mühsal sei. Aber nicht einmal das ist sie. Betrug ist sie, Verrat, Laster, Gemeinheit.“ (Ebda., 57.)

<sup>61</sup> Ebda., 32.

wenn ich es mir recht überlege, komme ich zu dem Schluss: da kann ich nicht ausgewechselt werden. Meine sogenannte wissenschaftliche Leistung – na, Sie werden ja sehen, wie leicht ich in den Schütting-Werken ersetzt werden kann.“<sup>62</sup> Hellwig kann jedoch auch im Tennis ausgewechselt werden, denn die Eigenwelt des Sports, in der vor allem die individuelle Leistung zählt, wird zerstört, weil sie politisch untergraben wird. Der erbrachte Erfolg wird damit zweitrangig. Die nationalsozialistischen Ideologen wollen nur sogenannte rasse-reine Vereine in Deutschland gelten lassen. Die persönlichen Leistungen, die dort erbracht werden, interessieren niemanden, denn hier soll keiner die „erste Geige spielen“. Hellwigs Liebe zum Sport wird damit vollständig nivelliert, auch wenn er noch so kategorisch darauf beharrt: „Aber meine Backhand-Technik und mein Standvermögen und mein Riecher für den Kerl auf der anderen Seite des Netzes und das, was er tun wird und wie er es tun wird – das ist eine Sache, die nur mir gehört. Da ist alles mit im Spiel, mein ganzer Körper und mein ganzer Geist und das, was über Körper und Geist hinausreicht: mein Sein, meine Person. Die ist unersetzbar.“<sup>63</sup> Nachdem Fritz die Widerstände seiner Vereinskollegen immer offener zu spüren bekommt, muß er einsehen, daß seine Tennis-*Person* nicht erwünscht ist, sein Ende scheint ebenso konsequent wie das von Mathias Šindelár. Er darf ein letztes Mal auf den Platz, seine Desorientierung und seine Ängste offenbart das Spiel, er ist nicht mehr Herr seines Körpers. Hofer, einer der wenigen Freunde, die ihm noch geblieben sind, kommentiert seine Enttäuschung und Verwunderung: „Ich kann es mir nicht mehr mit ansehen. Aufschlag verpatzt! Doppelfehler! Hellwig spielt völlig verkrampft und fahrig.“<sup>64</sup> Sein „Licht erlischt“, er stirbt während des Spiels an einem Herzschlag.

Auch in Siegfried Lenz' Läuferroman *Brot und Spiele* (1959) spielt der Krieg eine Rolle. In einem Interview wurde Lenz gefragt, warum gerade ein Läufer und der Laufsport im Zentrum seiner Erzählung stünden und nicht eine andere Sportart. Lenz wollte, wie er berichtet, in seinem Roman unbedingt den alltäglichen Lebenskampf darstellen und dafür komme nur das Laufen in Frage: „Und immer wieder kehrte ich zu demselben Motiv zurück: die Beute, die um ihr Leben lief, und der Verfolger, der lief, um der Beute habhaft zu werden. Und ich dachte, daß im Grunde ein Lauf im Stadion ja den Ernstfall versinnbildlicht: den Lauf ums Leben.“<sup>65</sup> Dieses Motiv findet man bei Lenz schon in der Erzählung *Der Läufer*, sie erschien ein Jahr vor *Brot und Spiele*. Dieser Text kann als Vorspiel zu dem Roman angesehen werden, denn die Parallelen im Handlungsverlauf sind offensichtlich. Fred Holten wird schon im Krieg zum Läufer, denn er ist die „Beute“, die gejagt wird, er erinnert sich: „ich bin eine Menge gelaufen. Durch die Täler des Kaukasus bin ich gelaufen und durch die Sonnenblumenfelder von Stawropol, ich bin, als sie mit ihren Panzern kamen, immer vor ihnen hergelaufen, über die Krim und durch die ganze Ukraine.“<sup>66</sup> Auch Bert Buchner, der Läufer aus *Brot und Spiele*, erlebt seine ersten Lauferfahrungen im Krieg, auf der Flucht. Vor der Kulisse des gegenwärtigen Stadions, Buchner vor Augen, erinnert sich ein Sport-

---

<sup>62</sup> Ebda., 31.

<sup>63</sup> Ebda.

<sup>64</sup> Ebda., 71.

<sup>65</sup> Zit. nach: Wagener, Hans, 1985, 32.

<sup>66</sup> Lenz, Siegfried, 1986a, 60.

journalist an die Anfänge seiner Freundschaft mit Bert im Kriegsgefangenenlager, wo ihm dieser seine Fahnen- und die erste Laufflucht vor den Feinden schildert. Diese Berichte werden mit dem aktuellen Wettkampf, an dem Buchner gerade teilnimmt, vermischt, dadurch wird die Verwandtschaft zwischen dem kriegerischen *Beutesport* und der Leichtathletik betont. „Nun mußten sie schießen. Bert zog sich die Böschung empor auf den Deichrücken: die Silhouette des fliehenden Läufers gegen den Abendhimmel, ja, er lief immer noch, einen Arm schräg nach unten weggestreckt ... Zwei Schüsse hintereinander, mißlungener Start, Schuß und Rückschuß: zurück an die Plätze – beide Posten standen vor den Torfteichen und schossen auf ihn. Nach dem dritten Schuß ließ er sich fallen.“<sup>67</sup> Immer wieder tauchen leitmotivartig diese Jagdmotive auf, ausführlich wird etwa Buchners Angelleidenschaft geschildert. Aber auch Elemente griechischen Sportverständnisses tauchen auf, in kurzen Bemerkungen läßt Lenz eine Art historisch-philosophische Theorie des Sports einfließen. So etwa, wenn ein gewisser Herr Lutz, der eine „Untersuchung über den Marathonlauf“ geschrieben hat, folgendes von sich gibt: „Sieg, flüsterte er, Sieg, im Sport gibt es den Sieg ohne kriegerische Mittel, aber verborgen, so meinte er, ganz insgeheim sei der Sport ja wohl ursprünglich eine Kriegsübung gewesen, und jeder Wettkampf ein Manöver.“<sup>68</sup> Für Buchner zählt nur dieses Sportverständnis. Immer noch fühlt er sich bei jedem Lauf an die Kriegsverfolgung erinnert. Von dieser Erfahrung wurde Bert regelrecht traumatisiert.

Es ist jedoch zu problematisch, und das erkennt auch der Erzähler, diese Sportsemantik auf normale Wettkämpfe zu übertragen. Die Formel Sport = Krieg kann verständlicherweise nicht problemlos in die Nachkriegszeit übersetzt werden. Buchner begeht denselben Fehler wie Siggi Jepsen und sein Vater aus Lenz's *Deutschstunde*. Obwohl der Krieg vorbei ist, können sich weder Siggi noch der inzwischen von seinem Polizeidienst abgesetzte Vater mit der neuen Situation abfinden. Beide sind nicht in der Lage, sich von ihren problematischen Verhaltensmechanismen zu distanzieren. Der Vater kann nicht aufhören, den Maler Nansen zu verfolgen, obwohl das von den Nazis verordnete Malverbot logischerweise außer Kraft ist. Und Siggi kann nicht aufhören, Nansen zu beschützen, obwohl das gar nicht mehr nötig ist. Seine vermeintliche Hilfeleistung verkehrt sich sogar ins Kriminelle. Er entfernt Nansens Gemälde aus einer Ausstellung und wird deswegen zu einer Jugendstrafe verurteilt. Buchner scheitert auch, sein Zusammenbruch beweist, daß die Zweifel des Erzählers berechtigt sind, denn Sieger sind Athleten mit normalen Berufen, die Sport nebenbei betreiben, aus Freude am Sport, am freien Spiel. Auch diese Sportkonzeption finden wir im Roman. Zwar betont Lenz, daß er die Beutejagd als Vorbild vor Augen hatte, aber nichtsdestotrotz hält der Sport Freiräume bereit. So berichtet der Erzähler von der „Vereinsmeisterschaft der Hafensportler“ – überall „gab es nur die Heiterkeit des Wettkampfes, die Genügsamkeit des Spiels [...]. Keine imponierende Leistung, nicht einmal ein Vereinsrekord kam zustande, aber ich sah damals, daß der Sport keine Tragödie zu sein braucht“.<sup>69</sup>

---

<sup>67</sup> Lenz, Siegfried, <sup>19</sup>1983, 19.

<sup>68</sup> Ebda., 31.

<sup>69</sup> Ebda., 26.

Dieses Programm wird zwar im Roman nur als Randphänomen geschildert, aber es ist nicht zu unterschätzen, denn gerade weil Buchner scheitert, sollten spielerische Sportelemente – als positives Beispiel – nachgeahmt werden. Lenz bietet, und das gilt es festzuhalten, einen Ausweg aus der ideologischen Umklammerung des Sports, er zeigt, daß es noch ein anderes Sportmodell gibt, eins, das aus der Freude zum Spiel seine Motivation schöpft. Allerdings wird dieses spielerische Konzept in Gesellschaften immer wieder schnell abgeschafft oder verdrängt, wenn kriegerische Interessen, egal welcher Art, in den Vordergrund rücken.

Ludwig Harig verdeutlicht diese Durchlässigkeit des Sports 1966 in seinem Hörspiel *das fußballspiel*. Hier findet der Krieg auf dem Fußballplatz statt. In dem Stück wird vor allem die Nichteindeutigkeit semantischer Bezüge thematisiert. Es kommt immer wieder vor, daß die Kriegssprache für die Sportsemantik<sup>70</sup> in Anspruch genommen wird. So kann ein normales Fußballspiel plötzlich zu einer Gladiatorenveranstaltung, zum militärischen Angriff oder zur sakralen Handlung umfunktioniert werden. Zwei Szenen seien zitiert:

REPORTER aufmarschiert im schlachtfeld  
zehntausend achthundert quadratmeter  
geebnet liniert auf gedeih und verderb  
zwischen den eckfahnen inszenierter vernichtung [...]  
schwarz die prätoeren  
netze und strafraum geprüft  
in den logen die staffel der patrizier unerbittlich  
die konsuln vor dem mikrofon  
quästoren im glashaus  
zensoren mit armbinden [...]  
REPORTER riegel aufgebrochen  
und die bombe auf das tor  
kanone abgezogen  
*aufschrei der masse*  
die granate in den elften stock  
*aufschrei der masse*<sup>71</sup>

Die Kriegsemantik läßt sich flexibel anwenden. Je nach Stand der Tagesform des Reporters und der Zuschauer können die sprachlichen Kulissen ausgewechselt werden. Der Sprung von der römischen Arena hinüber auf den kanonenflankierten Platz bereitet keine Probleme, denn die Sprache ist sehr dynamisch. Harig weist mit seinem Hörspiel auf ein Sprachverhalten hin, das sich bis in die Gegenwart hinein konstant erhalten hat; zwar würde kein Reporter so eindeutig militärisch wie Harig reden, aber blickt man etwa auf die Straße, und das

---

<sup>70</sup> In Gabriele Wohmanns Erzählung *Der Boxkampf* (1972) wird dagegen die agonale Boxsprache zugunsten einer kritischen Sprachreflexion ausgetauscht. Nicht der Kampf zwischen den Boxern steht im Mittelpunkt, sondern der mit den Wörtern. Hinter dem Boxkampf zwischen dem „Weltmeister“ und dem „Herausforderer“ deutet sich der Kampf zwischen traditionellem Schreiber, konservativ und geradlinig, und dem Sprachexperimentator an, der auf seine Weise gegen die gesellschaftlichen Mechanismen ankämpfen will. Deswegen sind die sportlichen Handlungen und Situationsschilderungen stark reduziert. Im Mittelpunkt stehen vielmehr Reflexionen über die Sprache, ein Überprüfen und Infragestellen bisher geübter Schreibakte.

<sup>71</sup> Harig, Ludwig, 1969, 102; 109.

ist der beliebteste Ort, um Fußballkrieg zu führen, dann findet man diese militärischen Semantiken wieder. Lassen wir beispielsweise einen 'modernen' Hooligan zu Wort kommen: „Mein Traum ist ja so 'ne richtige Straßenschlacht – mit Baseballschlägern, es muß schep- pern und knallen fünf Minuten lang [...]. Da krieg ich 'ne Gänsehaut. [...] Früher schon, wenn ich was von 'ner Schlägerei gehört hab: Wo, wo, wo? Jetzt dabei sein. [...] Da müssen wir hin! Wie die Geisteskranken. Orgasmus. Besser noch.“<sup>72</sup> Diese aggressiven Potentiale sind nicht nur ein gegenwärtiges Phänomen, – nicht umsonst hat Harig das Fußballspiel mit römischen Gladiatorenkämpfen verglichen, dieses destruktive Verhalten tritt kontinuierlich seit der Geburtsstunde des Sports, also seit der Antike, in Gesellschaften auf.

Auch in Jelineks Theaterstück *Ein Sportstück* setzt sich das Wissen um die Gefährlichkeit des Sports durch. Sie beschreibt die Sportpraxis schonungslos, aber nur unter *ihrem* Blickwinkel. Das Stück kommt im antik-modernen Gewand daher. Unbedingt, so Jelinek in der Regieanweisung, müssen „griechische Chöre“ auftreten: „Die Chöre, wenn es geht, bitte einheitlich, alles adidas oder Nike oder wie sie alle heißen, Reebok oder Puma oder Fila oder so.“<sup>73</sup> Der Sport wurde und wird immer wieder mit der griechischen Antike in Verbindung gebracht. Diesmal wird dieses handelsübliche Programm nicht benutzt, um den Sport zu rechtfertigen, vielmehr wird er demontiert. Sport ist Krieg, nicht nur unter den Sportlern, sondern auch zwischen dem Publikum.<sup>74</sup> Davon handelt das Schauspiel. Die Bühne wird in „zwei Sphären“ geteilt, ein „Fanggitter“ trennt zwei „Fanggemeinden“, die sich sonst ohne Schutzwall „sofort gegenseitig an die Gurgel gehen“<sup>75</sup> würden. Von harmonischen Verhältnissen kann also nicht die Rede sein, denn es herrscht ein bedingungsloser Krieg unter den Fans. Elfi Elektra, modern-antike Sportlerin des Stücks, erkennt, daß nun ein anderer Krieg geführt wird, er unterscheidet sich von dem ihrer Väter: „Die Flüsse, die das Blut von meinem Vater rot gefärbt hat, sind wieder sauber, oder fängt jetzt gleich ein neuer Krieg mit Mama an?“ Es fängt ein neuer an, denn die Massen betreiben Sport, und der ist, wie Jelinek will, brutal: „So viele Menschen mit persönlichen Tatantrieben [...] ergreifen ihre Sportgeräte und dreschen aufeinander los“.<sup>76</sup> Diese Übungen sind aber wichtig, um die Bevölkerung kriegstauglich zu trimmen. Denn nur ein gut durchtrainierter Körper vermag eine Schlacht zu überstehen, darauf weist der Chor ausdrücklich hin: „Wie wollen Sie einem jungen Mann klarmachen, daß er in den Krieg ziehen soll, wenn er vorher keinen Sport getrieben hat? Ihr Sohn ist nötig! Wir brauchen Menschen, die Sorge um ihren Leib tragen und ihre Seele jederzeit unbesorgt wegschmeißen würden“.<sup>77</sup> Diese Forderung wird ständig wiederholt:

---

<sup>72</sup> Zit. nach: Schneider, Manfred, 1998, 42.

<sup>73</sup> Jelinek, Elfriede, 1998, 7.

<sup>74</sup> Ein „Opfer“ aus der Fanggemeinde berichtet etwa folgendes: „Bitte schauen Sie: Dieser Schlägertyp hat nicht einmal abgewartet, wer in diesem Match gewinnen wird – vielleicht wärs ohnedies seine Mannschaft gewesen –, als er mir an die Eier ging! Seltsamerweise trägt er genau die gleiche Uniform wie ich, bitte, überzeugen Sie sich selbst! [...] Grauenhaft, wie viele Menschen täglich umgebracht werden! Ich sehe bei meinen Mördern Zeichen beginnenden Wahns in den Augen, fehlt nur noch, daß sie beim nächsten Mal, an dem ich allerdings, aller Voraussicht nach, nicht mehr teilnehmen werde, ihre Gattinnen und Kinder mitbringen.“ (Ebda., 54f.)

<sup>75</sup> Ebda., 7.

<sup>76</sup> Ebda., 8.

<sup>77</sup> Ebda., 25.

Sport ist Krieg, Krieg ist Sport ... Auch die übliche Medienschelte wird fortwährend strapaziert. Auch diese Kritik ist altbekannt. Die Zuschauer werden angeblich vor den Fernsehapparaten ebenso zur Unmündigkeit erzogen wie die Menschen in den Stadien. Jelinek demontiert den Sport gnadenlos eindimensional. Konnte Lenz in *Brot und Spiele* wenigstens noch das spielerische Element des Sports nach dem Zweiten Weltkrieg wiederentdecken, verstellt sich Jelinek diese Sichtweise durch ihre betont einseitige Sichtweise. Aber trotzdem sollte man ihre Einwände ernst nehmen, denn sie spüren durchaus die latenten Gefahren, die die verschiedensten Gesellschaftssysteme immer wieder bedrohen, auf: „Der Sport ist nichts, das ist meine aufrichtige Meinung. Doch indem es ihn gibt, macht er die Menschen böse, weil er die meisten von ihnen zur Untätigkeit vor einem Gerät verdammt, die sie irgendwann natürlich gewaltsam zu beenden wünschen. Anders gehts ja nicht. [...] Das Auftreten des Nichts unter uns ist leiser als die Vernunft, die immerhin noch ziemlich viel redet, genau wie ich, aber nichts mehr sagt, wie ich, bevor sie abgeschlachtet wird.“<sup>78</sup>

---

<sup>78</sup> Ebda., 181.

## „Von den Freuden der Pflicht“<sup>1</sup> oder: „Niemand spielt die erste Geige“<sup>2</sup>

Nicht selten lassen sich in der Geschichte des Sports Ankoppelungen an einen wie auch immer gearteten Pflichtbegriff finden. Hier wird Sport ausdrücklich von den gesellschaftlichen, politischen und militärischen Anforderungen einer Gesellschaft als Mittel zum Zweck in Anspruch genommen. Die Sportler sollen in einen genau definierten Pflichtbegriff eingeübt und konditioniert werden. Beim Turnen wurde das bisher besonders deutlich, – die Turnbrüder sollten neben der paramilitärischen Ausbildung national eingeschworen werden. Die Semantik des Pflichtbegriffs wandelt sich innerhalb einer Gesellschaft fortwährend. Unausgesprochen steckt jener Pflichtbegriff Kants, inzwischen längst vulgarisiert, in der folgenden Auseinandersetzung – jener kategorische Imperativ, der das allgemeine Wohl zur Maxime des eigenen Handelns macht.

Siegfried Lenz thematisiert die problembelasteten Komplexitäten des Pflichtbegriffs in seinem Roman *Deutschstunde* (1968). Der Ich-Erzähler, Sigg Jepsen, Insasse einer Jugendstrafanstalt, soll einen Aufsatz über das Thema „Die Freuden der Pflicht“ schreiben. Für die Flut seiner Erinnerungen und Einfälle findet er jedoch nicht die geeignete Darstellungsform. Jepsen gibt ein leeres Heft ab. Der Direktor der Anstalt sieht darin einen Akt der Aufsässigkeit und ordnet eine Sonderbehandlung an. In einer Einzelzelle muß Sigg unter verschärften Bedingungen den Aufsatz als Strafarbeit neu schreiben. Dort erzählt ihm der Wächter Joswig die Geschichte von dem „Achter der Hamburger Sportgemeinschaft“. Joswig problematisiert den Pflichtbegriff, denn so preußisch-eindeutig wie dieser bisher im Roman verstanden wurde, ist er nicht. Hermeneutische Probleme werden offenkundig: „Die Freuden der Pflicht sind so vielgestaltig, da lohnt es sich allemal, sie ins rechte Licht zu bringen.“<sup>3</sup> Joswig erzählt die Geschichte des Schlagmanns Fiete Pfaff („ein fairer Sportsmann“), der läßt sich für Geld bestechen. In einer Regatta, die als wichtiges Ausscheidungsrennen gewertet wird, soll er einen Zusammenbruch vortäuschen. Aber während des Wettkampfes besinnt er sich, denn „das Netz der Pflicht fing ihn auf“<sup>4</sup>. Fiete erkennt, daß er sein Team nicht im Stich lassen darf.<sup>5</sup> Er kämpft aufopferungsvoll mit höchstem Krafteinsatz für den Achter, erleidet jedoch kurz vor dem Ziel, weil er seine Kräfte zu schnell und unkontrolliert verschwendet, einen „redlichen Schwächeanfall“. Die Rudergemeinschaft verliert das Rennen. Fiete wird wegen seines ungestümen Einsatzes zur Rechenschaft gezogen. Er berichtet der Vereinsleitung von seinem ursprünglichen Vorhaben, dem Betrug. Weil er die Wahrheit nicht verschweigt, wird ihm „das Vertrauen nicht ganz und gar“ entzogen. Er soll sogar

---

<sup>1</sup> Lenz, Siegfried, 1988, 394.

<sup>2</sup> Romantitel von Erich Loest, (Loest, Erich, 1953.)

<sup>3</sup> Lenz, Siegfried, 1988, 394.

<sup>4</sup> Ebda., 397.

<sup>5</sup> „Achthundert Meter, zwölfhundert Meter: jetzt sollte der Schwächeanfall des Schlagmanns einsetzen und über den Ausgang des Rennens entscheiden, aber was war das? Anstatt sich zu verheddern, den Schlag des Bootes durcheinanderzubringen und sich wasserstreichend nach vorn sinken zu lassen, schienen Fiete immer neue Kräfte zuzuwachsen. Bitterkeit führte angeblich seinen Schlag und eine unergründliche Freude, jedenfalls hatte er alles vergessen, was er dem höflichen, aber unnachgiebigen Herrn versprochen hatte, er war, wie so oft, das Beispiel seiner Mannschaft.“ (Ebda., 396.)

weiter in dem Achter fahren. Der Schlagmann zieht aber seine Konsequenzen: „er hielt es für seine Pflicht abzudanken“.<sup>6</sup> Dieses Pflichtverständnis ist ambivalent, zwar haben die „Freuden der Pflicht“ Fietsch veranlaßt, „dem Sieg des eigenen Bootes wild und glücklich entgegenzuarbeiten“,<sup>7</sup> aber seine übertriebene Energieleistung führt zur Niederlage. So werden seine Mannschaftskollegen und er zu Opfern einer falsch kalkulierten Pflichterfüllung. Nicht umsonst stellt Joswig die Frage an Sigg, „wozu einen die Freuden der Pflicht treiben können“.<sup>8</sup> Sigg erkennt schließlich die Zweideutigkeit des Begriffs: „Das sind die Freuden der Pflicht, wie Korbjuhn sie sich gewünscht hat; etwas anderes sind ihre Opfer; von ihnen redet man nicht.“<sup>9</sup> Die unterschiedlichsten Pflichtbedeutungen, die im Verlauf der letzten hundert Jahre in der Sportliteratur auftreten, unterscheiden sich von Lenz' Erzählung stellenweise erheblich, einige Beispiele werden, mit besonderem Schwerpunkt der DDR-Sportliteratur, hier diskutiert. Zunächst gilt es aber noch, den Blick auf einen älteren Text zu richten.

1899 gaben die Adler-Fahrradwerke als Werbegeschenk einen Text mit dem Titel *Pflicht – Novelle aus dem Radfahrerleben* heraus. Schon der Name deutet es an: Die Rede ist hier nicht nur vom Sport. Das Radfahren erscheint zunächst als idealer, entspannender „Zeitvertreiber“ und „Tröster“. Frau Professor Klara, Protagonistin der Erzählung, treibt die Langeweile auf den modernen „Freudenspender“: „Ich besaß bald eine ziemliche Fertigkeit im Gebrauch und konnte nun, während der Professor in den Bibliotheken herumstöberte, kleinere und größere Ausflüge allein und in Gesellschaft unternehmen. So wurde mir das Rad ein Freudenspender, nicht nur Zeitvertreiber, sondern auch Tröster in mancher einsamen Stunde.“<sup>10</sup> Der Professor, „Leuchte der philologischen Wissenschaft“, verbringt seine Zeit fast ausschließlich mit Studien. Seine Frau dagegen, die nicht am akademischen Betrieb teilnimmt, vertreibt sich die Zeit mit Radfahren. Als der badische Freiherr von Drais, der als der Erfinder des Fahrrades gilt, 1818 seine hölzerne Draisine patentieren ließ, konnte er nicht ahnen, welche revolutionäre Neuerung ihm auch in Sachen Frauenemanzipation<sup>11</sup> gelungen war. Technische Verbesserungen sorgten dafür, daß das Zweirad um die Jahrhundertwende zu einem normalen Fortbewegungsmittel<sup>12</sup> wurde. So war 1901 in der *Berliner Illustrierten Zeitung* folgendes zu lesen: „Aber es half nichts. Es war zu schön, zu neu, zu chik, zu praktisch, zu gesund. Und so stieg eines Tages selbst Bürgermeisters Töchterlein aufs Rad, und ein Jahr später legte sich sogar Frau Mama ein Eisenrößlein zu.“<sup>13</sup> Die Frauen konnten in der Folge sukzessiv, sozusagen als Nebeneffekt, ihre Abhängigkeit vom Mann um einen *Pedalschritt* reduzieren. In der Adler-Novelle wird die Frau jedoch noch patriarchalisch-administrativ abgebremst. Der Professor erfährt Sinn über die kohärente Rezeption der tradierten Wissensbestände, seine Ehefrau dagegen medialisiert, um ihre kognitiv-

---

<sup>6</sup> Ebda., 397.

<sup>7</sup> Ebda., 396.

<sup>8</sup> Ebda., 397.

<sup>9</sup> Ebda.

<sup>10</sup> Adler-Fahrradwerke (Hg.), 1899, 23.

<sup>11</sup> Vgl. Rabenstein, Rüdiger, 1991, 130-157.

<sup>12</sup> Vgl. Riha, Karl (Hg.), 1985.

<sup>13</sup> Zit. nach: Rabenstein, Rüdiger, 1991, 141.

physische Identität zu stabilisieren, ihre Defizite beim Radeln, aber im Unterschied zu ihrem Gatten kann der Sport als individuelle Sinnsphäre nicht konsequent durchgehalten werden, denn er muß zugunsten staatlich-gesellschaftlicher Zwänge in den Hintergrund treten. Die Pflicht, die der Staat vom einzelnen Bürger fordert, läßt keinen Raum für die dauerhafte Selbstverwirklichung einzelner Personen. Ein Beispiel: Klara verliebt sich auf einem Radausflug in ihren ehemaligen Jugendschwarm, einen gewissen Velten. Sie trifft ihn zufällig auf der Radstrecke, beide können aber nicht zusammenfinden, weil die Favorisierung des individuellen Glücks der staatlichen und ehelichen Gemeinschaft schaden würde. Konsequenterweise stoppt der staatstreue Erzähler das Geplänkel, – das verliebte Paar kommt während einer gemeinsamen Tour an dem Nationaldenkmal mit der „majestätischen Germania“ vorbei. Dort hält ein Herr, mit einem Eisernen Kreuz behangen, eine Rede. Er preist die Pflichterfüllung im Dienst des Kaisers und der Gemeinschaft in den höchsten Tönen. Sein Fazit lautet: „Wohin sollte es führen, wenn Jeder für sich leben und sein eignes Wohlergehen als das allein Maßgebende verfolgen wollte? Alle Bande der Ordnung und des Gesetzes würden gelöst werden und statt bescheidenen Glückes würde Unglück und Vernichtung auf Erden herrschen!“<sup>14</sup> Dieses Programm wird immer dann formuliert, wenn die Gesellschaft ihre unterschiedlichsten Semantiken nicht mehr ausreichend arretieren kann. Egoismus würde diesen Zerfallsprozeß beschleunigen, folglich werden Gegenmaßnahmen ergriffen, der Pflichtbegriff wird entsprechend staatskonform formuliert.



Radlerliebe<sup>15</sup>

Klara reagiert sofort: „Wie in körperlichem Schmerz krampfte die Professorin die Hände zusammen. [...] Was war sie im Begriff zu verlieren! ... ihre Selbstachtung ... ihre reine Gesinnung .... Sie schauerte zusammen.“<sup>16</sup> Der Freund bemerkt Klaras Unbehagen. Das Zusammenschauern verkündet den Sieg der staatlich-administrativen Ordnung. Der Sport wird also mit seinen gesamten Implikationen zurückgestuft, er wird lediglich als Zeitvertreib und

<sup>14</sup> Adler-Fahrradwerke (Hg.), 1899, 38.

<sup>15</sup> *Fliegende Blätter*, Bd. 107, 2722, 128.

<sup>16</sup> Adler-Fahrradwerke (Hg.), 1899, 39.

Seelentröster geduldet, nicht aber als neues Lebensgefühl. So kann Klara mit Bestimmtheit und ruhigem Gewissen auf Veltens Frage: „Und was haben Sie mir zu sagen, Klara?“ – antworten: „Vergessen Sie diese paar Tage ...“. Die Pflicht zur Unterordnung, die an dem Germania-Denkmal formuliert und gefordert wurde, wird sofort von Klara akzeptiert und erfüllt. Ob sich allerdings diese schnelle Einsicht in der Realität durchsetzen läßt, darf bezweifelt werden. In der Novelle gelingt dies allerdings problemlos. Das hat seine Gründe, folgende Vermutung bietet sich an: Das veraltete wilhelminische Gesellschaftssystem, das sich zur Jahrhundertwende immer öfter mit erheblichen Stabilitätsproblemen auseinandersetzen mußte, wird vom modernen Sport bedroht und in Frage gestellt, denn er schafft Handlungsmöglichkeiten, die die tradierten Strukturen unterminieren, wie etwa die Ehe. Gegenmaßnahmen müssen also ergriffen werden, – die Fahrradfabrik Adler reagiert entsprechend, schließlich sollen viele Fahrräder verkauft werden. Das Produkt wird folglich staatskonform vermarktet: Das Fahrrad taugt als Mittel zur Erholung, zu mehr nicht, – strikt wird die Grenze zwischen Staat und Vergnügen gezogen. Sobald die bestehende Ordnung in Gefahr gerät, werden die entsprechenden ideologischen Maximen in den Vordergrund gestellt und kategorisch eingefordert, damit wird die gewünschte Rangordnung – zumindest idealiter – wiederhergestellt.

Der Pflichtbegriff erhält eine andere Bedeutung, wenn der Sport gleichberechtigt – neben dem gesellschaftlich-politischen System – verhandelt wird. Einige Anmerkungen zu Sporttexten aus der DDR werden das verdeutlichen. Der Sport in der DDR<sup>17</sup> war kein autonomes System, vielmehr wurde er massiv von der Parteipolitik gesteuert. Körperkultur und Sport sind fest in die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft eingebettet. Ihre Evolution vollzieht sich im Rahmen der Gesamtpolitik der SED und ihrer für diesen Bereich ausgearbeiteten Sportpolitik. Mit der politischen Instrumentalisierung des DDR-Sports sollte abgesichert werden, daß der sozialistische Sport im Ausland<sup>18</sup> zahlreiche Erfolge eringt. Die Verwirklichung dieses Ziels setzt die allseitig entwickelte sozialistische Persönlichkeit voraus, nicht nur im Hochleistungssport. Dieses Persönlichkeitsprofil sollte gewisse Merkmale besonders hervorheben und entwickeln: Leistungs- und Einsatzbereitschaft, Mut, Willensstärke, Kollektivgeist, Verteidigungsbereitschaft. Diese Eigenschaften können über die unterschiedlichsten Medien vermittelt werden, auch über die Sportliteratur, deren ästhetisch-politische Funktion wurde in der DDR gründlich theoretisch fundiert. Günter Witts *Ästhetik des Sports* bietet einen umfangreichen Überblick über die Vermittlung zwischen

---

<sup>17</sup> Vgl. zu den folgenden Ausführungen über den DDR-Sport: Baur, Jürgen/Spitzer, Giselher/Telschow, Stephan, 1997, 369-390.

<sup>18</sup> Distanzierte man sich im Laufe der Jahre radikal vom West-Sport, so wird zunächst noch versucht, die Ostideologie im Westen anzupreisen. In Loests Erzählung *Einladung von drüben* (1953) wird ein westlicher Schwimmverein nach Leipzig eingeladen. Ein Ausschnitt aus der Einladung sei zitiert: „Lieber Sportfreund Klepsch! Wir haben sehr bedauert, daß ihr Verein 'Neptun' Braunschweig im vorigen Jahr unserer Einladung nicht gefolgt ist und an unserem nationalen Schwimmfest nicht teilgenommen hat. [...] Da wir aber sehr gern Sportfreunde aus Braunschweig, wie überhaupt aus Westdeutschland, bei uns sähen, [...] richten wir in diesem Jahr die Einladung an die Staffel, deren Schlußmann Sie sind, an einem Schwimmfest am 13. und 14. Mai teilzunehmen.“ (Loest, Erich, 1953, 235.) Nach einigen Streitereien zwischen der Vereinsleitung und den Sportlern fährt die Braunschweiger Schwimmstaffel nach Leipzig. Stolz verkündet der Großvater eines Schwimmers: „Wenn dein Vater wüßte, daß du den Sozialismus siehst!“ (Ebda., 273.)

Sozialismus, Kunst und Sport.<sup>19</sup> Witt rechtfertigt seine Ästhetik, die sich strikt nach den Vorgaben der SED richtet, ausdrücklich historisch und sozialistisch. So nimmt das Ideal der „allseitig entwickelten Persönlichkeit“ die „fortschrittlichen Idealvorstellungen der Antike, der Renaissance, der Klassik auf und vervollkommnet sie. [...] Die prinzipiellen Gemeinsamkeiten von Kunst und Sport erhalten ihre qualitative Bestimmung aus dem Grad der Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung. [...] Die Grundlagen des Zusammenwirkens zwischen Kunst und Sport in der DDR sind:

- in ihrem Wirken in der sozialistischen Gesellschaft und für sie als Bestandteil der sozialistischen Kultur,
- in der beiden gesellschaftlichen Phänomenen gleichermaßen zugrunde liegenden Weltanschauung des Marxismus-Leninismus,
- in der führenden Rolle der Partei der Arbeiterklasse in beiden Bereichen,
- in der kulturell-erzieherischen Funktion des Staates, die auf beide Bereiche wirkt, zu finden.

Kunst und Sport sind aufgefordert, ihr Wirken auf den ganzen Menschen, auf seine sozialen Qualitäten, die letztlich seine Persönlichkeit ausmachen, zu richten.<sup>20</sup> Kunst und Sport können nur untereinander vermittelt werden, wenn die sozialistischen Prämissen eingehalten werden, das bedeutet auch, daß sich der einzelne Bürger in die Gesellschaft ein- und unterordnen muß. Johannes R. Becher wird als Kronzeuge aufgerufen, denn er strebte mit seinen theoretischen und poetologischen Konzepten „die allseitige Bildung des Menschen an, der geistig und körperlich stark und gesund, moralisch sauber, musisch empfindend und tätig ist und sein höchstes Glück in der Arbeit für die Gesellschaft sieht.“ Die Pflichterfüllung gegenüber dem sozialistischen Staat wird dem Bürger in der Sportliteratur immer wieder vor Augen geführt. So gab Witt 1967 die Sportanthologie *Heiße Herzen, junger Mut – Sport in der Lyrik der Deutschen Demokratischen Republik* heraus, um der Jugend Handlungsanweisungen für ein sportlich-sozialistisches Leben zu präsentieren. Diese Gedichte besitzen programmatischen Charakter, mit ihnen werden ausdrücklich die theoretischen Grundlagen und die Ziele des Marxismus-Leninismus einer breiten Bevölkerungsschicht vermittelt. In der Einleitung des Bandes hebt Witt die Bedeutung des Sports für die Gesellschaft hervor, er sei ein System, das „zum Lebensstil eines modernen sozialistischen Menschen gehört, [...]. Un- gesagt, aber gedanklich in alle hier vorliegenden poetischen Äußerungen eingeschlossen, ist die Idee: Der Sport bringt Gesundheit, Schönheit, Lebensfreude. Er dient dem Frieden und

---

<sup>19</sup> Witt interpretiert jedes Kunstwerk unter dem siegessicheren sozialistischen Blickwinkel: „WILLI SITTE schuf sein Bild 'Schwimmer' (1972). Vor diesem Gemälde stehend, die Bildmitte möglichst in Augenhöhe, frapiert zunächst die ungewöhnliche Sicht, in die der Maler den Betrachter des Vorgangs führt: Man sieht den Schwimmer teils unter, teils über der Wasseroberfläche. Die Komposition des Dreiecks Ellenbogen-Knie-Ellenbogen gibt dem Körper Geschlossenheit, Gedrungenheit, einer Pfeilspitze nicht unähnlich. Zugleich wirken der kräftig schaufelnde Armzug, [...] das bewegte Wasser in seinen kontrastierenden Farben in Richtung auf den Gesamteindruck, den SITTE zweifellos erzeugen will: In der Dynamik dieser Wettkampfsituation ein Sinnbild des Siegeswillens, der intensiven konzentrierten Entfaltung aller psychischen und physischen Kräfte, des Messens mit der Natur zu entdecken. So gesehen ist das mehr als ein sportlicher Vorgang, wird hier Wesentliches zum sozialistischen Menschenbild ausgesagt.“ (Witt, Günter, 1982, 252.)

<sup>20</sup> Ebda., 230; 234.

dem Sozialismus.<sup>21</sup> Dieser Friedensdienst wird neben den anderen positiven Eigenschaften des Sports in der Anthologie immer wieder hervorgehoben, so zum Beispiel in Max Zimmerings Gedicht *Sozialismus und Frieden*:<sup>22</sup>

Wir wollen kämpfen und uns bewähren,  
nach Leistung streben im fairen Streit.  
Doch nur den Lorbeer des Sieges begehren,  
genügt nicht in dieser, in unserer Zeit.  
Jeder Sieg, der uns im Kampf beschieden,  
dient dem Sozialismus und dem Frieden.

Mit der Formel *Sozialismus = Frieden* versucht Zimmering die Bedeutung des DDR-Sports („in dieser, in unserer Zeit“) gegenüber den westlichen Nationen eindeutig abzugrenzen, nur der siegreiche sozialistische Sport kann den Frieden sichern. Diese sportiv-lyrische Friedensbotschaft sollte die Leser ermutigen, den Sport in seiner gegenwärtigen Form zu akzeptieren und zum Wohle des Staates zu betreiben. Der sozialistische Blickwinkel kommt, wie deutlich wird, nicht ohne Reduzierungen aus. Der Friedenserhalt wird ausschließlich als eine marxistisch-leninistische Angelegenheit angepriesen, so kann die weltweite Friedensstabilisierung nicht in ihrer realen Komplexität erfaßt werden, schon gar nicht, wenn man den olympischen Gedanken nochmals neu interpretiert, und damit lediglich als Angelegenheit der kommunistischen Staaten deklariert. Aber die Sportstrategen und die Schriftsteller der DDR verengen die üblichen Sportmotive immer wieder durch ihre ideologische Brille. Aufgabe ist es schließlich, sich gegen den West-Sport abzugrenzen und zu zeigen, daß der Ost-Sport erfolgreicher ist, dafür werden Verzerrungen oder Umdeutungen ohne weiteres in Kauf genommen. So schreibt etwa Jens Gerlach in seinem „Poem“ *Die Botschaft von Marathon*<sup>23</sup> die Geschichte des historischen Laufes sozialistisch um, was selbstverständlich auch legitim ist. Der Bote von Marathon wird von Gerlach durch ein Kollektiv ausgetauscht, die Botschaft wird streng sozialistisch von Arbeitern, Lehrern und Bauern<sup>24</sup> verkündet, denn sie haben Wichtigeres zu melden „als de[n] Sieg eines Volkes über Söldner“. Ihr Sieg, der sozialistische, ist, so wollen es der Autor und die Ideologen der SED, ein endgültiger:

Mehr als ein Frieden, für Monde gerettet –  
Bruder, ich trag die endgültige Botschaft:  
Sieg eines Volkes und Sieg aller Völker,  
Sieg über Knechtung und Kriege der Klassen,  
Sieg über Fluten und Fröste und Dürre,  
Sieg über Seuchen und Hunger und Mühsal –  
Ich, ein Soldat eurer ewigen Träume,  
Bring euch die Botschaft

WIR HABEN GESIEGT!<sup>25</sup>

---

<sup>21</sup> Witt, Günter, 1967, 8.

<sup>22</sup> Zit. nach: Ebda., 18.

<sup>23</sup> Zit. nach: Ebda., 65-69.

<sup>24</sup> Vgl. ebda., 65.

<sup>25</sup> Zit. nach: Ebda., 69.

Solch ein glorreicher Erfolg muß aber immer wieder aufs neue bestätigt und wiederholt werden, damit er sich gewinnbringend in die Mentalitäten der Genossen einschreibt. Die Schriftsteller sollen diese Aufgabe neben vielen anderen Meinungsbildnern erfüllen. Erich Loest etwa gehört zu denjenigen Autoren, die hier besonders aktiv waren. Betrachten wir zunächst seine Erzählung *Niemand spielt die erste Geige*, sie erschien 1953. Der Betriebs-sport in einer Spinnerei steht im Mittelpunkt des Textes. Die Produktionsstätten der DDR waren im Rahmen ihrer gesetzlich verankerten Aufgabe, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Werktätigen planmäßig zu verbessern, auch für die Entwicklung des Sports in ihrem Bereich verantwortlich. Das schloß unter anderem „die Gewährleistung der Teilnahme jedes Werktätigen am sportlichen Leben des Betriebes und die Schaffung der dazu erforderlichen Bedingungen“ und „die Aufnahme von staatlichen Maßnahmen zur Förderung von Körperkultur und Sport in die Planteile Arbeits- und Lebensbedingungen, Betriebskollektivverträge, Jugendförderungspläne und andere betriebliche Aufgabenstellungen“<sup>26</sup> ein. Es gab Sportkommissionen, die als beratende und koordinierende Organe den Betriebssport unterstützten, sie arbeiteten eng mit den Verantwortlichen vor Ort zusammen, um diese durch staatliche Maßnahmen zu unterstützen.

Pitzek, der Leiter der Betriebssportgemeinschaft, ist unzufrieden, weil in der Spinnerei kein kollektiver Sportgeist herrscht. Der Sport, so seine Analyse, wird dort zu uneinheitlich betrieben: Die Jungen spielen Fußball, ein paar Männer kegeln, mehrere Mädchen und Frauen spielen Volleyball und einige spielen Tischtennis. Der Rest der Belegschaft geht nach der Arbeit sofort nach Hause, er denkt überhaupt nicht daran, Sport zu treiben. Dieses individuelle Sportverhalten paßt nicht so recht in den sozialistischen Staat. Das erwünschte Ideal sieht anders aus. Der Kollektiv-<sup>27</sup> und der Mannschaftssport sollen an die Stelle der unterschiedlichsten Aktivitäten treten. Denn nur so kann die Einheit der sozialistischen Nation wiederspiegelt werden. Pitzek muß also Abhilfe schaffen, um sein Plansoll zu erfüllen. Er beauftragt Käthe Engelmann, die Personalleiterin des Betriebes, eine Frauen-Volleyballmannschaft aufzubauen. Um die Arbeiterinnen zu aktivieren, wird ein Wettbewerb ausgeschrieben, – Werk I soll gegen Werk II spielen. Als Siegespreis wird ein Boot versprochen. Der Anreiz ist bei der Belegschaft groß, weil das Schiff für einen Arbeiter normalerweise unerschwinglich ist: „Als Preis gibt’s ein Ruderboot, nen Zweier ohne. Könnten wir gut gebrauchen ...“.<sup>28</sup> Der sozialistische Motivationsanstoß wirkt sofort, nach zwei Wochen betreiben sämtliche Abteilungen der Spinnerei Volleyball. Auch die Frauen, die sich bisher nach Feierabend um ihre Familien kümmern mußten und eigentlich überhaupt keine Zeit für andere Aktivitäten hatten, spielen mit. Erstaunlicherweise trainieren sie jetzt, trotz des vermehrten Arbeitsaufwands, engagiert und, wie der Erzähler berichtet, entspannt mit. Die konkrete Lebenswelt wird hier vom Autor auf ein sozialistisches Ideal umgeschrieben, das so in der realen Arbeitswelt kaum denkbar wäre.

---

<sup>26</sup> Schafrik, J., 1986, 260.

<sup>27</sup> Walter Basan formuliert in seinem Sportroman ... *und das Leder ist rund* (1953) auch die Forderung nach der unbedingten Notwendigkeit des kollektiven Sports: „Was wir brauchen, ist ein echtes Kollektiv ... ein fest zusammengeschweißtes Ganzes ...“. (Basan, Walter, 1953, 64f.)

<sup>28</sup> Loest, Erich, 1953, 33.

Im Text tauchen jedoch Probleme auf, die zeigen, daß die Kollektivierung an Grenzen stößt. Dort wird die Erzählung besonders interessant, weil die Defizite im offiziell verordneten Sport zumindest ansatzweise offengelegt werden. Die Spielerin Anni – „Ach, das Fräulein Star?!“<sup>29</sup> – ordnet sich zunächst nicht den kollektiven Ansprüchen unter. Sie besteht darauf, ihre individuellen Wünsche durchzusetzen, und das gerade zu dem Zeitpunkt, wo das entscheidende Turnier ansteht. Das Endspiel wird, nachdem die „Säle B, D, E und die Transportabteilung“ ausgeschieden sind, zwischen den Abteilungsmannschaften „Saal C und Saal A“<sup>30</sup> ausgetragen. Anni schert aus dem geforderten Schema aus, sie ist die einzige, die die anstrengende Realität des Feierabendsports, der nur im Dienst des Betriebes steht, auf ihre Art kritisiert. Das Volleyballspiel schränkt die Frauen zweifellos ein, sie können ihre persönlichen Bedürfnisse, wie Anni bemerkt, kaum befriedigen: „Ist doch sehr anstrengend und zeitraubend, diese Geschichte. [...] Montags Volkshochschule, dienstags Training, mittwochs FDJ-Gruppenstunde, an jedem zweiten Donnerstag FDJ-Schuljahr, freitags Training. Das ist jetzt der Arbeitsplan für Anni Urbschat. Und das im Sommer, wo man so gern paddeln möchte. Und vor allem jetzt, wo man die Gedanken an Karl gar nicht los wird ...“<sup>31</sup> Die allseitig zu entwickelnde sozialistische Persönlichkeit läuft hier wegen Überanstrengung regelrecht heiß. Die Anforderungen, die der Staat an seine Bürger stellt, überfordern nicht selten die Genossen. Wenn neben der täglichen Fabrikarbeit noch die unterschiedlichsten Nebenbeschäftigungen nötig sind, um die DDR-Einheitsnormen zu erfüllen, gerade dann wird dieses Erziehungsprogramm fragwürdig und empfindlich für Unterminierungsangriffe. Anni kann ihre Persönlichkeit – nicht die sozialistische – nur über die Liebe zu ihrem Freund Karl kurzzeitig erleben. Aber das wird ihr zum Verhängnis, denn ihr individueller Freiraum wird administrativ abgebremst und sozialistisch eingeebnet. Nachdem Anni eine wichtige Trainingseinheit wegen Karl versäumt, wird sie von Käthe Engelmann ausdrücklich auf ihre Pflichten hingewiesen: „Es sei eine Ehre, den Betrieb vertreten zu dürfen, aber es sei auch eine ernsthafte Verpflichtung. Es sei unbedingt notwendig, regelmäßig am Training teilzunehmen, damit aus Einzelspielerinnen ein Kollektiv zusammenwächst. Kameradschaftlichkeit, gegenseitiges Kennenlernen, Disziplin, Unterordnung“.<sup>32</sup>

Mannschaftssportarten funktionieren, egal in welchem Land der Erde sie betrieben werden, nur dann, wenn die einzelnen Spieler eine Gemeinschaft bilden. Dafür benötigt man keinen sozialistischen Segen. Hier wird aber deutlich, daß dieser notwendige Mannschaftszusammenhalt vom sozialistischen Regime immer wieder instrumentalisiert wird, um die kollektiven Anforderungen des DDR-Systems glaubhaft zu vermitteln. Der ideologische Überbau, der dort ständig implizit noch mitgedacht werden muß, kann konkret über den sogenannten Mannschaftsgeist didaktisch vermittelt werden. Käthe aktiviert dieses Programm, um den sozialistischen Betriebssport aufzubauen. Die „Unterordnung“, die von Anni gefordert wird, fällt ihr, obwohl sie sich ihrer Pflichten bewußt scheint, ausgesprochen schwer, weil ihre

---

<sup>29</sup> Ebda., 70.

<sup>30</sup> Ebda., 69.

<sup>31</sup> Ebda., 80f.

<sup>32</sup> Ebda., 81.

individuellen Wünsche die kollektiven in Frage stellen: So versäumt sie eine weitere Trainingseinheit. Konsequenterweise darf die Abtrünnige nicht am Finale teilnehmen, sie steht der Mannschaft allerdings nach dem Wettkampf, wie Käthe hervorhebt, wieder zur Verfügung. Ihre Volleyballkameradinnen dagegen gewinnen das Spiel. Engelmann wird damit in ihrer Arbeit bestätigt, ihr ist es gelungen, eine kollektive Sportmentalität, wie sie Pitzek wünscht, in der Spinnerei zu verwirklichen. „Wir haben einen großen Erfolg gehabt, weiß Käthe. Wir alle zusammen [...], die an den Spielen der einzelnen Abteilungen teilgenommen haben. Und auch Anni hat einen Nutzen davongetragen; natürlich, denn seit wann bringt Erziehung keinen Nutzen?“<sup>33</sup> Statt Anni aus der Gemeinschaft zu verstoßen, wird ihr ein Entwicklungsprozeß zugestanden. Und am Finaltag wird dieser abgeschlossen, denn sie erkennt, daß sie ihre Pflichten gegenüber dem Betrieb und ihren Mitspielerinnen keinesfalls vernachlässigen darf. So gibt Loests Text dem Rezipienten einen kleinen Erziehungsroman an die Hand, von dem er idealiter lernt, wie individuelle Bedürfnisse zugunsten der sozialistischen Gemeinschaft untergeordnet werden. So einfach funktioniert das jedoch in der Realität nicht.

Nachdem anscheinend niemand mehr „die erste Geige spielt“, kommt eine weitere Schwierigkeit ins Blickfeld. In Loest' Roman *Der elfte Mann* wird der Dienst fürs Kollektiv anders diskutiert. Jürgen Hollstein, ein begabter Fußballer und Student, muß sich, und hier liegt sein Problem, für *eine* Tätigkeit entscheiden: Entweder spielt der Sport die erste Geige oder das Studium. Für den Erzähler ist es ganz klar, daß beides zusammen nicht erfolgreich ausgeübt werden kann. Schon der Versuch, dies umzusetzen, würde der sozialistischen Gesellschaft schaden. Zunächst favorisiert Hollstein den Sport, kein Wunder, denn er bekommt das ehrenvolle Angebot, in der B-Elf gegen Bulgarien zu spielen. Würde er diese Einladung annehmen, dann wäre er auf dem besten Weg in die Nationalmannschaft. Aber neben dem Sport gibt es noch andere Pflichten zu erfüllen, und so melden sich doch Bedenken bei ihm, denn „drei Wochen Studienausfall wären nicht im Handumdrehen zu verkraften gewesen“.<sup>34</sup> Und da ist auch noch sein Professor, der ihn fördern möchte. Ein Beschluß der Fakultätsleitung unterstützt seinen Plan. Die talentiertesten Studenten des Fachbereiches sollen in jeder Weise unterstützt werden. Damit steht dem jungen Mann auch eine erfolgreiche Zukunft im außersportlichen Berufsleben offen: „Es lohnt sich für Sie, sich anzustrengen. Vielleicht sind Sie in sechs Jahren mein Assistent?“<sup>35</sup> Hollstein bringt seinen Gewissenskonflikt, der sich inzwischen weiter zugespitzt hat, auf den Punkt – „Einstein oder Matthews?“<sup>36</sup> Er muß sich entscheiden, entweder ein Leben als Wissenschaftler oder als Sportler. Diese Wahl bereitet Jürgen einige Sorgen. Die werden noch durch die skrupellosen Versuche der Fußballfunktionäre verstärkt. Die Offiziellen waren in der DDR dafür bekannt, daß sie alle nur erdenklichen Hebel in Bewegung setzten, um die begabtesten Spieler für entsprechende Mannschaften abzuwerben: „Dagegen war die externe politische Steuerung im DDR-Spitzenfußball offenbar besonders groß; dort sind Interventionen der 'Be-

---

<sup>33</sup> Ebda., 107.

<sup>34</sup> Loest, Erich, <sup>3</sup>1969, 9f.

<sup>35</sup> Ebda., 30.

<sup>36</sup> Ebda., 31.

zirksfürsten', also der Ersten Parteisekretäre als mächtigste Politiker der Bezirke, bis hin zum Politbüro nachzuweisen. Zu berücksichtigen sind aber auch die individuellen Akteure, über die u.a. auch Selbststeuerungsansprüche eingebracht und (partei)politische Steuerungsansprüche abgewehrt oder umgekehrt (partei)politische Einflüsse geltend gemacht wurden.<sup>37</sup> Liest man Loests Text auf diese Einschätzung hin, dann fallen Parallelen auf. Hollstein wird von den Funktionären hart bedrängt. Aber die „Selbststeuerungsansprüche“ der Trainer werden von den *(partei)politischen Steuerungsansprüchen* nicht geduldet, denn die Pflichterfüllung, die von dieser Seite gefordert wird, ist gesellschaftsrelevanter als ein paar Siege im Sport. Hollstein soll mit seinem Professor Baustoffe herstellen, die es ermöglichen, dem katastrophalen Wohnungsbau aus seiner Krise zu helfen. Gelingt das nicht, dann, so drückt es ein Baubeauftragter aus, „geht es uns noch fürchterlich dreckig.“<sup>38</sup> Der Sozialismus muß, und das wird ständig wiederholt, in diesem Bereich unbedingt aufholen, um konkurrenzfähig zu bleiben. Jürgen versteht diese Problematik und verzichtet konsequenterweise, denn er will dem Staat auf die bestmögliche Weise helfen, auf die Berufung in die B-Elf.

In dem Boxerroman *Kleider machen Bräute*, den Dieter Schubert<sup>39</sup> 1973 veröffentlichte, gelingt die Harmonisierung zwischen Sport, Gesellschaft und Privatsphäre dagegen nicht mehr. Risse im kollektiven Gebäude werden sichtbar, denn die geforderten Pflichten können nicht mehr erfüllt werden. Drei junge Leute, die im Berlin der 50er Jahre leben, stehen im Zentrum der Handlung: Manfred (Boxer und Arbeiter), seine Freundin Toni und Pitt. Eines Tages teilt der „Sportfreund Freidank“ Manfred mit, daß er als Ersatzmann in die Nationalmannschaft berufen wurde. Jetzt, so betont Freidank, sind bedeutende Pflichten zu erfüllen, denn es sei „eine 'große Ehre', aber auch eine 'starke Verpflichtung' [...], weil [er] jetzt nicht nur für den Klub, sondern gleichzeitig für das 'Ansehen der DDR'“<sup>40</sup> trainiere. Manfred nimmt die Berufung an und absolviert zunächst, wie gefordert, die entsprechenden Trainingseinheiten. Der Europameistertitel scheint ihm, wie die Fachwelt glaubt, sicher zu sein. Aber Probleme stellen sich ein. Toni möchte zusammen mit Pitt ein Studium beginnen, denn sie wurden von ihren Betrieben ausgewählt, um sich weiterzubilden. Manfred, der Arbeiter, kann die Dichotomie „Einstein oder Matthews?“, die Hollstein zur Entscheidung zwang, nicht so wie der Fußballer lösen, denn er hegt eine ausgeprägte Antipathie gegen die höhere Schulbildung: „Ich mochte es nicht, wenn sie sich wichtig taten, hatte es schon damals nicht gemocht, als sie ihr Abitur nachgeholt hatten, während ich nach Feierabend, wenn ich müde vom Bau gekommen war, Sandsäcke und Maisbirnen verprügelte.“<sup>41</sup> Es kommt zum Streit zwischen Manfred und Toni, schließlich nimmt sie, um ihn zu beruhigen, eine andere Arbeit an, sie wird „Sängerin“ in einem Nachtlokal. Deswegen verändert sich Manfreds Tagesablauf, er wird zum Nachtmenschen, das schadet allerdings seiner körperlichen Verfassung. Die wird noch durch sein Schlafdefizit verschlechtert, weil er und Toni ein intensives Se-

---

<sup>37</sup> Baur, Jürgen/Spitzer, Giselher/Telschow, Stephan, 1997, 379.

<sup>38</sup> Loest, Erich, <sup>3</sup>1969, 219.

<sup>39</sup> Dieter Schubert, geb. 1929, gehörte von 1949 bis 1954 zur Box-Nationalmannschaft der DDR, war Abrißarbeiter, Transportarbeiter, dann Journalist.

<sup>40</sup> Schubert, Dieter, <sup>5</sup>1982, 50.

<sup>41</sup> Ebda., 102.

xualleben führen. Und so verwundert es nicht, daß Manfred beim nächsten Kampf k.o. geschlagen wird. Sex, das wird noch zu diskutieren sein, verträgt sich in den meisten Fällen nicht mit dem Sport. Das wirft der Trainer dem Geschlagenen vor: „Weißt du, wie du ausiehst?“ fragte mein Trainer nach einem solchen Morgen mit Toni, [...] 'Wie ein Mensch', sagte ich. 'Ein schwacher Mensch', sagte mein Trainer, 'ein schwach gewesener und deswegen schwach gewordener Mensch.'<sup>42</sup> Manfred muß zwar zugeben, daß er nicht mehr zufriedenstellend kämpft, den Vorwurf dagegen, daß es nicht gut sei, wenn einer auf zwei Hochzeiten tanzt und damit der Ehre der DDR schadet, will er nicht einsehen. Der Erziehungsprozeß, den Anni erfolgreich absolvierte, bleibt ihm wegen mangelnder Einsicht verschlossen. Schließlich wird er nach einer Sauforgie aus dem Box-Klub entlassen, wegen „mangelnde[r] politisch-moralische[r] Qualitäten“.<sup>43</sup>

Im folgenden Text werden diese „Qualitäten“ im Sport und im Privatleben erfolgreich verwirklicht. Das gelingt, weil die Akteure sich an die sozialistischen Spielregeln halten. In Erik Neutchs Roman *Spur der Steine* (1964) gibt es ein Kapitel, in dem die Radweltmeisterschaft von 1960 beschrieben wird, Erwähnenswertes geschieht. Die Weltmeisterschaft wurde mit besonderer Spannung erwartet, denn sie fand in der DDR statt, der große Favorit war Täve Schur, Radsportidol des gastgebenden Landes und Aushängeschild der gesamten Republik: „Der Große, wie er manchmal genannt wurde, ein Vorbild an Willenskraft und Bescheidenheit, Kapitän auch der Mannschaft, [...] war bereits zweimal hintereinander als Weltmeister gefeiert worden, [...] nun traute man ihm auf dem Boden der Heimat den dritten Titelgewinn zu.“<sup>44</sup> Doch Täve läßt, obwohl er in Führung liegt, seinen Mannschaftskameraden Eckstein gewinnen. Drei Männer beobachten dieses Rennen: Horrath, Balla und Hesselbart. Der letztgenannte ist verheiratet und hat eine Geliebte, Katrin Klee, sie erwartet ein Kind von ihm. Er vernachlässigt ihr gegenüber seine Pflichten, – obwohl Katrin kurz vor der Niederkunft steht. Horrath und Balla verurteilen sein Verhalten. Sie wollen der Schwangeren helfen, wissen zunächst aber nicht wie. Da bietet ihnen das Radrennen unverhoffterweise die entsprechenden Handlungsanweisungen. Die noble Geste von Täve beeindruckt sie tief, so tief, daß sie sich entschließen, Katrin sofort zu helfen. Sie verhalten sich also analog zu Schurs Vorgehen: „Ein wahrer Weltmeister', keuchte er [Horrath], 'ein großer Mensch ...'. Als besänne er sich plötzlich, zupfte er Balla am Hemd und fragte: 'Finden Sie nicht auch? Wollen wir nicht Katrin Klee besuchen?' [...] 'Ich meine, wir sollten sie nicht allein lassen ...'“.<sup>45</sup> Dieses Verhalten wird ausdrücklich aus Schurs Verzicht abgeleitet: „Eigenartiger Entschluß des Ingenieurs, Katrin Klee zu besuchen, in einer Minute gereift, in der außer ihm nur noch der große Kapitän nicht an sich, sondern an einen anderen gedacht hatte.“<sup>46</sup> So ungewöhnlich ist dieses Vorhaben selbstverständlich nicht, denn hier werden konsequenterweise die Semantiken des sozialistischen Sports, die kollektives Verhalten kategorisch einfordern, in die Privatsphäre eingeschrieben. Anders formuliert: Die allseitige

---

<sup>42</sup> Ebda., 137.

<sup>43</sup> Ebda., 147.

<sup>44</sup> Neutsch, Erik, 1964, 559.

<sup>45</sup> Ebda., 562f.

<sup>46</sup> Ebda., 564.

Ausbildung der sozialistischen Persönlichkeit ist darauf angewiesen, auch aus anderen Systemen Handlungsstrukturen produktiv umzusetzen.

Zu Beginn dieses Kapitels wurde darauf hingewiesen, wie vieldeutig der Pflichtbegriff in Siegfried Lenz' *Deutschstunde* ist. Die DDR-Literatur, die bisher diskutiert wurde, widerspricht dieser Einschätzung. Die Gründe dafür sind offensichtlich: Die Pflicht gegenüber dem sozialistischen Regime wird von der SED marxistisch-leninistisch definiert. Auch die Schriftsteller sind diesen Werten verpflichtet, die Auswertung der bisher kaum abzuschätzenden Masse an DDR-Sportliteratur würde dies beweisen. Die DDR-Autoren, und das ist eine Binsenweisheit, wurden, wenn überhaupt, mehr oder weniger dazu gezwungen, sich ideologisch in den Staat einzuordnen und dementsprechend Vorbildtexte mit breitem Konsenspotential zu verfassen. Johannes R. Bechers bekanntes Gedicht *An die Dichter* fordert die Künstler pointiert auf, sich in den Dienst des Sports zu stellen und ihn entsprechend zu preisen, ein Ausschnitt sei zitiert:

Dichter,  
Trainiert euch im Schwimmen,  
Übt euch im Weitsprung,  
Im Kugelstoßen!

Laßt eure Verse teilnehmen  
Am Sportfest,

Bekränzt mit ihnen  
Den Sieger,  
Der Weltmeister  
Zeige sich  
Im Glanz  
Eurer Strophen!<sup>47</sup>

Bechers ästhetisch-politisches Programm wurde auf den ersten Augenschein hin erfüllt. Man wird den DDR-Texten jedoch nicht gerecht, wenn man sie nur aus sich selbst heraus erklärt, also systemintern. Vielmehr sollten sie als Teil der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus begriffen werden. Die DDR war, ebensowenig wie ihr Sport, kein eindimensionaler monolithischer Block, der vollkommen transparent und instrumentalisierbar gewesen wäre. Die hier vorgestellten Texte suggerieren dies zwar, aber die konkrete Lebenswelt war weitaus heterogener, als noch allzuoft angenommen. Denn auch der einzelne Bürger konnte nicht ohne Widersprüche in das sozialistische Ideenreich eingefügt werden. Man wird in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Sport, Literatur, DDR-Regime und Mensch nur dann zu brauchbaren Ergebnissen gelangen, wenn man sowohl die internen als auch die externen Probleme berücksichtigt. Deswegen sei Uwe Johnsons Roman *Das dritte Buch über Achim* (1961) ansatzweise diskutiert. Johnson, der bis 1959 in der DDR ansässig war, versuchte zwei Jahre nach seiner Übersiedlung in den We-

---

<sup>47</sup> Becher, Johannes R., 1970, 48.

sten, die Grenze, den Unterschied, die Entfernung zwischen Ost- und Westdeutschland zu beschreiben. Karsch, ein Journalist, der in Hamburg lebt, wird von seiner Freundin Karin, die sich acht Jahre zuvor von ihm getrennt hat, aus einer ostdeutschen Stadt angerufen, sie bittet um seinen Besuch. Er folgt der Einladung und lernt Karins Freund Achim, Rad-Champion der DDR, kennen. Der ist ein verdienter Sportler des Volkes und Mitglied der Volkskammer. Während seines Aufenthalts wird Karsch gebeten, eine Biographie, obwohl es schon zwei gibt, über Achim zu schreiben. Nicht nur über den Sportler, sondern auch über den sozialistischen Mustermenschen soll er berichten: „Das Buch, in dem ein Durchreisender namens Karsch beschreiben wollte, wie Achim zum Ruhm kam und lebte mit dem Ruhm, sollte enden mit der Wahl Achims in das Parlament des Landes, das war die Zusammenarbeit von Sport und Gesellschaft in einer Person“.<sup>48</sup> Die beiden anderen Biographien stellen dagegen nur die sozialistische Sportlerpersönlichkeit in den Vordergrund, seinen Lebenslauf und seine Erfolge, alles ist makellos: Achim, der Mann aus dem Volk, dem es weder am werktätigen Aufbauwillen noch an Zähigkeit und sportlichem Ehrgeiz mangelt, der auf den Radstrecken nicht nur sehenswerte Erfolge, sondern auch die Bewunderung der Bürger erringt, der am Ende sogar – zwar nicht gewählt – von der SED als Volksvertreter delegiert worden ist. All das scheint eine dritte Biographie überflüssig zu machen.

Karsch beginnt trotzdem mit dem Projekt, er sammelt entsprechendes Material, schreibt auch hin, was ihm erzählbar scheint. Weil der westdeutsche Journalist das Leben Achims authentisch darstellen will, rekonstruiert er die verschiedenen Lebensetappen des Radstars, soweit es möglich ist, recht genau. Dabei stellt er fest, daß Achims Leben Widersprüche aufweist. Die lassen sich nicht in das sozialistische Musterbild des erfolgreichen Radstars einfügen. Achims Jugend als Hitlerjunge paßt zum Beispiel nicht in das modellierte Bild des Sportlers. Aber der Radstar verteidigt ausdrücklich seine konstruierte sozialistische Identität, – die biographischen Unstimmigkeiten werden verdrängt; „dies um so mehr, als er spürt, daß Karschens Verfahren mehr Brüche in seiner Lebensgeschichte aufzeigen würde, als seiner sozialistischen Selbstdefinition zuträglich wäre.“<sup>49</sup> Achim blockiert jeden kritischen Vorstoß des Journalisten, schließlich gibt Karsch auf, als er ein Foto bekommt, das den Radfahrer beim Aufstand des 17. Juni 1953 in vorderster Linie zeigt, – jetzt verzichtet er kategorisch auf den Versuch Achims Leben zu beschreiben. Der Abbruch fällt ihm leicht, zumal ihm eine weitere Schwierigkeit immer öfter im Weg steht: Er muß erkennen, daß ein *Westbiograph* keine *Ostbiographie* verfassen kann, beide Semantiken sind nicht vermittelbar. Das Problem der politischen Spaltung Deutschlands wiederholt sich, und das ist ein zentrales Problem für Karsch, in der sprachlichen: „Die Sprache, die er verstand [...] redete ihn noch oft in die Täuschung von Zusammengehörigkeit hinein, wieder hielt er beide Staaten für vergleichbar [...] dann aber gingen die Ähnlichkeiten nicht auf in einander“.<sup>50</sup> Damit wird das gesamte sozialistische Sportsystem in Frage gestellt, die Schriftzeile „DER SPORT IST EIN MITTEL ZUR SOZIALISTISCHEN ERZIEHUNG“, die am Leipziger Bahnhof

---

<sup>48</sup> Johnson, Uwe, 1992, 44.

<sup>49</sup> Auerochs, Bernd, 1994, 192.

<sup>50</sup> Johnson, Uwe, 1992, 23.

prangt, verliert damit ihre Glaubwürdigkeit. Karsch sieht die Vergeblichkeit des Projektes ein, nach einem Streit mit der Lektorin des staatlichen „Verlag[s] für junge Literaten“, die für das potentielle Buch zuständig ist, gibt er schließlich auf.

Die Differenzen, Grenzen und Brüche des sozialistischen Sportsystems, die von Johnson offengelegt wurden, werden von Erich Loest, der 1974 in die BRD übersiedelte, nun auch diskutiert. Die Heterogenität der konkreten Lebenswelt wird jetzt mehr oder weniger kritisch dokumentiert. 1984 erschien seine Erzählung *Herzschlag*, sie sei abschließend etwas genauer betrachtet. Der fünfzehnjährige Klaus-Peter Friesneg, bisher erfolgreicher Schwimmer („17 Medaillen“), wird ganz offiziell aus dem „Sportclub Leipzig“ entlassen, weil er nicht mehr wächst: „Er würde nicht größer als einsfüfundsechzig werden, hatten die Ärzte geschätzt, also war für ihn im Sportclub kein Platz.“<sup>51</sup> Gnadenlos wird hier verfahren, der junge Sportler erfüllt nicht die geforderten Normen für einen Hochleistungsschwimmer, deswegen wird er verabschiedet. Die Trennung vom Verein ist radikal, das sportlich-kollektive Umfeld, in das er bisher eingegliedert war und in dem er sich wohl fühlte, wird ohne Rücksicht auf die Person, ohne Skrupel, gekappt. Die Gemeinschaft akzeptiert keine unnormierten Sportler, sie würden die übrigen Athleten, und damit auch den Sozialismus, in seiner Entwicklung hemmen. Das vielbeschworene Kollektiv – „Niemand spielt die erste Geige“ – reduziert sich im Hochleistungssport auf ein paar auserwählte und sorgfältig quantifizierte Sportler. Sobald aber dieses hochsensible System auch nur im Ansatz bedroht wird, werden die entsprechenden Selektionsmaßnahmen aktiviert. Der einzige Mensch, der sich nach dem Rauswurf Klaus-Peters noch um ihn kümmert, von seinen ehemaligen Sportkameraden wird kein Wort erwähnt, ist sein Trainer, Herr Polka. Er fordert den Jungen mehrmals kategorisch auf, abzutrainieren, das Sportlerherz („anderthalbmal so groß wie normal“) muß sukzessiv verkleinert werden, nur so kann der ehemalige Schwimmer gesund bleiben: „Abtrainieren ist lebenswichtig, und er hatte dieses Wort in schwere Silben zerlegt: le-bens-wich-tig!“<sup>52</sup> Doch der enttäuschte Junge, dessen ganzer Tagesverlauf bisher vom Training bestimmt wurde, findet sich in der neuen, außersportlichen Welt nicht zurecht. Auch ein kurzes, zaghaftes Abenteuer mit Kerstin kann nichts an seiner Enttäuschung ändern, der Liebesbereich bleibt ihm letztendlich verschlossen: „Sie küßten sich; [...] nichts schwankte, nichts drehte und überschlug sich. Kerstin hielt die Augen offen und sagte: 'Hoffentlich kommt niemand.' Oder: 'Du, hier stinkt's, wir gehen lieber weiter.'“<sup>53</sup> Nach dieser Pleite zieht er das vernichtende Fazit seiner Sportlerexistenz: „Einen Nachmittag lang lag er auf dem Bett, ohne Musik zu hören, ohne zu lesen. [...] Dieser Nachmittag war die Rache für alle vergeudeten Nachmittage – wie viele tausend Stunden hatte er geschuftet für diese Medaillenbündel und ein aufgeblähtes Herz? Jetzt lag er. Mußte austreten, blieb aber liegen. Dachte an Polka, an seine Mutter, an ein Fahrrad, dachte: Blödes Fahrrad. Blöde Schwimmhalle. Blöder Startblock, blöde Badehose blödes Wetter blöde Wende blöder Polka blöde Lagenstaffel blöder Weltrekord blöde Olympia-Goldmedaille.“<sup>54</sup> Er verneint aus

---

<sup>51</sup> Loest, Erich, 1990, 197.

<sup>52</sup> Ebda., 203.

<sup>53</sup> Ebda., 218.

<sup>54</sup> Ebda., 219.

Rache, wie er vielleicht glaubt, sein gesamtes Leben, das sich nur auf den Sport reduzierte. Deswegen projiziert er seine Wut auf das Sportsystem, das ihn entlassen hat. Statt sich konstruktiv mit seiner neuen Situation auseinanderzusetzen, feuert er regelrechte Haßtiraden los, ohne Interpunktion, ohne Pausen rasen sie durch sein Bewußtsein. Klaus-Peter, völlig desorientiert, kann sich nicht in die Semantiken der Alltagswelt einleben. Das sozialistische System, so will es zumindest diese Erzählung, bietet jugendlichen Hochleistungssportlern keine konkreten Handlungsanweisungen, um sich in die normale, außersportliche Wirklichkeit einzuleben. Bei dem verstoßenen Schwimmer sitzen die antrainierten sportlichen Konditionierungen so fest, daß ihm jede Flexibilität fehlt, um sich neu zu orientieren. Man könnte von Loest erwarten, daß er diese Problematik gerade an der Stelle, wo die Depression des Jungen ihren Höhepunkt erreicht hat, entsprechend kritisch diskutiert – statt dessen endet der Text auf utopisch-verklärende Weise.<sup>55</sup>

Klaus-Peter rafft sich noch einmal zum Abtrainieren auf, er fährt Fahrrad, allein. Er stellt sich während der Fahrt vor, daß er ein Weltklasseradfahrer sei, in der Phantasie kann er seine körperlichen Defizite kompensieren und abhängen, er wird zum Helden: „Giganten der Landstraße von einssiebzig, einsfünfundsechzig. Gigant Friesi.“<sup>56</sup> Lediglich, und das ist bemerkenswert, die Imagination bietet dem Jungen noch Zuflucht, im Sportsystem ist er chancenlos, ebenso im Alltag. Dieses fiktive Erlebnis läßt sich allerdings nicht auf Dauer stabilisieren, die „Weltausgrenzung auf Zeit“<sup>57</sup> kann Klaus-Peter nicht in die gewöhnliche Realität zurückversetzen, ganz im Gegenteil: „Hinter ihm donnerte ein Lastzug, schob sich vorbei, [...] eine Kette hing herab und schlug und bäumte sich. Der Lastzug lag nun vor ihm, [...] – in diesem Augenblick riß die Kette, platzte mit einem Knall und einem schmerzenden Schlag durch die Beine hinauf und mitten durchs Herz. [...] Er wäre gestürzt, hätte ihn nicht Herr Polka aufgefangen. 'Friesi', rief Herr Polka. 'Menschenskind, hast du denn schon gehört, daß Größenklassen fürs Schwimmen eingeführt worden sind, so wie Gewichtsklassen für Ringen und Boxen? Gilt ab sofort! International!“<sup>58</sup> Selbst in dem Augenblick, wo er von der Kette zerrissen wird, im letzten Sekundenbruchteil, den er noch wahrnimmt, versucht er, bewußt oder unbewußt sei dahingestellt, sich über eine fiktive Reglementänderung in den Hochleistungssport zurückzukatapultieren. Im Augenblick des Todes, so tief sitzen die Konditionierungen, werden die sozialistischen Zwänge utopisch aufgehoben und in einen idealen Heilszustand phantasiert. Dieser trägt aber doch noch – oder gerade – die Züge des DDR-Sports, denn die unbedingte Pflichterfüllung, die von den Sportlern gefordert wurde, erstreckt sich in Loests Erzählung bis in den Tod hinein: „Der Geruch von Wasser

---

<sup>55</sup> Zehn Jahre vor dem *Herzschlag*-Text erschien 1974 Loests Erzählungssammlung *Pistole mit sechzehn*, hier gibt es eine Erzählung – *Sommer mit sechzehn* –, die von einem ähnlichen Problem ausgeht. Jürgen Tümler, ein Ringer, muß erkennen, daß er kein „Naturtalent“ ist, der erhoffte Olympiasieg ist unrealistisch. Zwar trauert er seiner Berufung nach, aber das ist kein Grund zur Resignation, er tritt eine Lehrstelle an, dort will er fortan dem sozialistischen Staat dienen. (Vgl. Loest, Erich, 1981.) Loest befindet sich in diesem Text noch auf *Linie*, er kann die Systemwidersprüche *noch* idealistisch stabilisieren. Aber mit den immer komplizierter werdenden Problemen des DDR-Staates kann auch er die driftenden Semantiken nicht mehr hundertprozentig abfangen und in Eindeutigkeiten übersetzen.

<sup>56</sup> Loest, Erich, 1990, 220.

<sup>57</sup> Krockow, Christian Graf von, 1980, 41.

<sup>58</sup> Loest, Erich, 1990, 220.

und nasser Haut, feuchtem Tuch und Chlor hüllte ihn ein. Glatte Kacheln unter den Füßen. Herr Polka sagte: 'Den Trainingsrückstand von vier Wochen holen wir auf, Friesi. Was denn sonst. Gehen wir sorgfältig an, was?' 'Alles klar, Herr Polka', sagte Friesi.<sup>59</sup> Die „Freuden der Pflicht“ werden von Klaus-Peter in der Tat bis zu seinem unmittelbaren Ende, allerdings windschief zur realen Situation, erfüllt. Diese Differenzen und Mehrdeutigkeiten des Pflichtbegriffs, die zu Beginn des Kapitels mit Lenz' *Deutschstunde* thematisiert wurden, treffen am Ende unseres literarischen Durchgangs auch auf den DDR-Sport zu. Die Propagandazeile „DER SPORT IST EIN MITTEL ZUR SOZIALISTISCHEN ERZIEHUNG“ erweist sich damit nur noch als zynischer Kommentar zu einer weitaus komplexeren Ost-Realität.

---

<sup>59</sup> Ebda., 221.

## **Sport und Arbeit – „Die Hölle in einem Spiegel, dazu noch lusterfüllt.“<sup>1</sup>**

1920 vermerkt Bertolt Brecht in seinem Notizbuch: „Arbeit als Sport/Ideen blamiert man bloß, wenn man sie verwirklicht.“<sup>2</sup> Brecht, der ein Gegner jeder Sportinstrumentalisierung war, bringt es auf den Punkt. Die Gefahr, die dem Sport droht, wenn er ideologisch vereinnahmt wird, kann ungeahnte Folgen nach sich ziehen. Die Arbeitersportbewegung weist nichtsdestotrotz eine über 100jährige Geschichte<sup>3</sup> auf. Nachdem der Massensport am Ende des 19. Jahrhunderts sukzessiv in die Gesellschaft installiert wurde, konnte er auch für die Arbeiterschaft Zweckdienliches leisten. Die Anfänge des Arbeitersports liegen in England; die Vorherrschaft des Werkproletariats – etwa im englischen Fußball – kam zustande, nachdem die wöchentliche Arbeitszeit reduziert wurde, insbesondere nach der Einführung des freien Samstagnachmittags in den 60er und 70er Jahren. Die Unternehmer erkannten schnell, daß sie mit dem Sport, aber auch mit anderen Neuerungen – etwa einer besseren Ernährung und Hygiene – die Lebensbedingungen der organisierten Arbeiterschaft, die immer öfter streikte, beruhigen konnte. Im Interesse einer hohen Produktivität waren die Fabrikbesitzer verständlicherweise an gesunden Mitarbeitern interessiert, und man erkannte bald, daß sportliche Übungen geeignet waren, sie körperlich fit zu halten. Noch wichtiger war jedoch die Rolle, die der Sport bei der Harmonisierung zwischen Arbeitgeber und -nehmer spielte. Mehr und mehr wurde in ihm ein Instrument gesehen, um die Militanz der Lohnabhängigen zu entschärfen und den sozialen Frieden zu sichern. Die Werktätigen profitierten selbstverständlich auch vom Sport, denn er kompensierte die einseitige und ungesunde Fabrikarbeit. Außerdem konnte der Arbeiter durch das sportive Freizeitverhalten direkt oder indirekt ein Gefühl der Selbstachtung und der persönlichen Vervollkommnung entwickeln. Diese Chance bot ihm die maschinenartige Tätigkeit nur selten.

Die Entwicklung der Arbeitervereine in Deutschland stieg stetig an: „1893 bildeten sich überall in Deutschland Arbeiterturn- und Radsportvereine; [...] 1897 folgte der Arbeiterschwimmverein in Berlin.“ Und vor dem Ersten Weltkrieg gab es schon „über 350.000 organisierte Arbeiter und Arbeiterinnen, die Sport trieben.“<sup>4</sup> Seinen Höhepunkt erreichte der Betriebssport Ende der 20er Jahre, „und zwar durch die Koordination einer Arbeitgeberorganisation, die als das Deutsche Institut für technische Arbeitsschulung (DINTA) bekannt wurde. Das DINTA war von deutschen Industriellen gegründet worden, um die 'harmonischen Beziehungen' zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern zu sichern“.<sup>5</sup> Nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Politik hatte Interesse am Sport. So förderten vor allem in den 20er Jahren die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften die Arbeitersportbewegung. Neben den Sportvereinen waren es dann noch die Gesangs-, Kegel- und Fortbildungsvereine, die dafür sorgten, daß die Arbeiter ihre Freizeit sinnvoll verbringen und

---

<sup>1</sup> Enquist, Per Olov, 1979, 53.

<sup>2</sup> Brecht, Bertolt, 1992a, 608.

<sup>3</sup> Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Wagner, Helmut, 1973; Wheeler, Robert F., 1979; Fischer, Jürgen/Nitsch, Franz/Stock, Klaus (Hgg.), 1985; Hauk, Gerhard/Teichler, Hans Joachim, 1987.

<sup>4</sup> Wheeler, Robert F., 1979, 62.

<sup>5</sup> Ebda., 61.

obendrein über den geselligen Anlaß hinaus ihr politisches Bewußtsein verändern konnten. Dieses Programm formulierte 1922 Fritz Wildung, ein Funktionär der Arbeitersport-Internationalen, pointiert: „Wir müssen der Jugend den Gedanken einimpfen, daß die Welt eine völlige Kulturerneuerung gebraucht hat, und daß die alte nationalistisch-kapitalistische Kultur im Absterben begriffen ist. Der Sport des Proletariats muß in den Dienst des Sozialismus gestellt werden. [...] Kettenbrecher sei der Sport für die Jugend des Proletariats, Befreier aus körperlicher und geistiger Knechtschaft.“<sup>6</sup> In der Massenkultur der deutschen Arbeiterbewegung, insbesondere in der sozialdemokratischen Subkultur, ging es also vorrangig um politische, rechtliche, sportliche und wirtschaftliche Besserstellung und demokratische Gleichberechtigung der Arbeiter. Diese unterschiedlichen Funktionalisierungen des Arbeitersports schrieben sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts auf vielfältige Weise in die Literatur ein.

1924 erschien Hans Wüsts Text *Um den großen Preis – Ein Roman von Sport und Arbeit*. Das Motto des Buches gibt die Zielrichtung für den Leser vor: „Dum ludere videmur, pro patria est. Wir treiben nur scheinbar Sport, unserem Vaterland und seiner Industrie wollen wir nützen“. Die produktive Arbeit fürs Vaterland steht ganz eindeutig im Vordergrund, der Sport ist lediglich ein Mittel, um dieses Ziel zu erreichen. Betrachten wir den Text genauer. Kommerzienrat Hagendorff besitzt eine erfolgreiche Automobilfirma, die Juno-Werke Düsseldorf. Er stellt Walter Gerhardt ein, der stammt aus proletarischen Verhältnissen; er absolvierte erfolgreich die Realschule und das Technikum, damit wird den zeitgenössischen Lesern, die massiv unter der Wirtschaftskrise litten, Gerhardt als nachahmenswertes Vorbild angepriesen. Das Programm, das angedeutet wird, ist altbekannt: Jeder Arbeiter kann, wenn er fleißig und diszipliniert ist, erfolgreich sein, nicht nur für sich, sondern auch fürs Vaterland. Deswegen wird eine Erfolgsstory erzählt. Zunächst arbeitet Walter nur im Konstruktionsbüro. Dort muß er kleinere Zeichnungen anfertigen, das befriedigt ihn nicht, denn er will bedeutendere Leistungen vollbringen. Sein Plan steht fest, er möchte einen Explosionsmotor in der neuen Firma bauen, der soll die Leistungen der bisherigen Modelle um ungefähr 30 Prozent überbieten. Er kann Hagendorff von diesem Projekt überzeugen. Kein Wunder, denn der Wettbewerbsvorteil wäre so enorm, daß dadurch die Volkswirtschaft einen kräftigen Schub erhielte. Doch der eifersüchtige Oberingenieur Möbius macht ihm einen Strich durch die Rechnung, er sabotiert den neuen Motor, und als dieser zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt wird, beim „Automobilrennen um den Großen Industriepreis von Deutschland“,<sup>7</sup> bleibt der Wagen unterwegs liegen. Die Schande und das „Gespött“ sind für den Kommerzienrat zu groß, denn in diesem Rennen wird die Spitzentechnologie Deutschlands präsentiert, und gerade dort versagen die erfolgverwöhnten Juno-Werke. Gerhardt wird entlassen. Und jetzt wird der Roman amerikanisch. Walters unglaublicher Erfolgsweg beginnt mit einem neuen Anlauf in den Staaten. Die übliche Tellerwäscher Geschichte wird erzählt: Der arbeitslose Gerhardt läßt sich nicht beirren oder einschüchtern. Er reist statt dessen ganz gezielt nach Amerika, denn dort werden ihm die vielzitierten unendlichen

---

<sup>6</sup> Zit. nach: Ritter, Gerhard A. (Hg.), 1979, 93.

<sup>7</sup> Wüst, Hans, 1924, 46.

Möglichkeiten geboten. Seine Beweggründe sind klar: „In Europa kam auf je 2-3000 Einwohner ein Automobil; in einzelnen amerikanischen Staaten besaß durchschnittlich schon jeder Zehnte sein Kraftfahrzeug. In Deutschland erzeugten große Werke pro Arbeitstag 10-20 Wagen, drüben sollte es Fabriken geben, die täglich Tausende von Chassis verfertigten. Auf in dieses gelobte Land des Motors!“<sup>8</sup> Zunächst arbeitet er in der Tat, wenn auch widerwillig, für einige Monate im Hotel Astor als Tellerwäscher. Das „gelobte Land“, so muß Walter erfahren, hat nur wenige Arbeitsplätze anzubieten, denn die „Vereinigten Staaten erlebten eine Krise, die schwerer war als irgendeine während der letzten dreißig Jahre. Sechs Millionen Arbeitslose.“<sup>9</sup> In Deutschland sieht es auch nicht besser aus, aber der amerikanischen Bevölkerung gelingt es, laut Wüst, diese Krise recht schnell zu überwinden. Diese Leistung soll ins Deutsche übersetzt werden, und das gelingt, zumindest im Roman, weil Gerhardt sich dieser Sache annimmt. Der sieht eines Tages ein riesiges Plakat am Bahnhof, das erhoffte Wunder ist wahr geworden: „'The O' Neill Works are starting work. 100.000 workmen will find employment', stand da zu lesen. Das Herz des Silberputzers vom 'Hotel Astor' schlug schneller.“<sup>10</sup> Walter bewirbt sich dort um eine Stelle, er wird engagiert und arbeitet als „Nummer 32 865“<sup>11</sup> in einer der riesigen Montageabteilungen.

Jetzt beginnt derselbe Unternehmen wie in Düsseldorf. Gerhardt schlägt seinem neuen Chef vor, den leistungsstärkeren Motor zu bauen. O' Neill läßt dem Erfinder freie Hand. Das neue Triebwerk erweist sich als durchschlagender Erfolg. Und Walter zeichnet sich obendrein noch als gewiefter Geschäftsmann aus. In harten Verhandlungen sichert er sich ein Viertel der Neillwerke, und er erhält für seinen Motor die europaweiten Rechte. Gerhardts weiteres Vorgehen ist schon seit langer Zeit geplant, er will zurück in sein Heimatland. Das möchte er zunächst sportlich bereichern: „Seit ich bei einer deutschen Fabrik arbeitete, die eine alte Tradition im Rennsport hat, war es mein sehnlichster Wunsch, einst die großen klassischen Konkurrenzen zu bestreiten. Ich sah die Wagen zum Kampf hinausziehen, sah sie im Geiste dahinjagen, sah den Sieger, die jubelnde Menge.“<sup>12</sup> Walter kehrt auch in der Tat als großer Triumphator zurück, er gewinnt den „Großen Preis“. Aber Gerhardt hat noch mehr vor, er vergleicht die römischen Wagenlenker mit den modernen Rennfahrern, dabei springt ein neues Konzept heraus: „Wo ist der Geschichtsschreiber, der sie niedriger einschätzen will als die Wagenlenker des alten Rom? Panem et circenses die Parole bei diesen. Brot durch Spiele, Arbeit für die Industrie der treibende Gedanke für jene.“<sup>13</sup> Damit sind wir bei dem Motto des Romans angelangt. Der Sport wird jetzt zurückgestuft, – er hat schließlich seine Pflicht erfüllt. Nun kann, sozusagen auf seinem Rücken, die deutsche Industrie massiv gefördert werden. Walter stellt sich logischerweise in den Dienst des Vaterlandes. Er beteiligt sich mit seinem Kapital an den Juno-Werken. Und die werden unter seiner Regie

---

<sup>8</sup> Ebda., 51.

<sup>9</sup> Ebda., 52.

<sup>10</sup> Ebda., 57.

<sup>11</sup> Ebda., 59.

<sup>12</sup> Ebda., 93f.

<sup>13</sup> Ebda., 146.

auf amerikanische, erfolgverheißende Dimensionen getrimmt. Der Arbeitersport funktioniert, wie zu sehen war, nur dann optimal, wenn das Kollektiv davon profitieren kann.



„Der Weg in das Leben“<sup>14</sup>

Und dieses notwendige gemeinschaftliche Moment wird auf die vielfältigste Weise dargestellt, so etwa in Hans Witzels *Strampel-Lieschen – Radfahrer-Burleske in einem Akt* (1931). Nicht selten kam es vor, daß Arbeiter sich die unterschiedlichsten Sportstücke, die auf der Bühne geboten wurden, in der Freizeit ansahen. Sie sollten durch diese Veranstaltungen nicht nur zum Sporttreiben motiviert werden, – auch das Gemeinschaftsgefühl sollte gefestigt werden. Witzels Burleske bietet dafür ein typisches Beispiel. Der alte Konsumverwalter Brand hat das Pech, in seiner Schwägerin eine Wirtschafterin ins Haus zu bekommen, die ihm das Leben zur Hölle macht. Als ehemaliger Mitbegründer des Arbeiter-Radfahrer-Vereins wagt er es nicht, das fünfundzwanzigjährige Vereins-Jubiläum mitzufeiern. Das geht seinen Sportfreunden entschieden zu weit. Um dem alten Hausdrachen die Macht aus der Hand zu nehmen, schickt Brands Sohn eine Genossin und einen Genossen des Arbeiter-Radfahrer-Vereins ins Haus. Die Genossin, Strampel-Lieschen genannt, setzt nun mit ihrem Kollegen Lohmann eine tolle Komödie in Szene. Obwohl die rabiante Schwägerin mit größtem Starrsinn ihre Rechte behaupten will, wird sie doch „kirre“ gemacht und muß das Feld räumen. Der alte Brand atmet erlöst auf, und er ist besonders glücklich, als er erfährt, daß Strampel-Lieschen seine Schwiegertochter wird. Arbeitersportler sollten, so die

<sup>14</sup> Hauk, Gerhard/Teichler, Hans Joachim, 1987, 37. Zu dieser Abbildung äußern sich die Autoren wie folgt: „Im Zuge der Bestrebungen des 'Weimarer Kultursozialismus' um die Mitte der zwanziger Jahre suchte auch der Arbeitersport über seine Symbole und Embleme insbesondere die Gefühle jugendlicher Arbeiter und Arbeiterinnen anzusprechen und sie dafür zu gewinnen“. (Ebda.)

Botschaft des Autors, auch untereinander heiraten, denn so wird das Kollektiv auch familiär stabilisiert und verstärkt. Die Arbeiter wurden immer wieder auf diesen Gemeinschaftssinn eingeschworen, das war wichtig, um externe Angriffe erfolgreich abzuwehren. Und die gab es zur Genüge. In Karl Schnogs Gedicht *Der Unterschied* (1925)<sup>15</sup> wird offensichtlich darauf angespielt:

Prolet, wenn du des Sonntags nicht mehr pennst,  
statt dessen wanderst, ruderst, rennst;  
wenn du am Abend nicht im Kino hockst,  
statt dessen fußballst oder boxt,  
lernst du des Jiu-Jitsu-Kampfs Gesetze:  
Mensch, das ist Hetze!

Baron, wenn Sie den Bac-Tisch überhaben  
und früh um neun stolz auf dem Leihgaul traben;  
wenn Sie mit Meckern, Handkuß und Verneigen  
die weiße Hose auf dem Golfplatz zeigen  
und jagen mit dem Holz die Fliegen fort:  
Herr, das ist Sport!

Zwei Sportmodelle werden von Schnog ironisch gegeneinander ausgespielt. Für den Arbeiter ist der verordnete Sport nur noch eine „Hetze“, der „Herr“ dagegen treibt den wahren Sport, den exklusiven. Dieser geriet allerdings schon 1899 in Thorstein Bunde Veblens *Theory of the leisure class* in die Kritik. Von grundsätzlicher Bedeutung ist für Veblen die Unterscheidung zwischen produktiver Arbeit und unproduktiver Tätigkeit, wobei letztere alles umfaßt, was nicht unmittelbar der Erzeugung von Gütern dient. Der bloße Besitz von Geld reicht nicht aus, um das individuelle Sozialprestige zu stabilisieren, es muß fortwährend öffentlich bestätigt und bewiesen werden. Das geschieht einmal durch „augenfälligen Konsum“ und die „augenfällige Verschwendung“ und durch die „augenfällige Muße“; hier ist der Sport einzuordnen, vor allem der luxuriöse, wie etwa Golf, Tennis, Reiten und Polo. Veblen analysiert, wieso gerade diese Sportarten favorisiert werden: „Die Prestigenormen schließen aus dem Leben der müßigen Klasse jede Tätigkeit aus, die nicht als demonstrative Muße klassifiziert werden kann“. Deswegen nimmt man „Zuflucht zu einer Art der Aktivität, die wenigstens einen glaubwürdigen Vorwand liefert, auch wenn der angegebene Zweck nur vorgespiegelt ist. Der Sport befriedigt nun nicht nur die Forderung nach wesentlicher Sinnlosigkeit, sondern er bietet auch – anstelle eines eigentlichen Zwecks – einen annehmbaren Vorwand“.<sup>16</sup> Und genau so stellt Schnog den adeligen Sport dar. Allerdings geht er nicht ernst mit dieser lyrischen Feststellung um, vielmehr ironisiert er den Herrensport und gibt ihn so ausdrücklich der Lächerlichkeit preis. Während die „Normen der müßigen Klasse [...] eine strikte und umfassende Sinnlosigkeit vorschreibt,“ strebt der „Werkinstinkt nach zweckvollem Handeln“.<sup>17</sup> Dieses kommt zwar in Schnogs Gedicht reichlich gehetzt daher,

---

<sup>15</sup> Schnog, Karl, 1929, 102.

<sup>16</sup> Veblen, Thorstein, o.J., 247.

<sup>17</sup> Ebda., 248.

aber durch die ironische Brechung scheint der Arbeitersport doch erstrebenswerter und ernsthafter zu sein als der adelige Sport. Wobei nicht vergessen werden darf, daß Schnog den Proletensport durchaus auch kritisiert. Zwar besitzen die Arbeiter seit der Einführung des Achtstundentages in den 20er Jahren mehr Freizeit, aber die wird nicht immer zur Erholung genutzt, vielmehr wird sie nicht selten zum Streßfaktor, weil die Sportlergemeinschaft zuviel Zeit beansprucht.

In der Regel wird der Arbeitersport nicht so gelassen betrachtet, er kommt meistens ernster daher. Besonders deutlich wird das in autoritären Gesellschaftssystemen. Das faschistische Italien und Nazideutschland organisierten zum Beispiel die Freizeit der Arbeiter durch Programme wie „Dopolavoro“ und „Kraft durch Freude“. Beide Systeme setzten den Sport bewußt ein, um die Arbeiter für ihre wirtschaftlichen und politischen Ziele zu vereinnahmen. Außerdem sollte gleichzeitig die Identifikation der Werktätigen mit dem Staat gefördert werden. Dieses Verfahren wurde mit spezifischen Verschiebungen in der DDR angewendet. 1960 erschien Walter Radetz' Roman *Der Stärkere – Das Leben des Arbeitersportlers Werner Seelenbinder*. Seelenbinder (1904-1944) war in der Weimarer Republik einer der bekanntesten Ringer. Im Dritten Reich nutzte er seine Popularität für die illegale Arbeit gegen den Faschismus. Als Mitglied der Widerstandsgruppe Uhrig wurde er am 24. Oktober 1944 hingerichtet. Das Buch beruht, darauf weist das Vorwort hin, auf Tatsachen, die Personen haben wirklich gelebt und erscheinen im Text unter ihrem richtigen Namen. Mit dem Roman wird, so will es Radetz, „ein Stück Geschichte der Arbeiterbewegung und des deutschen Arbeitersportes geschrieben.“ Vor allem weil Seelenbinder „einen Beitrag zum Untergang des Faschismus [leistete]. Er ist für uns heute ein Vorbild und Ansporn.“<sup>18</sup> Diese wahre Begebenheit<sup>19</sup> soll die sozialistische Bevölkerung zum Sporttreiben und, wie sich herausstellen wird, vor allem zum Sozialismus motivieren. Der ausdrückliche Hinweis des Autors auf den Wahrheitsgehalt des Buches soll von vornherein jeden Skeptiker zum Schweigen bringen. Die dargestellte Erzählung erweist sich damit als kommunistische Lehrstunde, die angeblich von der realen Geschichte durchgehend gerechtfertigt wird. Betrachten wir den Text etwas genauer.

Der erfolgreiche Ringer wird als ausgesprochen tadellos und unnachgiebig dargestellt, wenn es um die Belange der Arbeitersportbewegung geht. Ein Kapitel des Textes gibt darüber besonders konzentriert Auskunft. Werner Seelenbinder und Ludwig Schweickert werden von der deutschen Reichssportführung zu einem Turnier des Mittel- und des Halbschwergewichts nach Finnland geschickt. Sie befinden sich dort auf feindlichem Gebiet, denn der „finnische Arbeitersport war zerschlagen“.<sup>20</sup> Trotzdem findet der Wettkampf statt, aller-

---

<sup>18</sup> Radetz, Walter, 1981, 5.

<sup>19</sup> Den Vorbildcharakter des Romans hebt nochmals 1982 Günter Witt hervor: „Ein Beispiel der revolutionären Arbeitersporttraditionen ist in der sozialistischen Gegenwartsliteratur das von W. Radetz geschriebene Porträt des antifaschistischen Widerstandskämpfers W. SEELENBINDER [...]. Eine klassenbewußte Sportlerpersönlichkeit wird nicht nur als Mensch und Sportler, sondern auch als illegaler siegesbewußter Klassenkämpfer gestaltet.“ (Witt, Günter, 1982, 248.)

<sup>20</sup> Radetz, Walter, 1981, 317.

dings dürfen die finnischen Arbeiterringe, die kommunistischen, nicht an ihm teilnehmen. Werner hilft ihnen: Er trifft auf der Straße Urho, einen ehemaligen Gegner, der sieht völlig verarmt aus. Kein Wunder, denn tags zuvor wurde der Ringer aus dem Gefängnis entlassen, er saß ein, weil er Kommunist ist. Bei der ersten Begegnung zwischen beiden herrscht zunächst ein berechtigtes Mißtrauen vor: „Ich sehe, dir geht es gut!“ Er zeigte auf das Hakenkreuz, [...]. In Werner stieg die Schamröte hoch. Er packte Urho an den Oberarmen, schüttelte ihn und zischte: 'Ja, glaubst du denn, daß ich ein Nazi geworden bin?' [...] Werner sagte leise: 'Früher war ich ein ... ein guter Kommunist. Ich glaube ... heute bin ich ein besserer ... Ich bin es noch immer. Und jetzt ist es schwerer!'“<sup>21</sup> Seelenbinder trägt zwar das Symbol der Nationalsozialisten auf seiner Kleidung, aber das ist nur eine Äußerlichkeit, denn er ist überzeugter kommunistischer Widerstandskämpfer. Ohne die überlebenswichtige Hakenkreuztarnung könnte auch er im faschistischen Deutschland nicht überleben, und das wäre fatal, denn dann könnte er seinen finnischen Genossen nicht helfen, – das will er jedoch unbedingt. „Sein Auftrag war: proletarische Hilfe zu leisten.“<sup>22</sup> Er trifft sich heimlich mit einigen finnischen Kameraden, die im Untergrund arbeiten, er schenkt ihnen Geld und, was nicht zu unterschätzen ist, moralische Unterstützung.

Drei Tage später geschieht Unerwartetes. Auf der Tagesordnung steht ein Ringkampf in Tampere, und wider Erwarten ist der Saal völlig überfüllt. Das Publikum kommt, wie der Erzähler betont, nur wegen Werner zu diesem Kampf, denn inzwischen hat sich unter den kommunistischen Arbeitersportlern herumgesprochen, daß der deutsche Sportler einigen finnischen Genossen geholfen hat. Nachdem Werner gewonnen hat, brechen Begeisterungstürme los, nicht primär wegen des Sieges, sondern weil ein Kommunist unter den Augen der Faschisten den Erfolg errang. Diese subversive Art des Widerstandes erregt und begeistert die Zuschauer, weil die Nationalsozialisten „gegen diese Demonstrationen machtlos“<sup>23</sup> sind. Solch eine sportive Unterminierung ist nur möglich, weil die Gemeinschaft der Arbeitersportler – zumindest im Roman – in sich homogen ist. In der zeitgenössischen Realität dagegen herrschte nicht immer Konsens unter den Genossen, das Erscheinungsbild, das sie boten, war bei weitem nicht so eindimensional korrekt, wie es Radetz suggeriert. Aber er muß, man denke an den ausdrücklich formulierten Wahrheitsanspruch des Romans, den sozialistischen Vorbildanspruch aufrecht erhalten. Denn nicht nur Seelenbinder soll als nachahmenswert präsentiert werden, sondern auch das Kollektiv. Und selbst Werners Ringerkollege Ludwig, der sich bisher von den sozialistischen Ideen distanzierte, muß einsehen, daß er sich geirrt hat: „Im Hotel saß Schweickert gedankenversunken auf seinem Bett. [...] 'Es gibt keine Kommunisten mehr', sagte Schweickert verstört, [...]. Er befand sich in dem seltsamen Zustand eines Wachtraumes, eingeschnürt zwischen Staunen und Furcht. 'Keine Kommunisten in Deutschland ... Und keine in Finnland ... wird gesagt! Aber wenn man in deiner Nähe ist, spürt man sie überall ...'“<sup>24</sup> In der Fiktion, im Roman, kann Radetz zwar

---

<sup>21</sup> Ebda., 320.

<sup>22</sup> Ebda., 326.

<sup>23</sup> Ebda., 331.

<sup>24</sup> Ebda., 332.

aus erzieherischen Gründen – immerhin soll die „allseitig entwickelte sozialistische Persönlichkeit“ gefördert werden – Kontingenzen darstellen, aber so einseitig fixiert, wie Ludwigs tagtraumartiges Erwachen, das einer Erweckung zum Kommunismus gleichkommt, geschildert wird, sah die Realität nicht aus. Deutlich wird ohne Zweifel, welche Überdehnungen Radetz unternehmen mußte, um die *individuellen* Aktionen Seelenbinders als gemeinschaftsfähige Anschlußpotentiale darzustellen.

Auch Klaus-Martin Wolfs Roman *Marathon ohne Medaille* (1961) kommt – bei aller berechtigten Nazikritik – nicht ohne geschichtliche Verzerrungen und Vereinfachungen aus. Der Roman, der sich auch auf Tatsachen stützt, beginnt am 23. März 1932. Ort der Handlung ist Berlin. Wieder stehen sich beide Parteien gegenüber, Faschisten und kommunistische Arbeitersportler. Tragischer Held des Romans ist Otto Fuhrmann. Aufopferungsvoll kümmert er sich um den Ausbau des Arbeitersportvereins „Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit“. Dieser gemeinnützigen Tätigkeit ordnet er, wie der Erzähler betont, seine gesamten persönlichen und familiären Angelegenheiten unter. In den letzten drei Jahren wurde von ihm und seinen Kameraden ein harter Kampf ausgetragen, nicht nur gegen die Faschisten, sondern auch gegen interne Gruppierungen, die den Arbeitersport entpolitisieren wollten. Ursprünglich hieß der Verein „Fichte“, aber es kam zu einer großen „Krise“, weil sich die Arbeiter massiv am linken politischen Spektrum orientierten, denn nur diesem trauten sie die Lösung der Wirtschaftsmisere zu. Als Reaktion darauf verstärkte die Opposition im Verein das „Hetzgeschrei gegen die KPD“. Aber die Kommunisten wußten sich zu helfen, „darunter die gesamte Abteilung 'Fichte', der größte und vielseitigste Sportverein der Welt. Die ausgeschlossenen Vereine und Gruppen fanden sich zu einer Interessengemeinschaft zusammen, die später in 'Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit' umbenannt wurde. Bis zum Jahr 1932 wuchs die Mitgliederzahl der Kampfgemeinschaft auf 200 000 an.“<sup>25</sup> Weder handelt es sich hier, wie der Autor meint, um den größten Verein der Welt, noch konnte dieser in drei Jahren solch einen immensen Zulauf verzeichnen. So verfälscht Wolf die reale Geschichte, – sein Ziel ist klar, er will den DDR-Bürgern der 60er Jahre die Arbeitersportler als einheitliche Kraft anpreisen.

Die von Wolf konstruierte Homogenität der roten Sporteinheit wird auf das gesamte Land projiziert. Plakate und Zeitungen werden dafür in Dienst genommen. „ROT SPORT. Die Schlagzeile lautet: Arbeitersportler, beteiligt Euch in Massen an der Thälmann-Stafette für die Klassenkandidatur Ernst Thälmanns. Gegen imperialistischen Krieg, Arbeitslosigkeit und Massenelend!“<sup>26</sup> Dieses Programm ist einleuchtend, aber am Vorabend des Dritten Reiches besitzen die Kommunisten keine reale Chance, um ihre Ideen in die Praxis umzusetzen. Die Stafette demonstriert noch ein letztes Mal die Macht des Arbeitersports. Und deswegen wird jeder Läufer, weil er fürs Kollektiv rennt, posthum von Wolf mit Ehren bedacht: „Die Läufer der ersten Staffel der Thälmann-Stafette kämpfen nicht schlechter als die Teilnehmer des Marathonlaufs bei den Olympischen Spielen. Doch für sie liegen weder Medaillen be-

---

<sup>25</sup> Wolf, Klaus-Martin, 1961, 63f.

<sup>26</sup> Ebda., 123.

reit, noch rufen sensationelle Zeitungsberichte ihren Ruhm in die Welt.<sup>27</sup> Trotzdem kämpfen die Arbeitersportler weiter. Solch eine aufopferungsvolle Einstellung wünscht sich selbstverständlich auch das SED-Regime von seinen Bürgern. Wieder also versucht ein sozialistischer Autor die in Frage kommenden Anschlußpotentiale des faschistischen Widerstandes, die ja auch achtenswert und notwendig waren, auf die Gegenwart zu trimmen. Gefährlich dabei ist jedoch, daß dadurch die Geschichte wieder verzerrt dargestellt wird. Diese ideologischen Instrumentalisierungen können auch nach 1945, selbst wenn sie im guten Glauben von mehr oder weniger linientreuen Schriftstellern verbreitet werden, die reale Geschichte des Arbeitersports beträchtlich verzeichnen. Schauen wir uns den Text noch etwas genauer an. Obwohl während der Staffel viele Läufer verhaftet werden, können die Faschisten sie nicht bremsen. Hitler tobt. Er kritisiert seinen Propagandachef, weil es ihm nicht in den Sinn kam, die grandiose Idee von einem Stafettenlauf für die eigene Wahlpropaganda auszubeuten. „Was haben Sie diesem Vorhaben der Kommunisten entgegensetzen? [...] 'Mein Führer! Ich bringe Ihnen die beste Idee des Jahrhunderts. Adolf Hitler über Deutschland – im Flugzeug meine ich –, das ist mein neuer Schlager!' [...] 'Das wird eine Stafette Ihres Persönlichkeitswertes und ihrer Redekunst sein.'“<sup>28</sup> Wolf begeht einen Fehler. Er stellt das Staffetenprogramm in modifizierter Form in den Dienst des diktatorischen Machtapparates, das ist fatal. Denn damit wird das Verhalten der Sportler ad absurdum geführt, weil sie von ihrem Feind bewundert werden, zumindest für diese Werbestrategie. Kommen wir zum Schluß des Romans. Nachdem die Stafette in Berlin angekommen ist, findet eine Kundgebung der „Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit“ im Sportpalast statt. Die Veranstaltung wird von den Faschisten gesprengt, die Arbeitersportler demonstrieren dagegen, dabei wird Otto Fuhrmann von einem Polizisten erschossen. Sterbend schreit er noch: „Mörder! Arbeitermörder!“<sup>29</sup> Mit diesem Ende werden noch einmal die Fronten klar betont, – dabei springt für den zeitgenössischen Leser die Identifikation mit den Arbeitersportlern und mit dem SED-Regime heraus.

Betrachten wir nun einen Text aus Westdeutschland. 1974 erschien Herbert Somplatzkis Roman *Muskelschrott*. Er wurde von der Reihe „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ herausgegeben. Er kommt zunächst ohne ideologische Funktionalisierungen aus. Mit fünfzehn Jahren arbeitet Horst als Berglehrling auf einer Zeche im Ruhrgebiet. Er wird dort von der Firmenleitung unter der „Nr. 12000“ verbucht. Die Arbeit dort ist ausgesprochen langweilig und einseitig: „Die Jungen hatten die Aufgabe, Gesteinsbrocken [...] die zusammen mit der Stückkohle auf dem Leseband vorbeikamen, herauszusuchen und in einen Bergschacht zu werfen. [...] Eine der ödesten Beschäftigungen für Menschen.“<sup>30</sup> Um dieser eindimensionalen Tätigkeit zu entfliehen, betreibt Horst in seiner Freizeit zunächst Leichtathletik, er läuft regelmäßig einsam seine Runden um den Sportplatz. Nach einiger Zeit überredet ihn der Platzwart, im Verein Fußball zu spielen, denn dort kann er der Gemeinschaft nützliche

---

<sup>27</sup> Ebda., 167.

<sup>28</sup> Ebda., 208.

<sup>29</sup> Ebda., 433.

<sup>30</sup> Somplatzki, Herbert, 1974, 13.

Dienste erweisen: „Kuck mal, wat is denn schon mit deine Leichtathletik? Na? Ihr tut ja sowieso nur an Rand von dat Stadion rumlaufen. An Rand von dat große Geschehen, wolln mal so sagen, annen Rand vonne Hauptsache. Unti Hauptsache sind bei uns Tore!“<sup>31</sup> Schnell entschließt sich Horst, er spielt fortan bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahr aufopferungsvoll für seine Mannschaft. Er wird ein erfolgreicher Spieler, der sein Geld mit dem Sport verdient, – die Arbeit in der Zeche hat Horst inzwischen aufgegeben. Sein jahrelanger intensiver Einsatz für den Klub wird aber schnell vergessen und nicht gewürdigt. Denn nach einem Sportunfall – die Wirbelsäule wurde verletzt – muß er seine Karriere beenden. Der Geschäftsführer des Vereins entläßt Horst und erklärt ihm seinen Entschluß unmißverständlich: „Heutzutage muß ein Sportverein nach den Erfordernissen des modernen Managements aufgebaut und geführt werden. Wir brauchen junge, aktive, dynamische Mitglieder, die anpassungsfähig genug sind, um das Ziel ihrer Mitarbeit völlig auf das Gedeihen ihres Vereins auszurichten. Wir sind alle eine große Familie und sitzen alle im gleichen Boot!“<sup>32</sup> Horst wird aus diesem Boot herausgeworfen, weil er für den Klub nutzlos und unrentabel geworden ist. Die Gewinn- und Verlustrechnungen richten sich, so der Manager, ohne Rücksicht auf persönliche Verdienste an den Gesetzen der freien Marktwirtschaft aus. Da bleibt kein Platz für alte und verletzte Spieler, sie würden nur die Bilanz belasten.

Horst findet allerdings schnell einen neuen Arbeitsplatz in der Stadtverwaltung. Aber die Arbeitsbedingungen dort zwingen ihn zur Kündigung, – er wird zum Beispiel peinlich genau auf seine Gesinnung geprüft. Sein Vorgesetzter, Herr Nickel, macht ihm unmißverständlich klar, daß sich jeder unterzuordnen hat: „Mitbestimmung! Wenn ich diesen Schwachsinn schon höre! Dem deutschen Arbeiter ist es noch nie so gutgegangen wie unter der CDU/CSU – das sollte man nicht vergessen!“<sup>33</sup> Horst verachtet zwar diese Parolen, aber er schweigt und läßt Nickel in dem Glauben, daß er dieselbe politische Auffassung habe. Prompt wird er befördert, und zwar, wie sein Chef betont, aufgrund „Ihrer sportlichen Erfahrungen und Ihrer positiven Einstellung zu wesentlichen Dingen“.<sup>34</sup> Horst soll im neuen Freizeitpark, dem Stolz der Stadt, ein attraktives Sportangebot für die Bevölkerung aufbauen. Er nimmt seine Aufgabe sehr ernst, er leistet auch gute Arbeit. Aber eine Angelegenheit mißfällt den Aufsichtsratsmitgliedern des Freizeitparkes, allesamt Mitglieder der Stadtverwaltung, massiv. Horst kümmert sich zu intensiv um die verwahten Arbeiterkinder. Er versucht, sie in den Park zu integrieren. Aber er und die Kinder haben keine Chance gegen den städtischen Apparat und seine elitären Interessen. Horst wird entlassen. Erst bei der Verhandlung vor dem Arbeitsgericht erkennt er die Hilflosigkeit des einzelnen Bürgers. Konsequenterweise vollzieht er den Schritt zur Solidarisierung. Er geht „entschlossen auf die Tür des Gewerkschaftshauses zu und dachte: das ist wohl auch noch keine endgültige Lösung – aber mein erster Schritt.“<sup>35</sup> Die Arbeitersportbewegung, die bis 1945 weitestgehend zerstört war, konnte sich danach in der BRD nur noch rudimentär wiederherstellen:

---

<sup>31</sup> Ebda., 69.

<sup>32</sup> Ebda., 109.

<sup>33</sup> Ebda., 123.

<sup>34</sup> Ebda., 134.

<sup>35</sup> Ebda., 152.

Reste davon finden sich noch in den Gewerkschaften. Nicht umsonst geht Horst dorthin, weil er hofft, daß er mit dem Sport jungen Menschen helfen kann, aber er sieht auch ein, und das wäre in der DDR-Literatur so nicht denkbar, daß das keine „endgültige Lösung“ sein kann. Der Neuanfang muß sich vielmehr aus modernen, zeitgemäßen Ideen heraus entwickeln, denn die Traditionsanleihen des Arbeitersports, wie wir sie bei Radetz und Wolf angetroffen haben, erweisen sich in der Gegenwart nicht selten als störend und geschichtsverzerrend. Deswegen verstellen sie den Blick für die realen Probleme, und auf die kommt es schließlich vor allem an.

1971 rechnet Per Olov Enquist in seinem Roman *Der Sekundant*<sup>36</sup> radikal mit dem Arbeitersport ab. Brechts Einschätzung, die zu Beginn dieses Kapitels zitiert wurde – „Arbeit als Sport/Ideen blamiert man bloß, wenn man sie verwirklicht“ –, wird von Enquist auf einem komplexen Reflexionsniveau durchdekliniert. Im Mittelpunkt des Textes steht die Geschichte des Hammerwerfers Mattias Jonsson-Engnestam-Lindner. Er war in den 40er Jahren erfolgreich: Mitglied der Leichtathletik-Nationalmannschaft und schwedischer Rekordhalter. 1947 wurde seine Karriere unwiderruflich beendet, weil er die Gewichte seines Wurfgerätes manipulierte.<sup>37</sup> Sein Sohn Christian – der „Sekundant“<sup>38</sup> – ist der Ich-Erzähler des Romans. Er gibt nicht nur die individuelle Lebensgeschichte seines Vaters wieder, sondern auch die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen zwischen 1917 bis zum Tod des Sportlers, 1965, und darüber hinaus bis in die Entstehungszeit des Textes hinein. Dabei wird der Sport einer sehr gründlichen, teilweise essayistischen Kritik<sup>39</sup> unterzogen. Der Autor entwickelt so, um der Komplexität des historischen Materials gerecht zu werden, eine assoziative Erzählweise, in der er die Kontinuität der realen Ereignisse mit soziologisch-politischen Analysen flankiert. Mattias ergreift 1917 zusammen mit „vier Männern die Initiative zur Gründung des Arbeitersportvereins in Västervik, der mit der Zeit wuchs und zu einem der Pioniere des Arbeitersports in Schweden wurde.“<sup>40</sup> Die Motivation der fünf Arbeiter ist nur zu verständlich, sie ist klassisch, aber auch zu Recht umstritten. Die mechanisierte Arbeitswelt aktiviert das Bedürfnis, neben der Alltagswelt eine Nische zu schaffen, in der sich das arbeitende Individuum zumindest für einen begrenzten Zeitraum vieldimensio-

---

<sup>36</sup> Vgl. auch die folgende Interpretation zu dem Roman: Fischer, Nanda, 1986b, 67-70.

<sup>37</sup> Der Handlung liegt ein konkreter Fall zugrunde. 1947 wurde der berühmte schwedische Hammerwerfer Erik Myrskog bei solch einem Betrug ertappt.

<sup>38</sup> Christian beschreibt seine Sekundantenfunktion wie folgt: „Als ich ein Junge war, nannte man mich den 'Sekundanten'. [...] Als Beschreibung einer Lebenshaltung ist diese Bezeichnung vielleicht gar nicht so dumm: Ein Sekundant betrachtet den Kampf schräg von unten, aus der Nähe, aber durch die Seile geschützt, und in den Pausen ermuntert und dirigiert er die eigentlichen Teilnehmer des Kampfes“. (Enquist, Per Olov, 1979, 56.) Auch nach dem Tod seines Vaters versteht er sich als dessen Sekundant, denn jetzt kann er das Leben des Hammerwerfers kritisch beschreiben und analysieren – sekundärerweise.

<sup>39</sup> Darauf weist auch Siegfried Lenz ausdrücklich hin: „Der Sekundant erläßt sich nichts, um ein Urteil zu finden, er zieht alles in Betracht, was die Tat seines Vaters belichten könnte: Ideale werden überprüft und Idole; die Arbeitswelt wird einem Vergleich mit der autonomen Welt des Sports ausgesetzt; das Sporterlebnis wird auf seine Wertigkeit untersucht [...]; die Resultate der schwedischen Arbeitersportbewegung werden ebenso erörtert wie die Theoreme des sogenannten sozialistischen Sports, und schließlich kommen auch die Beziehungen zur Sprache, die zwischen Sport und Politik bestehen.“ (Lenz, Siegfried, 1997c, 488f.)

<sup>40</sup> Enquist, Per Olov, 1979, 49.

nal verwirklichen kann. Der Sekundant aber erkennt die Gefahren, die in dieser Eigenwelt eingeschrieben sind: „Der Sport: eine autonome Welt mit eigenen Regeln, Ergebnissen, Fakten, fiktiven Spielregeln und fiktiver Moral, aber zugleich eine verlässliche Spiegelung der Arbeitswelt, wenngleich ohne Qual. Die Hölle in einem Spiegel, dazu noch lusterfüllt.“<sup>41</sup> Zwar bilden sich die rationalen Strukturen der realen Arbeitswelt im Sport ab, aber der koppelt sich mit seiner spezifisch fiktiven *Eigenmoral* von der realen Lebenswelt ab. Diese illusionäre Moral, die nicht äquivalent zu der gesellschaftlichen Moral ist, wird in ihrer realitätsverneinenden Dynamik von Mattias nicht begriffen. Er tauscht vielmehr beide aus. Genau auf dieses Dilemma weist Siegfried Lenz in seiner Besprechung über Enquists Roman ausdrücklich hin. Lenz stellt die Frage, wie es geschehen konnte, „daß ein netter, ehrlicher, fürsorglicher Hammerwerfer, der sich privat Beispiele von tragischer Aufrichtigkeit leistete, das Gewicht seines Wurfhammers manipulierte [...]. Die Antwort, die er sich schließlich selbst geben muß, ist ebenso widersprüchlich wie zutreffend: sein Vater war ein ehrlicher Betrüger, seine Tat eine loyale Mogelei.“<sup>42</sup> Mattias erkennt nicht, daß die Arbeitersportmoral und seine eigene politische Entwicklung windschief zu den Regeln des internationalen Leichtathletikverbandes und der schwedischen Gesellschaft stehen. Deswegen überträgt er seine selbstgestrickten politisierten Sportregeln<sup>43</sup> auf den Wettkampf.

Christian analysiert diese Problematik treffsicher, wenn er schreibt, daß sein Vater glaubte, daß es wirklich nur um „seinen Wurfhammer ging. Hätte er mich gefragt, hätte ich ihm natürlich sagen können, daß der verdammte Wurfhammer nur der anekdotische Ausdruck für die von ihm begangene größere Mogelei war, die sich darin ausdrückte, daß er seine politische Entwicklung beschrieb, eine Entwicklung, für die er nicht allein verantwortlich war.“<sup>44</sup> Dafür ist, das liegt auf der Hand, auch die schwedische Arbeitersportbewegung verantwortlich. Der Hammerwerfer ist jedoch nicht in der Lage, diese komplizierten Verhältnisse zu durchschauen. Die Differenzen zwischen den gesellschaftlichen Fakten und der sportiven Fiktion existieren vielmehr nicht für ihn. So werden die Gesellschaft und die Sportwelt von Mattias als analog strukturierte soziale Systeme beschrieben und akzeptiert. Deswegen steht sein privates Dilemma stellvertretend für die Geschichte der Arbeitersportbewegung in Schweden. Sein Betrug wird zum Sinnbild für den ideologischen Verfall der Arbeiterbewegung. Jede ideologische Instrumentalisierung des Sports führt zu Verzerrungen, – denen ist der Sekundant ausgesprochen hartnäckig auf den Fersen. Eingeschoben in die Nachforschungen über den Vater sind Christians Beobachtungen in der DDR, die er anlässlich eige-

---

<sup>41</sup> Ebda., 52f.

<sup>42</sup> Lenz, Siegfried, 1997c, 487.

<sup>43</sup> Wie sehr Mattias in diese spezifische Sportwelt verstrickt ist, zeigt die folgende Einschätzung seines Sohnes: „Mama hatte immerhin noch Gott und die ewige Seligkeit und die Wiedervereinigung hinter den goldenen Pforten, um sich aufzurichten [...] Aber Papa hatte nichts. Die Gesellschaft, die ihn geschaffen und geformt hatte, hatte alle Solidaritäten außer der des Sports ausradiert, und die hatte ihn gelehrt, einsam zu sein; sie hatte ihn in den kleinen, in ideologischer, sozialer und menschlicher Hinsicht isolierten Glaskäfig gesteckt, in dem die freie Wahl der Liebe und der Gefühle nicht verdammt groß ist. Es gab strenggenommen nur noch Gott und das Hammerwerfen, zwischen denen man wählen konnte. Und er wählte den Wurfhammer und den Sport.“ (Enquist, Per Olov, 1979, 101f.)

<sup>44</sup> Ebda., 271.

ner sportlicher Aktivitäten bei mehreren Besuchen macht. Er findet die ideologische Indienstnahme des Sports dort ebenso skrupellos realisiert wie im Westen und im Nationalsozialismus. Der Sport, und das ist sein Fazit, wird immer in der Umklammerung der Politik bleiben. Ganz gleichgültig, in welchem Gesellschaftssystem man sich befindet, er wird immer für deren Belange in Anspruch genommen: „Der Sport ist nichts *an sich*. Der Sport ist ein Instrument, dessen man sich bedient. Ein Pauspapier. Der verhüllende Mantel um das Denkmal, der sich um etwas formt oder nach etwas Form annimmt. Das Messer des Revolutionärs oder des Faschisten, es ist im Grunde uninteressant, auf die Gleichheit der Messer hinzuweisen. Sie sind Instrumente, man bedient sich ihrer, und man muß die Frage stellen: wozu? Es ist so leicht, diese verführerische Analogie zu akzeptieren: Die ideologische Anwendung des Sports hat fast immer *gleich ausgesehen*. Die Messer sahen immer gleich aus, aber die Frage war: Wessen Hand hielt das Messer? In welcher Absicht? Der politisierte Arbeitersport der zwanziger Jahre, die Olympischen Spiele 1936, Båstad, der Einsatz des Sports durch den Faschismus, die DDR 1971. Die Formen waren ähnlich, aber das ist uninteressant. Dahinter stand der Kampf, der sich zwischen den Ideologien abspielte.“<sup>45</sup> Und das wird wohl immer so bleiben. Man kann nur – wie Enquist – den Sport immer wieder kritisch hinterfragen, vor allem dann, wenn er für ideologische Ziele in Anspruch genommen wird.

---

<sup>45</sup> Ebda., 249f.

## Tödlicher Agon – „*Man this is the closest I've ever been to dying.*“<sup>1</sup>

Die ersten Wettkämpfe der westlichen Kultur finden wir in den griechischen Mythen, sie sind Herausforderungen mit einem ungeheuren Einsatz. Nur der Sieg zählt, es geht um Leben und Tod. Die Agone<sup>2</sup> im Boxen und Pankration wurden bis zur Aufgabe oder zum Tod eines Kämpfers<sup>3</sup> geführt. Selbst Platon rechtfertigt den Faustkämpfertod in den *Gesetzen*: „Und sollte jemand bei diesen Übungen sein Leben einbüßen, so wird er, da es sich hier um unvorsätzliche Tötung handelt, den Täter nach rechtmäßig vollzogener Reinigung für schuldlos erklären“. (831a) Im Gegensatz zu den antiken Sportveranstaltungen geht es im 20. Jahrhundert in der Regel geradezu harmlos zu. Vielleicht treffen Norbert Elias' Thesen aus seinem Werk *Über den Prozeß der Zivilisation* auf die Entwicklungsgeschichte des Sports<sup>4</sup> zu: Im Lauf der Jahrhunderte erfahren Aspekte des Verhaltens, die als brutal und grausam galten, gesellschaftliche Standardisierungen, die dazu führten, daß Affekte zivilisatorisch, also gesittet gesteuert werden können. Einbrüche unkontrollierter Gewalt stören diesen modernen Verflechtungszusammenhang jedoch immer wieder empfindlich. Die aktuellen Semantiken des Zivilisationsprozesses sind durchgehend labil, sie stehen auf unsicheren Fundamenten. So kann sich der Sensibilierungsfortschritt jederzeit in sein Gegenteil verkehren, – aber gerade diese *Ausrutscher* können Einblicke eröffnen, die in der Regel unbeobachtet bleiben. Der Blick wird deswegen auf Motive gelenkt, die sich mehr oder weniger zwangsläufig um den sportlichen Kampf gruppieren: Tod,<sup>5</sup> Brutalität, Verletzung, Krankheit, Militarismus und Selbstmord.

Sport kommt, das gilt auch für das 20. Jahrhundert, ohne den Agon, den Kampf nicht aus, denn Sport funktioniert nur, wenn zwischen Sieg und Niederlage entschieden werden kann. Der Sieger muß deswegen im *Wett-Kampf* ermittelt werden. Der notwendige agonale Handlungsmodus wird von den verschiedensten Gesellschaften unterschiedlich literarisch in Dienst genommen. Das moderne Gesellschaftssystem besitzt ein hohes Maß an sozialer Mobilität, gerade dieses Potential findet im Sport ein ankopplungsfähiges und nachahmenswertes Zeicheninventar. In der amerikanischen Sportliteratur ist dieses Verhältnis eindeutig, das darstellerische Distanzierungsprinzip weicht der agonalen Struktur: „Kampfbetonte Sportarten wie Boxen oder Football geben eine brauchbarere Folie zur agonistischen Gesellschaftsformation ab.“<sup>6</sup> So ist auch die unüberschaubare Vielzahl der amerikanischen Sportliteratur zu erklären. In Deutschland dagegen wird der agonale Modus mit seinen gesamten

---

<sup>1</sup> Muhammad Alis Kommentar zum Kampf gegen Joe Frazier in Manila (1. 10.1975).

<sup>2</sup> Vgl. Weiler, Ingomar, 1974, 129-243.

<sup>3</sup> Gunter Gebauer berichtet folgendes über den antiken Kampf: „Über die Olympischen Wettkämpfe des Pankrations werden mehrere mordartige Todesfälle vermeldet. So wurde Arrhichion von Phigalia erwürgt, während sein Gegner vor Schmerz [...] aufgab. Sein Trainer Eryxias hatte ihm während des Kampfes zugerufen: 'Welch herrlicher Totenschmuck, in Olympia nicht aufzugeben!'“ (Hortleder, Gerd/Gebauer, Gunter, 1986, 275.)

<sup>4</sup> Vgl. Elias, Norbert/Dunning, Eric, 1983.

<sup>5</sup> 1996 erschien eine Sportanthologie mit dem Titel *Sport ist Mord – Texte zur Abwehr körperlicher Betätigung*. Sie bietet einen breit gestreuten Überblick über die destruktiven Elemente des Sports. (Caysa, Volker (Hg.), 1996.)

<sup>6</sup> Nutt, Harry, 1990, 259. Vgl. dazu auch Lobmeyer, H., 1983.

Implikationen vieldimensionaler umgesetzt. Karl Valentins Couplet *Hänschen als Sportsman*<sup>7</sup> (1925) deutet diese komplexe Problemlage an, wenn er den Gesundheitswert, aber auch die Gefahren des Sports beschreibt:

Hänschen wollte Sport betreib'n, denn er war sehr schwächlich,  
Und der Sport der ist gesund, das ist doch tatsächlich.

Er probierte jeden Sport, den es gibt auf Erden,  
Um somit wie er es möchte, ganz gesund zu werden. [...] Hänschen ist nun Hans geworden, und er sagt tatsächlich,  
*Durch* den Sport – ich schwör's bei Gott – *wurd'* ich erst gebrechlich.

Und das Ende von dem Lied: Nehmt es euch zu Herzen,  
Sport hat Licht- und Schattenseiten – Freuden und auch Schmerzen.

Keine Sportart kann das schwächliche Hänschen heilen, obwohl ständig verkündet wird, daß Sporttreiben gesund<sup>8</sup> sei. Nachdem er viele Möglichkeiten getestet hat, muß Hänschen sich – aufgerieben vom Kampf – eingestehen, daß er körperlich ruiniert ist. Die Gleichung *Sport* = *Gesundheit* wird zwar seit der Antike immer wieder aufgestellt, aber nie so recht bewiesen. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein, man denke etwa an Brechts Essay *Krise des Sports* (1928). Dort bricht er eine Lanze für, wenn man so will, den kranken Sport: „Ich bin für den Sport, weil und solange er riskant (ungesund), unkultiviert (also nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist.“

Im Folgenden werden diese „Schattenseiten“ diskutiert. Zunächst wenden wir uns dem Boxen zu, denn es verkörpert die konsequenteste Verkörperung des Zweikampfes. Boxen gilt nicht umsonst als die durchsetzungsfähigste und transparenteste Sportart. Was im Ring geschieht, ist eindeutig und unwiderrufbar, ein k.o. ist und bleibt ein k.o. Kein anderer Sport wird von solch einer Seinsdichte bestimmt. Joyce Carol Oates bringt das in ihrem Essay *On boxing* auf den Punkt: „Andere Sportarten wie Baseball, Football, Basketball sind eindeutig Sport, sie enthalten ein spielerisches Element. Man *spielt* Football, aber man *spielt* nicht Boxen.“<sup>9</sup> Boxen muß per definitionem ohne das Spiel auskommen, – es kann unmöglich gespielt werden. Die Abkopplung vom Spiel macht den Faustkampf fast vollständig resistent gegen die evolutionären Einflüsse des Zivilisationsprozesses. Vielleicht ist es dieser archaische Widerstand des Boxens, der immer wieder Schriftsteller und Dichter<sup>10</sup> fasziniert.

---

<sup>7</sup> Valentin, Karl, 1994, 137f.

<sup>8</sup> Auch Georg Kreisler ironisiert den Topos *Sport ist gesund* in seinem gleichnamigen Gedicht: „Mein Vater, ein Hotelportier./ging schwimmen einst im Tegernsee./Ich hab vom Strand gewunken./Dabei ist er ertrunken.“ (Kreisler, Georg, 1964, 47.)

<sup>9</sup> Oates, Joyce Carol, 1988, 23.

<sup>10</sup> „Dennoch gehört gerade das Boxen zu den Lieblingssportarten der Dichter und Schriftsteller. [...] Und in dieser Hinsicht hat das Boxen einiges zu bieten: In jeder Runde, in jedem Schlagabtausch wird die archetypische Erfahrung eines Kampfes auf körperliche Weise und in höchster Intensität durchlebt. Die Gier nach dem Triumph; die Bereitschaft, für einen Sieg schmerzhaftes Opfer zu bringen; die Furcht vor der Niederlage; Stolz

Die Liste der boxenden Autoren ließe sich fast endlos fortführen: Musil, Hemingway, Brecht, Wilde, Cravan,<sup>11</sup> Shaw, Mailer und Kleist. Beginnen wir mit dem letztgenannten.

Heinrich von Kleists Anekdote *Zwei berühmte Englische Boxer*<sup>12</sup> erschien am 22. November 1810 in den *Berliner Abendblättern*. Kleist richtet seinen Blick nach England. Die Boxkämpfe, die dort stattfanden, bieten der Anekdote ihren Stoff. Diese Kampfart<sup>13</sup> geht auf den englischen Faustkampf – „Bare-knuckle“ – zurück; er stammt aus dem 18. Jahrhundert, wobei es schon Vorläufer im 16. Jahrhundert gab. James Figg, bekannter Londoner Fechtlehrer und Faustkämpfer, gilt als Pionier des englischen Boxens. Im Juni 1719 verteidigte er erfolgreich gegen Ned Sutton den Meistertitel Englands. Zur gleichen Zeit gab Godfrey – er managte die ersten Meisterschaftskämpfe – ein Boxlehrbuch heraus. Und Jack Broughton, ein Nachfolger Figgs, machte sich 1743 vor allem durch die Herausgabe der *Regeln für den Ring* verdient, – die hatten bis 1839 Gültigkeit. Diese Kämpfe wurden als „Prize Fight“ oder „Prize Ring“ ausgetragen. Die Boxer zogen von Ort zu Ort und trugen ihre Duelle auf dem Marktplatz unter dem Jubel des engagierten und kritischen Publikums aus. Der „Prize Fight“ war ein Wettkampf zwischen zwei Männern, normalerweise einem Verteidiger und einem Herausforderer. Es gab keinen Ringrichter, aber rudimentäre Regeln des Fair Play. Immerhin übernahm das Publikum ansatzweise die Schiedsrichterfunktion, dazu Oates: „Unsportliches Kämpfen wurde von den Zuschauern unterbunden“.<sup>14</sup> Beide Sportler kämpften mit bloßen Fäusten, eine Runde endete mit dem Niederschlag des Gegners, die folgende Runde begann, wenn das noch möglich war, dreißig Sekunden später. Ziel des Kampfes war der eindeutige Sieg, ein k.o. Der Gegner durfte nicht getötet oder ernstlich verletzt werden.

In Kleists Anekdote funktionieren diese Regeln nicht mehr. Der erste Satz des Textes ist eindeutig und unspektakulär, zwei Boxer beschließen, gegeneinander zu kämpfen: „Zwei berühmte Englische Boxer, der Eine aus Portsmouth gebürtig, der Andere aus Plymouth, die seit vielen Jahren von einander gehört hatten, ohne sich zu sehen, beschlossen, da sie in London zusammentrafen, zur Entscheidung der Frage, wem von ihnen der Sieger ruhm gebühre, einen öffentlichen Wettkampf zu halten.“ Beide tragen den Kampf „im Angesicht des Volks“ aus, es kommt sofort zu einem kurzen Schlagabtausch. Zwei Schläge sind entscheidend: „als der Plymouther den Portsmouther, in wenig Augenblicken, dergestalt auf die

---

auf das eigene Können und Wut über das des Gegners – mit all dem und vielem mehr ist jede Sekunde im Ring ausgefüllt. Kein Wunder, daß diese konzentrierten Momente der Auseinandersetzung und der Entscheidung auf Schriftsteller immer wieder einen bestrickenden Reiz ausgeübt haben.“ (Berg, Günter/Wittstock Uwe, 1997, 11.)

<sup>11</sup> „Der merkwürdigste ist vielleicht Arthur Cravan. Der in der Schweiz im Jahre 1887 geborene Neffe von Oscar Wilde und spätere Pariser Szeneliterat, der sich in jungen Jahren in den USA durchboxte, schaffte es sogar mit allerlei Tricks und einer gehörigen Portion Courage, am 10. Juli 1916 in Barcelona gegen den langjährigen Schwergewichtsweltmeister Jack Johnson anzutreten. Johnson [...] verschwendete keine Zeit: Cravan ging gleich zu Beginn der ersten Runde zu Boden. Er eröffnete später in Mexiko eine Boxakademie und ertrank 1920 bei einer Bootsfahrt entlang der mexikanischen Küste.“ (Berg, Günter, 1995, 132.)

<sup>12</sup> Kleist, Heinrich, 1997, 242.

<sup>13</sup> Vgl. zu den folgenden historischen Randbemerkungen: Oates, Joyce Carol, 1988, 47f.

<sup>14</sup> Ebda., 48.

Brust traf, daß er Blut spie, rief dieser, indem er sich den Mund abwischte: brav! – Als aber bald darauf, da sie sich wieder gestellt hatten, der Portsmouther den Plymouther, mit der Faust der geballten Rechten, dergestalt auf den Leib traf, daß dieser, indem er die Augen verkehrte, umfiel, rief der Letztere: das ist auch nicht übel – !“ Ausgesprochen wirkungsvoll sind beide Treffer, jedesmal werden sie durch ein „dergestalt“ in ihrer konzentrierten vernichtenden Kraft hervorgehoben. Genauso kurz und treffsicher sind die Aussagen des Portsmouthers, – er quittiert den Schlag mit einem scheinbar überlegenen „brav!“ Der blutige Treffer wird regelrecht sprachlich negiert, allemal ein taktisches Kalkül. Diese Variante scheint erfolgreich zu sein, denn er schlägt seinen Gegner k.o. „Worauf das Volk, das im Kreise herumstand, laut aufjauchzte, und, während der Plymouther, der an den Gedärmen verletzt worden war, tot weggetragen ward, dem Portsmouther den Siegsruhm zuerkannte. – Der Portsmouther soll aber auch Tags darauf am Blutsturz gestorben sein.“ Trotzdem bejubelt das Volk den Sieg. Die Zuschauer<sup>15</sup> übernehmen ausdrücklich die Rolle des Schiedsrichters: Sie sind es, die dem Portsmouther den „Siegsruhm“ zuerkennen, „während“ der Verlierer tot aus dem Ring getragen wird. Dieses Verhalten unterläuft die Regeln des Boxens, denn es gibt einen Toten. Die Ringrichterfunktion des Publikums wird, weil das Match qua demokratischem Entscheid zum Totschlag reduziert wurde, ad absurdum geführt. Oates sei zitiert: „Betrachtet man die Sache abstrakt, so ist der Ring eine Art Altar, einer dieser legendären Orte, an dem die Gesetze des Staates aufgehoben sind: Innerhalb des Rings [...] ist es möglich, daß ein Mann von seinem Gegner getötet wird, aber ermordet wird er nicht.“<sup>16</sup> Oates spricht von modernen Boxkämpfen. Wenn ein Boxer während des Kampfes stirbt, dann stirbt er nach den korrekten internen Regeln; sein Tod ist zwar tragisch, aber er ist zynischerweise rechtlich abgesichert, es handelt sich deswegen nicht um Mord.

Bei Kleist sind die Probleme jedoch anders gelagert. Eine Grenzverschiebung liegt vor, zwischen dem Ring – verstanden als staatsfreier Raum – und den Zuschauern. Bei Oates wird diese Grenze mitgedacht, nur im Ring gelten die Regeln des Sportsystems, außerhalb nicht. Kleists Zuschauer ignorieren das gesamte Regelrepertoire. Er stoppt aber die Anarchie, indem er den Sieger – zumindest auf den ersten Blick – sterben läßt. Damit wird der Kampf ausdrücklich in Frage gestellt, denn es gibt keinen Gewinner, und den benötigt der Sport, um zu funktionieren. Der letzte Satz des Textes sei noch einmal zitiert, er wird durch einen vielsagenden Gedankenstrich eingeleitet: „– Der Portsmouther soll aber auch Tags darauf am Blutsturz gestorben sein.“ Im Satzteil zuvor wurde dem Helden der „Siegsruhm“ zuerkannt, der Schlußsatz aber relativiert den Sieg, denn er ist im Konjunktiv formuliert, er „soll“ gestorben sein. Kleists Vorgehen bleibt bewußt ambivalent, denn er weiß, daß die

---

<sup>15</sup> Vielleicht trifft hier Gumbrechts Box-Zuschaueranalyse zu: „Eher geht es beim Boxen um 'Sein zum Tode' und 'Vorlaufen zum Tode'. Boxen hat das Potential, den Tod in den Augen der Zuschauer präsent zu machen, und sollte Martin Heideggers Existenzialanalyse des Todes zutreffen, dann kann Boxen auf diese Weise dazu beitragen, die Zuschauer von einer Furcht zu befreien, durch die sie – unbewußt – den überwältigenden Anblick des Todes in ihrem Alltagsleben zu vermeiden suchen. Als Ende des körperlichen Lebens ist der Tod auch ein Teil des körperlichen Lebens, und das Vorlaufen zum Tode kann deshalb nicht eine ausschließlich psychisch-intellektuelle Erfahrung sein. Dies ist ein Gesichtspunkt der Todeserfahrung, den Heidegger nicht explizit macht.“ (Gumbrecht, Hans Ulrich, 1995, 143f.)

<sup>16</sup> Oates, Joyce Carol, 1988, 24.

destruktiven Kräfte jederzeit wieder aktiviert werden können. Kleist erkennt, daß die untergründige Aggressivität ständig ausbrechen kann, man denke etwa an das Ende der *Penthesilea*. Der Zivilisationprozeß bleibt also weiterhin gefährdet. 56 Jahre nach dem Erscheinen von *Zwei berühmte Englische Boxer*, 1866, wird der Boxkampf entschärft. Der Marquess of Queensberry setzte die *Regeln des Boxens mit Handschuhen* durch. Sie bilden die Grundlage des modernen Regelwerks und bedeuten gleichzeitig einen völligen Wandel des Boxens. Artikel 2 etwa untersagte das Ringen und Festhalten, verbot das Würgen, die Herbeiführung des k.o. durch Beinstellen und Niederwerfen des Gegners. Außerdem wurden die Runden, die inzwischen von einem Ringrichter geleitet wurden, zeitlich auf drei Minuten begrenzt, die Pause betrug eine Minute zwischen den Runden, und es gab noch keine festgelegte Rundenzahl. Nach dem Niederschlag bekam der Sportler zehn Sekunden Zeit, um wieder Kampfstellung einzunehmen, – damit stieg die Lebenserwartung der Kämpfer signifikant.

Blicken wir nun, um die Auswirkungen der Regelveränderungen zu betrachten, ins 20. Jahrhundert. 1919 erschien Joseph Roths Feuilleton-Beitrag *Der Boxer*. Gegenüber Kleists Text geht es hier recht harmlos zu: „Irgendwann nach dem achten oder neunten Gong erfolgt ein fürchterlicher Krach. Ein Kämpfer stürzte hin wie eine gefällte Ofenbank. [...] Der Boxer rührt sich nicht. Unwiderruflich tot. Schade um den jungen Mann! Bei 'zehn' springt er auf. Bravoklatschen brandete um seine blutende Nase. Sieger und Besiegter stehen vereint da. Beide verneigten sich. Rührendes Bild der Großmut und Versöhnung. Es schreit nach einem Dichter!“<sup>17</sup> Die Dichter stürzen sich in der Tat auf das Boxen. Abzulesen ist das zum Beispiel in der Zeitschrift *Der Querschnitt*, die ab 1921 erschien. Von der ersten Nummer an erlebt das Boxen dort eine aussagekräftige literarische Konjunktur. Auch wenn sich Roth über die seltsam barbarisch wirkende Großmut lustig macht, die so gar nicht zum Boxen paßt, wird doch eins deutlich: Die Differenz, die zwischen Kultur und Boxen besteht, läßt die Spitzenvertreter des Geistes nicht zur Ruhe kommen. 1924 bringt Roth diese Ambivalenz ironisch auf den Punkt, in seinem *Lobgedicht auf den Sport* lesen wir folgendes: „Auch Sokrates hält den Vergleich nicht aus –/Und Goethe ist ein kleiner Hund dagegen,/was einer kann, auf dessen Faust der Segen/des Kinnzertrümmerns ruht und des Applaus.“<sup>18</sup> Goethe verliert an Boden, der Geist unterliegt der bloßen Kraft. Über Jahrzehnte hinweg läßt sich diese Asymmetrie beobachten, am deutlichsten vielleicht bei Musil,<sup>19</sup> – nicht nur in den bekannten Passagen aus dem *Mann ohne Eigenschaften*. Im Heft 19 seiner Tagebuchaufzeichnungen gibt es einen Szenenentwurf<sup>20</sup> zu einer Satire, sie wurde etwa 1921 verfaßt. Zwei Personen stehen dort im Mittelpunkt: Tempora Maier, Tochter eines Großhändlers, und Faust Magenschlag, amtierender Boxweltmeister. Die Namen sind Programm, die zeitgemäße Dame ist zunächst an dem Boxer interessiert, denn Faust Magenschlag scheint Geist und Kraft in sich zu vereinen. Doch Tempora wird enttäuscht. In Wirklichkeit ist Faust brutal und naiv, sein Verhalten reduziert sich aufs bloße Draufschlagen. Das genügt ihm,

---

<sup>17</sup> Roth, Joseph, 1989a, 144.

<sup>18</sup> Roth, Joseph, 1990a, 8.

<sup>19</sup> Vgl. Kunze, Eberhard, 1986, 74-84.

<sup>20</sup> Musil, Robert, 1976a, 553-568.

denn er verdient damit viel Geld: „Mit fünf Hieben gegen den Schädel erledige ich auch einen Stier von drei Jahren. [...] Ich habe zu meinem Kampf um die Weltmeisterschaft 23' gebraucht und kann mir ausrechnen [...], daß meine Hand 25 000 Mark in der Minute wert ist.“<sup>21</sup> Tempora, inzwischen doch etwas irritiert, lenkt ab, ein anderes Thema wird diskutiert. Sie möchte wissen, wer am nächsten Tag „den Schillerpreis für das beste Feuilleton der letzten zwei Jahre erhalten wird.“ Die Herren „Brunnenmaul“ und „Blechklang“ kommen für den Sieg in Frage, ein entsprechendes intellektuelles Gremium wird darüber entscheiden. Faust wüßte, wem er den Preis verleihen würde: „Blechklang hat bei meinem Kampf um die Weltmeisterschaft von mir geschrieben, daß meine Stöße eine reichere Intuition verraten als die Gedichte Göthes: ich halte ihn für den besseren. Er hat modernen Geist.“ Wieder muß Goethe herhalten, – der Boxer kommt aber besser weg, weil seine Schläge mehr Intuition verraten. Sport und Goethe solchermäßen gegeneinander verglichen und ausgespielt, das prägt den „modernen Geist“. Dieses Ungleichgewicht wird zwar von Tempora verurteilt, sie wirft Faust vor, daß er das richtige „Verständnis für das Geistige vermissen“ lasse, aber sie ist machtlos gegen die brutale Sportphilosophie, wie sie Magenschlag vertritt, denn die ist skrupellos gegen alles, was Geist besitzt: „Universitätsprofessur, so meine ich es ernst. Dort gehören diese Dinge hin, dort werden sie in Ordnung gebracht. Es beruhigt mich, sie dort zu wissen. Aber sie gehen mich dann so wenig an wie eine Leiche in der Anatomie; angenommen selbst, ich hätte persönlich erschlagen. Lebendig ist nur die Tat; ohne Gedanken!“<sup>22</sup>

Tempora unternimmt einen letzten Versuch, Faust umzustimmen. Irgendwie, so denkt sie, müsse man doch Magenschlags Training mit der altherwürdigen antiken Kultur verbinden können, wenn er schon Goethe in die Anatomie wünscht. Faust trainiert gerade seine Beinmuskulatur, da blitzt in Tempora eine Idee auf. Die teilt sie dem Verschwitzten sofort mit: „Man muß Körpergeist üben: Sie müssen zwischen je zwei Sprüngen die Augen zum Himmel empor heben und etwas Tiefes über die hellenische Kultur denken. Das ist die griechische Wanderung. Seele und Körperkraft wachsen in gleichem Maße.“ Entschlossen antwortet Faust: „Das langweilt mich.“<sup>23</sup> Es funktioniert einfach nicht, Sport und Geist können nicht auf Befehl vereint werden, und schon gar nicht, wenn man vergangene Mentalitäts- und Verhaltensstrukturen reaktivieren möchte. Temporas Gerede, vordergründig als geistvoll erscheinend, entpuppt sich wie Fausts Beitrag, als substanzlos. Die „griechische Wanderung“ esoterisch herbeizubitten, zeugt letztendlich von der oft diagnostizierten modernen Orientierungslosigkeit, die, wie hier, zuweilen auf irrationale Ab- und Umwege gerät. Damit beschreibt Musil in den 20er Jahren exemplarisch die Irritation<sup>24</sup> des Literaten, seine Ver-

---

<sup>21</sup> Ebda., 554f.

<sup>22</sup> Ebda., 555.

<sup>23</sup> Ebda., 557.

<sup>24</sup> So ist auch Ulrichs Reaktion auf das „geniale Rennpferd“ im 13. Kapitel – *Ein geniales Rennpferd reift die Erkenntnis, ein Mann ohne Eigenschaften zu sein – des Mannes ohne Eigenschaften* zu verstehen: „Es hatte damals schon die Zeit begonnen, wo man von Genies des Fußballrasens oder des Boxrings zu sprechen anhub, aber auf mindestens zehn geniale Entdecker, Tenöre oder Schriftsteller entfiel in den Zeitungsberichten noch nicht mehr als höchstens ein genialer Centre-half oder großer Taktiker des Tennissports. Der neue Geist fühlte sich noch nicht ganz sicher. Aber gerade da las Ulrich irgendwo [...] plötzlich das Wort 'das geniale Renn-

wirrung, vielleicht auch seinen Neid angesichts der herausragenden Stellung, die der Sport schon zu Beginn des Jahrhunderts einnahm.

Weitaus entspannter geht es in Georg Bernhard Shaws Boxerroman<sup>25</sup> *Cashel Byrons Beruf* zu. Geist und Sport werden von Shaw ironisch und satirisch, aber auch gelassen zusammen-gedacht. Der Roman erschien 1885: Zunächst wurde er von Verlegern und Kritikern abgelehnt, später aber avancierte der Text zum Publikumserfolg. Shaws Interesse für *Cashel Byrons Beruf*, das Preisboxen, besitzt biographische Hintergründe. Sein Freund, der irische Dichter Pakenham Beatty, machte ihn mit dem Faustkampf vertraut und vermittelte den Schriftsteller an den bekannten Trainer Ned Donnelly. Der versuchte vergeblich, Shaw auf einen Kampf vorzubereiten. Immerhin konnte er so genügend Erfahrungen sammeln, um den Roman zu schreiben. Und dort teilte Shaw, wenn auch nur schriftlich, genügend Schläge aus. Denn das Boxen wird zum Ausgangspunkt einer heiter-ironischen Attacke gegen gesellschaftliche Vorurteile. Betrachten wir uns die Handlung des Romans: *Cashel Byron*, ein Boxer, muß seinen Beruf geheimhalten, um die Liebe von *Lydia Carew*, einer reichen jungen Lady, zu gewinnen. Sie setzt sich trotz erheblicher Widerstände über alle Konventionen hinweg und heiratet ihn schließlich. Es wird eine glückliche Ehe, und *Byron* wird sogar nach Beendigung seiner Boxkarriere zum Parlamentsabgeordneten gewählt. Shaw greift absichtlich einen gesellschaftlich verfemten Beruf auf, um ihn gegen die eingeschlif-fenen Mentalitäten auszuspielen. Die Distanz, die Unterschiede und die Widerstände zwischen der Gesellschaft und dem verpönten Boxen können so transparenter gestaltet und aufgelöst werden. Was bei Musil noch einen aporetischen Charakter besaß – Geist und Sport können nicht vereint werden –, wird von Shaw locker harmonisiert.

Das erste Treffen zwischen *Byron* und *Lydia* ähnelt dem Auftakt der *Magenschlag/Tempora*-Szene, allerdings beginnt Shaw sofort klassisch-antik. Der junge Boxer trainiert im Wald, *Lydia* geht dort spazieren und bejammert nach Art eines weiblichen Faust, der das Leben nur aus Büchern kennt, ihr Jungfrauenlos. Ihre Sehnsucht gilt einem fiktiven Naturkind, das bücherlos in den Wäldern aufwächst und sie erlösen könnte. Prompt wird ihr Wunsch erfüllt, plötzlich glaubt sie einen „Gott“ zu sehen: „Seine mächtigen Brustmuskeln schienen unter ihrer weißen Umhüllung wie Marmor; sogar sein kurzes lockiges Haar erglänzte im Abendlicht wie polierte Bronze. *Lydia* glaubte einen Gott des Altertums in seinem waldigen Schlupfwinkel überrascht zu haben; doch wirkte diese Vision nur kurze Augenblicke.“<sup>26</sup> Das Mädchen projiziert seine Wünsche und Sehnsüchte, die von seiner klassischen Schulbildung aktiviert werden, auf den armselig aussehenden *Byron*. Trotz dieser Fehlwahrnehmung empfinden beide Sympathie füreinander. Bevor aber geheiratet werden kann, muß *Byron* sich in der feineren Gesellschaft behaupten. Er wird von seinem Gönner, dem Lord *Worthington*, in dessen Salon eingeladen. Dort referiert ein Kritiker vor einer auserlesenen Zuhörerschaft über „Das Wahre in der Kunst“. *Byron* hält diese Ausführ-

---

pferd'. [...] der Schreiber war sich der ganzen Größe des Einfalls vielleicht gar nicht bewußt gewesen, den ihm der Geist der Gemeinschaft in die Feder geschoben hatte.“ (Musil, Robert, 1987a, 44.)

<sup>25</sup> 1906 wurde eine Bühnenfassung des Romans mit dem Titel *The Admirable Bashville* uraufgeführt.

<sup>26</sup> Shaw, Bernard, o.J. [1927], 65.

rungen für reinen Unsinn, deswegen trägt er eine Gegenrede vor, die erweist sich als berechtigt. Cashel erläutert als Gegenmodell seine Lebensphilosophie: „Das erste, was man lernen muß, ist boxen. Bücher und Bilder zu kaufen hat keinen Zweck, wenn man mit ihnen und seinem eigenen Kopf nichts anzufangen weiß. [...] Daher behaupte ich, daß die vornehmste Pflicht des Mannes darin besteht, das Boxen zu erlernen. Kann er nicht für sich selbst eintreten, so kann er auch kein Beispiel aufstellen“.<sup>27</sup> Shaws Boxer erkennt, im Unterschied zu Magenschlag, daß Bildung wichtig ist, aber nur dann, wenn sie auf den richtigen Kopf trifft. Im Mittelpunkt seiner Rede steht jedoch der mehr oder weniger ungeistige Überlebenskampf, – er wird von der *life force* unaufhaltsam angetrieben. Lydia, deren Zuneigung sich inzwischen gesteigert hat, erkennt und akzeptiert seine Kampfeinstellung<sup>28</sup> zum Leben: „Sie haben sich auf die Seite der modernen Lehre vom Kampf ums Dasein geschlagen und betrachten das Leben als einen immerwährenden Wettstreit.' Einen Kampf? Stimmt aufs Haar!! was ist denn das Leben anderes als ein Faustkampf?‘“<sup>29</sup> Diese darwinistische Lebenseinstellung deckt sich mit Shaws *life force*-Konzept. Diese Überlebensstrategie und schließlich auch Byron erhalten den Beifall und die Zustimmung von Lydia, sie kann nun ihr einsames, bücherdurchsättigtes Jungfernleben verabschieden. Jetzt gelingt die Symbiose von Geist und Tat, denn es wird geheiratet. Damit zeigt Shaw, daß beide vereinbar sind,<sup>30</sup> zumindest in der Literatur.

Brecht<sup>31</sup> war wie Shaw vom Boxen begeistert. Auch er<sup>32</sup> wurde in die reale Boxwelt eingeführt. Brecht lernte durch seinen Mitarbeiter Emil Hesse-Burri den Boxer Paul Samson-Körner kennen. Vermutlich entstand noch im gleichen Jahr der Plan, auf der Grundlage von Samson-Körners Lebenserinnerungen eine Erzählung zu verfassen, diese blieb jedoch Fragment. Abgeschlossen wurde dagegen die Parabel *Der Kinnhaken* (1925). Folgendes ereignet sich: Ein k.o. markiert den Wendepunkt und damit den „Untergang“ der vielversprechenden Karriere des Boxers Freddy. Für diese Niederlage gibt es einen bemerkenswerten Grund. Eine grundlegende Vermutung, die in der Praxis bestätigt wird, gilt für das

<sup>27</sup> Ebda., 155f.

<sup>28</sup> Eine ähnliche Einschätzung finden wir in Friedrich Torbergs Roman *Die Mannschaft* (1935): „Das Wesentliche aber ist der Kampf. [...] das Königreich des Kampfs der immer siegreich endet, weil immer ein Ziel überwunden wird, und immer sieglos, weil immer ein Ziel noch bleibt, das nie überwunden werden kann und im Unendlichen liegt: das Königreich des unendlichen Kampfs, welcher das Wesentliche ist und welchem sie alle, alle sich gestellt haben. Und ihrer ist die Welt.“ (Torberg, Friedrich, 1968, 140f.)

<sup>29</sup> Shaw, Bernard, o.J. [1927], 176.

<sup>30</sup> „Denn Cashel ist nicht nur ein Glücksgriff der Evolution – Kämpfer/Denkersymbiose – [...] Cashel ist, will man ihn erst nehmen, die substantialisierte *Life Force*, – [...] er ist die geglückte Mischung aus Kampf und Intellekt, innerhalb derer sich beide Anteile wechselseitig begrenzen. Diese Mischung befähigt ihn zu einer Art höheren Lebensmathematik, als deren Objektivation das Boxen oder besser seine Art des Boxens gesehen werden kann.“ (Paczesny, Reinhard, 1984, 256.)

<sup>31</sup> Einen Überblick über Brechts Boxtexte gibt die Anthologie *Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten*. (Berg, Günter (Hg.), 1995.)

<sup>32</sup> Brecht selbst boxte nicht. Er posierte höchstens vor der Kamera mit einem Boxsack. Berühmt ist Brechts Aussage über die Funktion seines Punchingballs: „Vor einiger Zeit habe ich mir einen Punchingball gekauft, hauptsächlich weil er, über einer nervenzerrüttenden Whiskyflasche hängend, sehr hübsch aussieht und meinen Besuchern Gelegenheit gibt, meine Neigung zu exotischen Dingen zu bekritteln, und weil er sie zugleich hindert, mit mir über meine Stücke zu sprechen.“ (Brecht, Bertolt, 1992d, 122f.)

Boxen und andere Sportarten: Nur wenn man „Sichzusammennehmen“ kann – also hundertprozent bei sich selbst ist –, nur dann kann der Sieg gelingen. Freddy formuliert das folgendermaßen: „Man könne nur dann wirklich ungemütlich werden, wenn man genau wüßte, daß man sich auf jeden Fall in der Hand hätte. Er selbst müsse von Anfang an das Gefühl haben, daß er nicht an einen Mann hinschlage, sondern durch ihn durch, und daß also die Hand durch so eine Sache wie ein Kinn überhaupt nicht aufgehoben werden kann.“<sup>33</sup> Die absolute Seinsverdichtung, die ein erfolgreicher Boxkampf fordert, ist nur dann gewährleistet, wenn der Boxer durch keine störenden Faktoren beeinflusst wird und wenn, das wird in Brechts Parabel thematisiert, ein Mann nur das tut, was er wirklich will. Freddy begeht eine Stunde vor dem Kampf in einer Kneipe einen fatalen Fehler: Obwohl er „Lust“ verspürt, ein Bier zu trinken, versagt er sich das Getränk. Das fällt ihm schwer, – nervös schlendert er zur Theke, bleibt dort eine Zeitlang stehen, geht wieder zurück und so fort ...

Der Boxkampf findet kurze Zeit später ein schnelles Ende. „Er wurde in der zweiten Runde k.o. geschlagen.“<sup>34</sup> Freddy kann nur erfolgreich sein, wenn er sich für unbesiegbar hält, – er verstrickt sich aber wegen seines Bierwunsches in Selbstzweifel, deswegen kann er nicht gewinnen, denn er bekommt, so der Erzähler, eine „schlechte Meinung von sich“. Die Parabel endet ihren Gattungsgesetzen entsprechend mit einem Lehrsatz: „Ein Mann soll immer das tun, wozu er Lust hat. Nach meiner Ansicht. Wissen Sie, Vorsicht ist die Mutter des k.o.“<sup>35</sup> Diese Vorsicht läßt, dies als kurze Nebenbemerkung, Horst, Protagonist aus Herbert Somplatzkis Arbeiterroman *Muskelschrott* (1974), zunächst nicht walten. Er steht zum erstenmal im Boxring und macht dabei eine wichtige Erfahrung. Gutmütig, wie er ist, glaubt er seinem Gegner; der nämlich versichert dem Neuling, daß er ihm nichts tun wolle. Der reale Boxkampf lehrt ihn allerdings das Gegenteil. Nachdem Horst in der ersten Runde standesgemäß seine Schläge eingesteckt hat, wehrt er sich endlich. Seine Verwirrung berichtet der Jungboxer schließlich dem Betreuer: „Er meint doch vorm Kampf zu mir, dat wir uns nix tun wolln un so – un dann ...' 'Junge, wir sind hier doch nich im Kindergarten! Von wegen nix tun un son Quatsch! Auf einmal liechst da, alle viere von dir, un hörst nur die Englein jubeln! Nix da mit nix tun! Sieh lieber zu, dat ihn mal voll erwischst!“<sup>36</sup> – Auch eine Weisheit, die das Boxen lehrt.

Boxtexte, die die Brutalität des Kampfes schildern, gibt es zu Genüge, verheißungsvoller erscheinen dagegen Erzählungen, die das Boxen für außersportliche Zwecke in ihren Dienst nehmen, zwei seien kurz betrachtet. 1976 erschien Jurek Beckers Roman *Der Boxer*. Der Titel verspricht eine Boxstory, aber dem ist nicht so, der Sport wird nur am Rand behandelt. Im Mittelpunkt steht vielmehr der ehemalige KZ-Häftling Aron Blank, der versucht, nach dem Krieg in Ostberlin wieder ein normales Leben zu führen. Nur in einer knappen Nebensequenz kommt Boxen in den Blick. Blanks Sohn, Mark, wird in der Schule von seinen Mitschülern geschlagen, weil er so schwächlich ist. Der Vater möchte Abhilfe schaffen, deswe-

---

<sup>33</sup> Brecht, Bertolt, 1997a, 206.

<sup>34</sup> Ebda., 209.

<sup>35</sup> Ebda.

<sup>36</sup> Somplatzki, Herbert, 1974, 7.

gen erzählt er seinem Sohn eine Lüge: Er selbst sei früher von den Kindern schikaniert worden, darum habe er zur Selbstverteidigung Boxen gelernt. Mark imponiert diese Geschichte, fortan geht er regelmäßig ins Boxtraining. Die Verteidigungsstrategie Arons ist allerdings ambivalent: „Mark mußte lernen, sich selbst gegen Angriffe zur Wehr zu setzen, das war es, nur ein wirksamer Selbstschutz machte ihn von fremder Hilfe unabhängig, *ich mußte ihn bewaffnen*.“<sup>37</sup> Aron greift zu Mitteln, die auch seine Feinde, die Nationalsozialisten, benutzten. Er greift, sinnbildlich gesprochen, zur Waffe. Das ist nicht haltbar. Die Folgen stellen sich ein: Mark wird durch das Boxtraining sichtbar stärker, deswegen verprügelt er seine Mitschüler. Aron muß seinen Sohn zurechtweisen, jetzt erst differenziert er seine pädagogischen Boxziele: „Aron rief Mark und fragte ihn, was er wohl glaube, warum er ihn auf eine Boxschule geschickt habe, er möge sich die Antwort wohl überlegen. Mark sagte arglos: 'Damit ich boxen lerne.' [...] 'Hör gut zu, mein Lieber. Ich will keinen Schläger aus dir machen, sondern einen, der sich gegen Schläger wehren kann. Das ist ein himmelweiter Unterschied.“<sup>38</sup> Die Lektion haben beide verstanden. Mark verliert die Freude am Boxen, und statt dessen „entwickelte er großen Ehrgeiz in der Schule.“<sup>39</sup> So unspektakulär kann eine Boxbiographie enden. Der Zivilisationsprozeß scheint sich also hin und wieder in der Boxwelt bemerkbar zu machen.

Aber schon der nächste Text kommt wieder brutaler daher. Pit Kleins Novelle *Boxkampf* (1985), stellt einen Kampf über zehn Runden vor, aber keinen Box-, sondern einen Mietkampf. „Stell Dir vor“, so beginnt der Ich-Erzähler, „Du kaufst Dir mit Deiner Lebensgefährtin zusammen ein Haus und Ihr nehmt ein befreundetes Paar zur Miete. Alles geht schief.“ Denn die beiden machen den Vermietern das Leben zur Hölle. Gegenmaßnahmen werden ergriffen: „Ihr versucht es mit Gesprächen. Ohne Erfolg. Obwohl Ihr Euch eine Zeit lang dagegen wehrt, bleibt Euch schließlich nichts anderes übrig, als den beiden die Kündigung zu schicken. Damit geht der Krach erst richtig los.“<sup>40</sup> Mit der alltäglichen Kommunikation sind die Mietprobleme nicht zu bereinigen, sie müssen zwangsläufig gordisch gekappt werden. Archaische Triebe werden mobilisiert, um das Dilemma zu lösen. Dem Erzähler – an sich vollkommen unsportlich – geht folgendes durch den Kopf: „Du rufst Deinen besten Freund, den Bulgaren, an und bist schon mitten drin in einem Tagtraum von einem herrlichen Boxkampf, in dem Du den Kirmesbudenboxer Schmarotzki virtuos zusammenschlägst.“<sup>41</sup> Der Zivilisationsprozeß wird in einem Kraftakt, selbst wenn er nur als „Tagtraum“ erlebt wird, wieder ausgehebelt.

Boxen wird man mit Sicherheit in unserer Kultur, trotz archaischer Einbrüche, nicht mehr los. Auch wenn Hermann Kant glaubt, daß dieser Sport mit der Verwirklichung des Kommunismus von der Weltbühne verschwinden wird: „Manche sind für das Boxen, manche sind dagegen, aber solange Boxen olympische Disziplin ist, machen wir mit. Wieder eine

---

<sup>37</sup> Becker, Jurek, 1979, 222.

<sup>38</sup> Ebda., 238.

<sup>39</sup> Ebda.

<sup>40</sup> Klein, Pit, 1985, 5.

<sup>41</sup> Ebda., 6.

Sache, die bis zum Kommunismus Zeit haben muß. [...] Dann sind wir da, Gleich unter Gleichen, und haben keine Ellenbogen mehr nötig und die Fäuste nicht für so was.“<sup>42</sup> Diese Hoffnung wird sich sicherlich nie erfüllen,<sup>43</sup> solange es Sport gibt, werden auch seine destruktiven Elemente immer wieder auftreten und entsprechend literarisch umgesetzt. Herbert Asmodi bringt diese ewige Wiederkehr des Boxens in seinem Gedicht *Beschreibung eines Kampfes* auf den Punkt:

Warum es noch einmal versuchen und noch einmal?  
Die Leute sagen, du hast einen Dachschaten.  
Auch die Hölle ist nur eine Sache der Gewöhnung.  
Auch ein Dachschaten will zu Ende gelebt sein,  
Wenigstens mit einem gewissen Ehrenstandpunkt.<sup>44</sup>

Übertriebener Ehrgeiz im Sport kann, wenn der „Ehrenstandpunkt“ zum Wichtigsten im Leben wird, nicht nur zu einem „Dachschaten“ führen, er kann auch tödlich enden: Athleten nehmen ihr Ende zuweilen bewußt in Kauf, öfter wird er dagegen durch tragische, nicht selten alltägliche Verstrickungen ausgelöst.

1901 erschien John Henry Mackays Roman *Der Schwimmer*. Franz Felder, Sohn sehr armer Eltern, fünftes von acht Kindern, lebt in Berlin. Sein Leben ist alles andere als einfach: „Es war eine harte und freudlose Kindheit, die dem Knaben beschieden war. Aber eine große Freude, die schon jetzt etwas von der alles in ihm beherrschenden, verzehrenden Leidenschaft späterer Jahre an sich hatte, übergoldete ihre graue Nüchternheit.“<sup>45</sup> Sein trister Alltag wird durch den Schwimmsport „vergoldet“. Felder wird während eines spielerisch ausgetragenen Rennens von einem Herrn beobachtet, der sorgt dafür, daß der talentierte Junge in den „Schwimmclub Berlin von 1879“ aufgenommen wird. Im Verein fühlt sich Franz geborgen: Er wird von den Mannschaftskameraden und den Offiziellen geschätzt und bewundert. Der Club kümmert sich nicht nur um die sportliche Seite, sondern auch um die berufliche: Felder bekommt eine Lehrstelle in einer Maschinenfabrik. Franz geht völlig auf in dieser neuen Welt, die doch so ganz anders ist als sein tristes, armes Elternhaus. Mit wei-

---

<sup>42</sup> Kant, Hermann, 1972, 38.

<sup>43</sup> Enquist weist auf ein wichtiges Argument für die Notwendigkeit von Boxkämpfen in marxistischen Systemen hin: „Ich hatte gesagt, daß jede Gesellschaft Kanäle brauche, durch die man die Aggressivität ableiten könne, und auf diese Weise kann man natürlich die Rolle des Amateurboxens in der DDR erklären. Es liegt im Boxen aber auch noch ein rituelles Moment, und in einer rationalistischen marxistischen Gesellschaft, in der Mystifikationen und Riten weitgehend fehlen, muß man Riten schaffen, die für die Gesellschaft und das System ungefährlich sind. Das Boxen ist so ein für den Marxismus notwendiger Ritus, und zwar ebenso, wie es die Kunst für bestimmte kapitalistische Gesellschaften ist.“ (Enquist, Per Olov, 1979, 222.)

<sup>44</sup> Asmodi, Herbert, 1975, 77. Obwohl der Boxer hier chancenlos ist, gibt er nicht auf: „Niemals wirst du den bulligen Schläger besiegen./Dort sitzt er, unbezwinglich, die Fäuste eingestemmt./Siegessicher. Dynamit in den Fäusten. [...] Es war einmal einer,/Der wollte nicht klein begeben./Es war einmal einer,/Der wehrte sich./Er wollte es nicht gemütlich haben,/Mit sich nicht und mit den Leuten nicht/Und nie dachte er daran, aufzustecken./Morgens tastete er seine Knochen ab,/Las die Zeitung und spuckte aus dem Fenster./Für ein paar Runden, dachte er,/Bin ich immer noch gut./Und war mit seinen Göttern und sich im reinen./Nothing für tears./Solange du stehen kannst, wirst du kämpfen.“ (Ebda. 76f.)

<sup>45</sup> Mackay, John Henry, 1911, 40.

hevollem Ernst und völliger Hingabe betreibt er seinen Sport. Und er hat zunächst auch Erfolg: „Er durfte seinen Sternen vertrauen. Einer nach dem anderen neigte sich gegen ihn und fiel nieder in seine jungen, hoch emporgestreckten Hände – Sieg um Sieg!“<sup>46</sup> Er wird schließlich sogar Europameister, – aber dann kommt der Erfolgverwöhnte auf Abwege. Felders Siegeshunger ist nicht zu bremsen, er sucht nach neuen Möglichkeiten, um sich zu beweisen, deswegen will er ein erfolgreicher Turmspringer werden. Franz trainiert heimlich, damit unterminiert er die Regeln seines Schwimmclubs. Felders egoistische Verhalten wird von der Vereinsleitung nicht geduldet, denn der Club ist auf ein gut funktionierendes Kollektiv angewiesen, um sich gegen die Ansprüche der anderen gesellschaftlichen Subsysteme abzugrenzen.

Der Erzähler kommentiert diese Ambivalenzen: „Innerlich aber war zwischen Franz Felder und seinem Club ein Riß entstanden, den keine Aussprache heilte und der sich fast täglich mehr verschärfte. Entstanden war er durch Felders eigenmächtige Handlungsweise. Wann war es je dagewesen, daß das Mitglied eines Clubs auf eigene Faust zu trainieren begann und daraus sogar vor seinen eigenen Klubbrüdern ein Geheimnis machte? – Wenn man das wollte, brauchte man keinem Klub anzugehören.“<sup>47</sup> Felder ist nicht kompromißbereit, deswegen wechselt er zum Schwimmclub „Hecht“. Sein Egoismus kann sich dort zwar austoben, aber er vereinsamt. Nur einen Versuch unternimmt Franz, um außerhalb des Sportsystems Bestätigung zu finden. Er verliebt sich in Georgette. Aber die Liebessemantik bleibt ihm schlichtweg fremd: „Als er eine Woche fast jeden Abend bei ihr gewesen war, wußte er immer noch nicht ihren Namen.“<sup>48</sup> Dieses Verhältnis belastet ihn so stark, daß er seine erste sportliche Niederlage einstecken muß. Dieser Karriere-Wendepunkt leitet schrittweise seinen Untergang ein. Seine Identität kann er nur dann ausbalancieren, wenn er erfolgreich Sport treibt. Dieser Weg bleibt Felder verschlossen, weil er sich durch sein regelwidriges Verhalten aus dem Club ausgeschlossen hat. Franz aber bleibt, ohne es zu wissen, abhängig von ihm. Er benötigt auch als Einzelschwimmer die Anerkennung des Vereins, um zu überleben. Als sie ihm versagt wird, bleibt nur noch der Freitod als Ausweg offen, – konsequenterweise vereint er sich unwiderruflich mit dem siegbringenden Element: „Das war nicht mehr der Meister, der große Schulschwimmer, der Champion of the World, der in dieser nächtlichen Stunde weit da draußen und ganz allein seine Kunst übte; das war der Freund, der wieder zum Freunde kam, um ihm seinen Kummer und seine Sorgen anzuvertrauen und auszuruhen an seiner Brust von der Mühsal des Lebens.“<sup>49</sup>

Auch in Friedrich Torbergs Novelle *Der letzte Ritt des Jockeys Matteo*, die aus seinem Nachlaß stammt, geschieht Vergleichbares. Der erfolgreiche Rennjockey Giuseppe Matteo erhält eines Tages von Graf Ottenfeld, dem Besitzer der Rennpferde, die Kündigung. Der Jockey findet sich in der Alltagswelt genausowenig zurecht wie Felder. Deswegen hat Matteo nur noch einen Wunsch: Er will ein letztes Mal das Derby reiten und gewinnen. Giusep-

---

<sup>46</sup> Ebda., 94.

<sup>47</sup> Ebda., 216.

<sup>48</sup> Ebda., 246.

<sup>49</sup> Ebda., 325f.

pe „wollte noch einmal ein großes Rennen reiten, noch einmal ein großes Rennen gewinnen. Und er wußte, daß er dann nichts mehr begehren würde, nicht vom Sport und nicht vom Leben, es galt ihm gleich.“<sup>50</sup> Das ist eindeutig gesprochen, – ohne seinen geliebten Pferdesport kann er nicht existieren. Ein letzter Sieg würde ihn vielleicht von allen Sorgen befreien, Ataraxie könnte sich einstellen. Obwohl Matteo schon seit zwei Jahren kein Rennen mehr geritten ist, erlaubt ihm der Graf aus Mitleid, sein bestes Pferd im Derby zu reiten. Am Tag der Entscheidung kommt es zum Duell zwischen Matteo, der auf Belladonna reitet, und Kováčz auf Odysseus. Der Rennverlauf ist paradox, etwas Ungewöhnliches geschieht. Schon tausend Meter vor dem Ziel peitscht der alte, erfahrene Champion sein Pferd: „Es ist der nackte Wahnsinn, es ward noch nie gesehn und nie erhört, es gibt kein Pferd und keinen Reiter der solches überstehen könnte, und es ist unvorstellbar wie das enden soll.“<sup>51</sup> Matteos Siegeswille<sup>52</sup> scheint außer Bahn geraten zu sein, kein Pferd kann solche Qualen aushalten. Das fundamentale Prinzip der Niederlage muß in diesem Fall, wie der Erzähler vermutet, eintreffen – „würde es aufgehoben, so wären die Naturgesetze außer Kraft und die Welt ginge in Scherben.“<sup>53</sup> Sie geht in Scherben. Matteo gewinnt, denn er kämpft mit dem größten Einsatz, den ein Sportler überhaupt in einen Wettkampf einbringen kann, mit seinem Leben: „Giuseppe Matteo hat tausend Meter vor dem Ziel zu peitschen begonnen: sich selbst. Und hat bis zweihundert Meter vor dem Ziel, hat achthundert Meter hindurch sich selbst gepeitscht, sich selbst, seine Schenkel, seine Waden, links rechts links rechts, und immer dichter immer schneller, erst zweihundert Meter vor dem Ziel hat er dem Pferd die Peitsche gegeben.“<sup>54</sup> Blutüberströmt bricht der alte Jockey hinter der Ziellinie zusammen. Am nächsten Tag stirbt er. Trotzdem: Matteo, der in den zwei sportfreien Jahren kein Fuß fassen konnte, kann sich endlich am Tag des Derbys mit einem barbarischen Kraftakt ins Sportsystem einschreiben oder besser hineinschlagen. Wie Felder, so kann auch Giuseppe sein Leben *nur* im Sport verwirklichen. Am Ende beider Karrieren gibt es nur eine Möglichkeit: den Tod<sup>55</sup> *im* innig geliebten Sport.

Auch andere Sportfixierungen können tödlich ausgehen oder, wie im folgenden Text, vom Leben erlösen. Der Jockey in Klabunds gleichnamiger Erzählung erleidet ein irritierendes Ende. Der Reiter gewinnt mit seinem Pferd Atalanta ein Derby. Nach dem Rennen scheut plötzlich das Pferd, der Jockey stürzt unglücklich zu Boden, ein Holzpflöck durchbohrt ihm die Brust. Der Todeskampf des Verletzten erstreckt sich unter grausamen Qualen über mehrere Wochen hinweg. In seinen Fieberträumen ruft er verzweifelt nach einer Tilly, immer

---

<sup>50</sup> Torberg, Friedrich, 1985, 30.

<sup>51</sup> Ebda., 101.

<sup>52</sup> Ganz anders sieht es dagegen in Kafkas Erzählung *Zum Nachdenken für Herrenreiter* (1910) aus, der Sieg wird völlig bedeutungslos. Er ist sogar unerwünscht: „Nichts, wenn man es überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen. Der Ruhm, als der beste Reiter eines Landes anerkannt zu werden, freut beim Losgehen des Orchesters zu stark, als daß sich am Morgen danach die Reue verhindern ließe.“ (Kafka, Franz, 1978a, 17.)

<sup>53</sup> Torberg, Friedrich, 1985, 107.

<sup>54</sup> Ebda., 111f.

<sup>55</sup> Auch Lushin, leidenschaftlicher Schachspieler, aus Vladimir Nabokovs Roman *Lushins Verteidigung* (1930) begeht Selbstmord. Seine Schachpassion, um die sich alles in seinem Leben dreht, belastet ihn so stark, daß er keinen anderen Ausweg mehr weiß, als sich aus dem Fenster zu stürzen.

nur dieser Name kommt über seine Lippen, sonst nichts. Es stellt sich heraus, daß Tilly das Pferd Atalanta ist. Die Ärzte führen das Pferd an das Krankenbett. Erstaunliches geschieht: „Er konnte ihren Kopf greifen. Er zitterte und weinte. [...] da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, zog ihn zu sich nieder und küßte ihr breites heuduftendes Maul, [...]. Der Professor gab ein Zeichen: man solle das Tier wieder fortführen. Tilly sah ihn mit einem langen glatten Blick an und wandte sich scharrend um. Ehe man zur Besinnung kam, schlug sie aus und traf den Jockey mitten auf die Stirn. Er war sofort tot. 'Ein ergreifender Tod', sagte der alte Professor, '... von seiner Geliebten ins Jenseits befördert zu werden', sagte der junge Assistenzarzt und schrieb den Totenschein.“<sup>56</sup> Anscheinend hat – der Erzähler möchte das suggerieren –, die Geliebte Mitleid mit dem Reiter, deswegen tötet sie ihn.

Hans Breidbach-Bernaus Erzählung *Der schwarze Matador* (1966) ist eindeutiger, sie besitzt einen handfesten symbolischen Charakter. Nacache, der Spitzenreiter der Tour de France, wird von Tagträumen geplagt. Er sieht hin und wieder während der Etappen einen Fahrer im schwarzen Dreß vor sich. Es handelt sich nur zu offensichtlich um eine klassische Ausgangslage, ein Todesbote taucht auf. Nacaches Ängste werden von einem alten Mann, der zunächst seinen Mannschaftskameraden weissagt, bestätigt: „so hört: er soll nicht weiterfahren, euer Nacache, soll keine einzige Etappe mehr weiterfahren. Nun wißt ihr's!“<sup>57</sup> Der Radsportler wird fortan nervöser und unsicherer, der schwarze Fahrer begegnet ihm nun ständig, ohne daß er von seinen Sportkameraden wahrgenommen würde. Der Text gibt nur wenige Hinweise, wo die Gründe seiner Todesängste verborgen liegen könnten. Eine Vermutung sei formuliert: Nacache ist der älteste Fahrer des Feldes, er weiß, daß er seine letzte Radsaison bestreitet. Vielleicht kann er nur im Sportsystem – wie Felder und Matteo –, in dem er so viele Erfolge errang, überleben. Die folgende Aussage des Wahrsagers könnte so gedeutet werden, Nacache fragt den Alten: „Ist es, vielleicht abzuwenden? Gibt's einen Ausweg?“ Die Antwort bleibt ebenso unbestimmt kafkaesk wie die Frage: „Ich kann nichts sagen, kann nichts versichern. Wir sind dem Schicksal ausgeliefert. Die Mächte sind unüberwindlich. Das ist alles. Es gibt kein Entrinnen.“<sup>58</sup> Am nächsten Renntag erklimmt Nacache, von Glücksgefühlen angetrieben, mühelos jeden Berg, er scheint in der Form seines Lebens zu sein. Er stürzt sich mit rasendem Tempo in eine Abfahrt, die gesamte Umgebung, von Nebel umhüllt und von kreischenden Raben bevölkert, ist nun hochgradig symbolisch aufgeladen, „tiefer und tiefer“ geht seine Abfahrt. „Da erblickt Nacache mit einem Male vor sich, ungewiß im Dunst, den schwarzen Fahrer. [...] in seinem Kopf summt es, aber eine ahnungsvolle und harte Entschlossenheit hat ihn ergriffen. Er hetzt hinter dem Schatten her. Nacache verfolgt. In seinen Ohren tönt ein wehmütig hallender Klang. [...] Immer näher rückt er dem fliegenden Schatten. Achtlos überfährt er den scharfen Grenzstrich, den der Gewitterregen gezogen hat.“<sup>59</sup> Die Grenze, die der Radstar überfährt, ist die zwischen Leben und Tod. Er findet sich mit seinem Schicksal ab, mit harter Entschlossenheit tritt er zu seinem letzten Kampf an. Er weiß, daß es ein endgültiger ist. Sicherlich kann man Nacaches

---

<sup>56</sup> Klabund, 1968/1978, 201.

<sup>57</sup> Breidbach-Bernau, Hans, 1966, 244.

<sup>58</sup> Ebda., 246.

<sup>59</sup> Ebda., 247.

Verhalten mit dem Matteos vergleichen, die komplexe Symbolik erlaubt diese Deutung. Beide wissen, daß es ihre letzte Konkurrenz ist, beide ahnen, daß sie tödlich enden wird. Beide sterben dort, wo ihr Lebenszentrum war, im Sport<sup>60</sup> – auch eine Art von Erfüllung.

Der Problemhorizont in Georg Brittings Erzählung *Der Eisläufer* (1948), ist zwar auch symbolisch angereichert, aber er wird gesellschaftlich abgefangen und relativiert. Ein dreizehnjähriger Junge fährt mit seinem Vater auf „Geschäftsreise“ durch Deutschland. Seine beiden jüngeren Brüder sind krank, er soll sich nicht anstecken, deswegen, so der Knabe, „suchten meine Eltern nach einer Möglichkeit, mich irgendwohin in Sicherheit zu bringen.“<sup>61</sup> Diese Quarantäne stellt sich jedoch als lebensbedrohlich heraus. Der Junge weiß, sich die Zeit zu vertreiben, er verbringt die vielen freien Stunden zunächst begeistert beim Eislaufen: „Bebend vor Eifer schraubte und schnallte ich die neuen, blitzenden Eisen an die Stiefel und wagte mich auf die spiegelnde Fläche. [...] die Stunden verflogen, während ich, süß berauscht von der neuen Freiheit, lernte und übte“.<sup>62</sup> Doch die rauschhaft genossene Freiheit ist nicht von Dauer. Diese „Weltausgrenzung auf Zeit“ muß zwangsläufig wieder in die Umklammerung der Nachkriegsgesellschaft eingefaßt werden, damit nicht die Illusion entsteht, daß solch ein spielerisch erlebter Zustand von Bestand sein könnte. Einen Tag vor der Abreise steigt die Lufttemperatur bedrohlich an, der Junge stürmt aber wie gewohnt übers Eis – Gefahr ist in Verzug: „Und hier war endlich die oft herbeigewünschte Gelegenheit, zu tun, was man auf den Eisplätzen, die meist klein und eng zwischen den Häusern eingeklemmt lagen, nicht tun konnte: frei und ungehindert größere Strecken geradeaus zu fahren, und so klirrte ich denn, und ließ die Stadt im Rücken, auf der langen Straße saugend dahin, die Lust der Schnelligkeit genießend, und der Wind piff mir um die Ohren, und es begegnete mir niemand.“<sup>63</sup> Der Junge entfernt sich von der aufsichtsführenden Gesellschaft, er dreht ihr den „Rücken“ zu. Erst jetzt kann er seine Freiheit vollständig genießen, keine Häuser, kein Mensch, nichts behindert ihn mehr.

Aber die staatlichen Normen fordern ihren Tribut, – der Junge befindet sich auf einem gefährlichen Weg. Man möchte ihm Novalis' Gedicht *Eislauf*<sup>64</sup> ins Gedächtnis rufen, dort heißt es: „Aber, o Jüngling hüte dich für Löchern/Welche Nymfen sich brachen, nahe ihnen/Ja nicht schnell im Laufe, du findest sonst den/Tod im Vergnügen.“ Und in der Tat, der

---

<sup>60</sup> Ein vergleichbarer Tod *im Sport*, aber ohne symbolische Anreicherungen findet sich in Breidbach-Bernaus Erzählung *Van Donken noch einmal wie einst*. (Breidbach-Bernau, Hans, 1966, 38-43.) Der tragische Tod eines Sechstagesfahrers wird geschildert: „Und er fuhr so herausfordernd und frech – und plötzlich, von der Höhe der Bahn, in den letzten Runden, schoß er wie ein niederstoßender Habicht in das bunte, jagende Knäuel der Fahrer hinein – mitten hinein – in den fliegenden Menschenhaufen ... mit so einem grausigen, irren, jauchenden Schrei. Es gab einen Massensturz, Geschrei, zerfetzte Trikots [...]. Aber denen war gar nicht viel geschehen, wie der Arzt bald sah ... Nur ihn, Pieter van Donken, hatte es erwischt. Glatter Bruch der Wirbelsäule. Tot.“ (Ebda., 42.) Auch in dem Text *Das Herz und die rollenden Räder* (Ebda., 83-151.) stirbt ein alter Radfahrer. Obwohl er an einer Lungenentzündung erkrankt ist, fährt er noch ein Rennen, sein letztes. Er stirbt in einem verklärten Zustand: „Über eine blendend weiße Wolke fuhr hoch am Himmel ein glitzernder Mensch auf einem goldenen Rad ...“ (Ebda., 151.)

<sup>61</sup> Britting, Georg, 1996, 22.

<sup>62</sup> Ebda., 52f.

<sup>63</sup> Ebda., 56.

<sup>64</sup> Novalis, 1977, 506.

Junge gerät in Lebensgefahr. Er wird symbolisch darauf hingewiesen, er entdeckt im Eis einen toten Fisch: „Ich sah ihn lange an, und er rührte sich nicht, und ich klopfte mit dem Knöchel gegen sein Grab, daß es klang wie ein silbernes Totenglöcklein, und da erfaßte mich eine unerklärliche Angst, und ich stand auf und fuhr den Weg zurück, den ich gekommen war, ohne mich einmal umzusehen“.<sup>65</sup> Vielleicht wird ihm bei dem Anblick bewußt, daß er gerade seine eigene Totenglocke ausgelöst hat. Die Angst, die ihn nun wieder zurück in die Gesellschaft treibt, erfüllt jedenfalls ihren Dienst. Die rauschhaft erlebten Freiheitsgefühle, die der Knabe so genoß, werden plötzlich völlig belanglos. Die „Weltausgrenzung“ wird damit zurückgenommen und gesellschaftlich eingeebnet. Aber die Lage wird noch komplizierter. Als der Junge wieder in die Stadt kommt, bricht er fast ins Eis ein, sein Vater rettet ihn. Beide, glücklich über die Rettung,<sup>66</sup> beobachten einen Mann, der mit Schlittschuhen flußabwärts läuft. Dem Jungen gehen, während er dem Läufer nachschaut, folgende Gedanken durch den Kopf: „jäh und wild erfaßte mich der mörderische Wunsch, daß er einbrechen möchte auf dem tückischen Eis, jetzt und jetzt. Ich wehrte mich voll Scham, aber das abscheuliche Verlangen ließ sich nicht vertreiben, in die Tiefe sollte er sausen, der Eisläufer, so beehrte ich inbrünstig, zu den Fischen und Aalen, und mir und dem Vater zeigen, in welcher Gefahr ich mich befunden hatte.“<sup>67</sup> Der Mann, so wünscht es sich der Knabe, soll an seiner Stelle sterben. Selbst die Scham, die er bei sich reflektierend diagnostiziert, kann sein aggressives Verlangen nicht stoppen, – denn „jetzt und jetzt“ soll er ins Eis einbrechen. Dieses asymmetrische Verhältnis zwischen Rationalität und Destruktivität kann jederzeit, auch wenn so etwas wie Scham aufkommt, zugunsten der zerstörerischen Potentiale aktiviert werden. Der Zweite Weltkrieg hat dies gezeigt, auch die Nachkriegswelt bleibt davon nicht verschont. Die latente Aggressivität, die den Zivilisationsprozeß bedroht, kann immer wieder hervorbrechen, auch bei den scheinbar harmlosesten Bürgern.

Ohne symbolische Andeutungen, vielmehr durchdringend realistisch und abgeklärt, wird nach Brittings Erzählung der Tod im Sport immer häufiger thematisiert. Abschließend seien drei solcher Texte diskutiert. Zunächst kommt Axel Schulze mit dem Gedicht *momentaufnahme: jochen rindt* ins Blickfeld. Der Tod des Formel-1-Fahrers wird von ihm knapp beschrieben:

was ging da dahin? flüchtig dem leben  
 vor aufklickender springblende:  
 das zerbrochene gefährt, unscharf,  
 die verschrammte kulisse, aufgestellt  
 zuschauer, vorn drehn breite rauchende  
 reifen durch, die beine schutzlos, benzin  
 schwappt über startnummer und helm.

<sup>65</sup> Britting, Georg, 1996, 56.

<sup>66</sup> Freiwillig dagegen wünscht sich Georg Heym in Thomas Braschs Stück *Lieber Georg – Ein Eiskunstläufer-Drama aus dem Vorkrieg – Stück-Montage um Georg Heym* (1980) den Tod im Eis: „Ich will nicht mehr Georg Heym sein der/lächerliche Frühvollendete der im Eis einbricht Ich/will Robert Black sein Jetzt/und aus dem Tier/[...]: Endlich im Eis“ (Brasch, Thomas, 1980, 141; 145.)

<sup>67</sup> Britting, Georg, 1996, 62f.

nemesis in monza, unterbelichtet,  
dazwischen irgendwo auffindbar  
was sein wird ein bündel blutiges  
fleisch. sekunden später.<sup>68</sup>

Der Tod ist kein heldenhaftes Ziel mehr, – die Kleinschreibung deutet es schon an. Was sich hier dem verengten Kamerablick und den neugierigen Zuschauern zeigt, ist die grausame Symbiose von Mensch und Maschine. Der Leichnam reduziert sich auf „ein bündel blutiges/fleisch.“ Die „nemesis in monza“ besitzt zwar nicht mehr die antike Spannweite, sie ist „unterbelichtet“, aber sie ist dennoch wirksam. Der Formel-1-Rennsport, der ständig mit dem Tod spielt, wird in der Gestalt Jochen Rindts für seine Hybris unwiderruflich bestraft.

Der Tod kommt, im Unterschied zu Schulzes Beobachtung, zuweilen im humoristischen Gewand daher. 1995 erschien Peter R. Wieningers Erzählung *Joggen*, sie endet tödlich. Die Fronten stehen undurchdringbar fest. Elisabeth, Sportfanatikerin, und Anton, Vielesser, sind seit drei Monaten verheiratet. Eine kurze Charakterisierung der beiden verdeutlicht die unüberbrückbaren Differenzen: „Sie war einundzwanzig Jahre jung, [...] frisch, fromm, fröhlich, frei, blauäugig, hatte blondes, wallendes Haar, wunderbar weiße Zähne und ging in ihrem Beruf als Turnlehrerin auf.“<sup>69</sup> Er lebt unter umgekehrten Vorzeichen, in jeder Beziehung: „Ich war siebenundvierzig Jahre alt, [...] pummelig, braunäugig, hatte eine Halbglatze, die leicht einen Sonnenbrand bekam, von Karies befallene Zähne und haßte es, Portier zu sein.“<sup>70</sup> Der gemütliche Anton, dessen liebste Beschäftigung das Essen ist, kann mit seiner Frau, fleischgewordene Inkarnation der postmodernen Fitneßwelle, nicht mithalten. Elisabeth terrorisiert ihren Gatten schon morgens, unmittelbar nach dem Erwachen: eiskaltes Duschen, Vitamintabletten, Diät, Massage. Der gesamte Tagesverlauf wird nach den Prämissen des gegenwärtigen Vitalitätswahns ausgerichtet: „Sie hatte einen Speise-, einen Fitneß-, einen Schlaf- und einen Freizeitplan für mich erstellt.“<sup>71</sup> Solchermaßen determiniert, ist das nahe Ende in Sicht. Anton spielt nicht mehr mit. Beide joggen durch den Stadtwald, es kommt zum Mord. Hochgradig motiviert nahm Anton einen „schweren Stein“ und „rannte mit letzter Kraft zu ihr und schlug ihr den Schädel ein. [...] Danach zerrte [er] Elisabeth keuchend, aber beruhigt in das Unterholz.“<sup>72</sup> Der Mörder bekommt zwar Lebenslänglich für seine Tat, aber das hindert ihn nicht daran, sein Leben fortan in einer engen Zelle zu genießen. Statt seine Kräfte durch ein genau geplantes Fitneßprogramm zu verschleifen, lebt er bewußt entgegengesetzt zur gegenwärtigen *bodyshaping-Welle*. Seine Maxime reduziert sich nun auf eine einfache Formel: essen, essen ... – „Mutter kommt nun jeden Tag und bringt mir einen Freßkorb ins Gefängnis. [...] Ich habe schon wieder zehn Kilogramm zugenommen.“<sup>73</sup>

---

<sup>68</sup> Schulze, Axel, 1971, 85.

<sup>69</sup> Wieninger, Peter R., 1996, 127.

<sup>70</sup> Ebda.

<sup>71</sup> Ebda., 128.

<sup>72</sup> Ebda., 130.

<sup>73</sup> Ebda.

*Absolutly no sports*, diese Devise gilt auch für den Lehrer Helmut Halm in Martin Walsers Novelle *Das fliehende Pferd* (1978).<sup>74</sup> Dieser Text geht von einer vergleichbaren Ambivalenz<sup>75</sup> wie Wieningers *Joggen* aus. In ihrem Feriendomizil sitzen Helmut Halm und seine Ehefrau Sabine in einem Cafe, – während die Gattin die Passanten beobachtet, denkt ihr intellektueller Gatte über seine Rolle als Lehrer und sein damit zusammenhängendes Minderwertigkeitsgefühl nach. Plötzlich treten Klaus Buch, ein sportlich-dynamischer Macho, und seine Frau Helene an den Tisch. Er gibt sich als ein alter, längst verschollen geglaubter Freund Helmut zu erkennen. Beide Paare unternehmen in den folgenden Tagen vieles gemeinsam. Das Ehepaar Buch hat sich, ebenso wie Wieningers Elisabeth, einen drakonischen Tagesrhythmus auferlegt, alles wird der Fitneß untergeordnet: „Morgens um halb sieben laufen sie, um sieben spielen sie Tennis, vormittags segeln sie, dann essen sie mittag, dann schlafen sie“.<sup>76</sup> Die Halms dagegen genießen ihren Urlaub bis zum Auftauchen der Buchs entspannt. Der Tagesablauf ergibt sich von selbst, es wird gelesen und ausgiebig und gut gegessen. Ohne zunächst Widerstand zu leisten, werden die Halms ansatzweise in das Vitalitätstreiben der Buchs involviert. Aber die geschwätzige Überheblichkeit des Sportfanatikers Buch löst bei dem Lehrer zunehmend Aggressionen aus. Die entladen sich schließlich bei einem Segelturn. Klaus will den Studienrat für einen Neuanfang auf den Bahamas überreden. Helmut ignoriert dieses Angebot, auch weil ein aufziehender Sturm herannaht, den sehnt Klaus dagegen naiv herbei. In Todesangst geraten, stößt er Klaus die Ruderpinne aus der Hand. Der stürzt dabei über Bord, während Helmut mit dem Boot sicher an Land anlegt. Die Angleichung beider Lebensstile wird von Halm verzweifelt brutal gekappt. Zwar taucht der totgeglaubte Klaus wieder auf, aber die Unvereinbarkeit beider Lebensstile wird damit noch unterstrichen und betont. Die Bücherwelt des Lehrers läßt keine sportiven Einbrüche zu, weil sie seine eingeschliffenen Verhaltensweisen unterminieren würden. Auch bei den Buchs ändert sich nichts.

Walser gelingt es, mit der Person Buchs „die Verführung und die Bedrohung, die vom 'Gesundheitskörperdienst' ausgeht, vor allem wenn sich unter dem Mantel des Gesundheitsmotivs eine Körperthematization in Richtung Vitalität (Sport, Essen, Sexualität) als Fluchtutopie einer jugendlichen Lebenswelt bei Menschen im mittleren Lebensalter verbirgt“,<sup>77</sup> zu enttarnen. Damit wird der Lebensentwurf von Klaus als Schein entlarvt. Schließlich stellt sich auch noch heraus, daß sein Sportfanatismus seine eigene Identitätskrise – „Er ist sich immer mehr vorgekommen wie der letzte Dreck“<sup>78</sup> – überdecken und kompensieren soll. Das gelingt allerdings nur unter erheblichem Kraftaufwand, wenn überhaupt. Hinter Buchs sportiver und eloquenter Maske verbergen sich letztendlich Versagensängste, die er seiner

---

<sup>74</sup> Vgl. dazu auch die folgende Interpretation: Fischer, Nanda, 1986b, 63-65.

<sup>75</sup> Schon das Motto der Novelle, ein Ausschnitt aus Sören Kierkegaards *Entweder-Oder*, verdeutlicht die Unvereinbarkeit der beiden Lebensstile, die in Walsers Text vorgestellt werden: „Man trifft zuweilen auf Novellen, in denen bestimmte Personen entgegengesetzte Lebensanschauungen vortragen. Das endet dann gerne damit, daß der eine den andern überzeugt.“ Gegen diese Gewohnheit richtet sich Kierkegaard und mit dessen argumentativer Unterstützung auch Walser.

<sup>76</sup> Walser, Martin, 1980, 33.

<sup>77</sup> Fischer, Nanda, 1986b, 63.

<sup>78</sup> Walser, Martin, 1980, 139.

Frau in den unterschiedlichsten Formen zumutet. Als Helene Klaus noch für tot hält, berichtet sie von ihrem Martyrium: „Es kam mir immer mehr so vor, als müsse ich einen Ertrinkenden über Wasser halten. [...] Was er nicht erreicht hat, das sollte ich erreichen. Ich war sein Stolz. Andererseits war er sauer, wenn jemand etwas gelobt hat, was ich gemacht habe. Er war verrückt.“<sup>79</sup> Dieses ambivalente und widersprüchliche Verhalten kann Helene ebensowenig auflösen, wie die Flucht in den zwanghaft betriebenen Sport oder die genau regulierten Essensrituale. Die Novelle bietet kein *happy end* an, alles bleibt beim alten. Konnte Wieningers Anton sich völlig untherapeutisch heilen, allerdings durch einen Mord, so gehen die Qualen der Buchs in ihrem selbstreferentiellen Trott weiter. Nachdem Klaus unerwartet wieder auftaucht, nimmt Helene ihn wie ein kleines Kind an die Hand und verschwindet mit ihm: „Durch und durch beleidigt haben sie unseren Klaus. Ich werde dich regenerieren, Liebster, und zwar binnen kurzem. Ich schwöre es dir.“<sup>80</sup> Auch der Zivilisationsprozeß muß sich, wie im gesamten Kapitel zu sehen war, von den immer wieder auftretenden destruktiven Einbrüchen regenerieren. Selbst der *zivilisierte* Goethe mußte sich zuweilen von einigen blutigen Faustschlägen erholen: „Göthe boxte sich gewöhnlich bei Landparthien mit dem Kammerherr v. Einsiedel manchmal so ernstlich, das Blut darnach floß.“<sup>81</sup>

---

<sup>79</sup> Ebda., 140.

<sup>80</sup> Ebda., 146.

<sup>81</sup> Böttiger, Karl August, <sup>2</sup>1998, 39.

## Zuschauersport – „Hör sie gröhlen, deine Brüder in Christo.“<sup>1</sup>

1969 beschrieb Umberto Eco in seinem Essay *Das Sportgerede* ein interessantes Gedankenexperiment: Man stelle sich vor, daß irgendeine Gruppe, etwa eine Studentenbewegung, die Stadtrevoluzzer oder die Fundamentalopposition, sonntags ein Sportfeld stürmen und besetzen würde, die „Distanzierung“ wäre total. „Die Kirche, die Linke, die Rechte, der Staat, die Justiz, die Chinesen, die Liga für Ehescheidung und die Anarcho-Syndikalisten, alle würden die Wahnsinnstat an den Pranger stellen.“<sup>2</sup> Diese flächendeckende Empörung besitzt tieferliegende Ursachen, über die darf spekuliert werden. Eco vermutet, daß es eine unterirdisch-sportive Struktur des Sozialen gibt; sobald diese bedroht werde, wehre sich der Mensch, um sein Dasein zu rechtfertigen, denn „der Sport ist der Mensch, der Sport ist die Gesellschaft.“<sup>3</sup> Und man kann die Reihe noch weiter denken: Der *Sport ist der Zuschauer*. Ohne ihn gäbe es keinen Sport, denn das Publikum gehört zu den notwendigen Bedingungen seiner Existenz. Unterschiedlich stellt sich der Zuschauersport seit der Antike in der Öffentlichkeit dar. Im 20. Jahrhundert erreicht er seinen bisherigen Höhepunkt, er expandiert zu einem multimedialen Massenphänomen.

Die Attraktivität des Sports besitzt komplexe Ursachen, eine fällt bei der Durchsicht der Literatur immer wieder auf: Sport gleicht dem Theater. 1930 setzt sich Frank Matzke in seinem Buch *Jugend bekennt: So sind wir!* mit diesem Phänomen auseinander. Der Sport, so seine These, sei eine Gegenreaktion gegen die übertriebene Geistigkeit der Vergangenheit. Das wirkt sich, wie er meint, auch auf das bürgerliche Theater und die Museen aus, ihnen rennt das Publikum davon: „Man jammert darüber, daß sie [die Zuschauer] nicht mehr im Theater sitzen oder in Bildgalerien sich langweilen. Und doch hat sich im Wesen die Lage eher zum Bessern gewandelt. Uns ist es selbstverständlich, daß ein Mensch, der bei einem Fußballwettkampf in ehrlicher Begeisterung mitschreit, nicht nur tiefer, sondern – da ehrlich und ohne Zwang – höher steht als einer, der gähnend vor Goethes oder Feuerbachs 'Iphigenie' sitzt.“<sup>4</sup> Brecht diagnostiziert ebenfalls dieses Dilemma und fordert 1920 in seinem Essay *Theater als Sport*, daß man ins Theater gehen solle wie zu einem Sportfest, erst dann könne der heilige Ernst der Theaterbesucher demaskiert werden. 1926 blickt er in *Mehr guten Sport*<sup>5</sup> wieder auf die Sportbegeisterten, – die strömen inzwischen in Scharen in die

---

<sup>1</sup> Asmodi, Herbert, 1975.

<sup>2</sup> Eco, Umberto, 1985a, 186.

<sup>3</sup> Ebda., 187.

<sup>4</sup> Matzke, Frank, 1930, 145f.

<sup>5</sup> Der Auslöser für diesen Text war Alfred Flechtheims Bericht *Gladiatoren*, er erschien 1926 im *Querschnitt*. Dort ist folgendes zu lesen: „Obwohl über jede Berliner Premiere die Spalten der Tagespresse von hinten bis vorn gefüllt sind, sind die Theater leer. – [...] Zum Kampf Hans Breitensträters mit Pablo Uzcudun waren acht Tage vorher die 15 000 Plätze des Sportpalastes restlos ausverkauft. [...] Warum das? [...] Weil das Publikum fühlt, daß das, was da in dem Ring vorgeht, ein wirkliches Drama ist und keine mißverständene Heilige Johanna. Was sich da in dem Ring, inmitten der 15 000 aufgeregten Menschen abspielt, in einer halben Stunde, ist wirkliches Drama, ist keinem Drama, ist keinem Theater vergleichbar. In einem großen Boxkampf ist keine Schiebung möglich, weil die Natur des Boxsportes in seiner äußersten Spannung gar keine vorherige Abmachungen erträgt. Boxen ist Energie in höchster Potenz. Die großen Boxer geben ihr Letztes hin.“ (Flechtheim, Alfred, 1926, 48f.)

Sportpaläste. Aus diesem Faktum leitet er eine knappe Theaterkritik ab: „Unser Auge schießt, verbergen wir es nicht, nach diesen ungeheuren Zementtöpfen, gefüllt mit 15 000 Menschen aller Klassen [...]. Die Verderbtheit unseres Theaterpublikums rührt daher, daß weder Theater noch Publikum eine Vorstellung davon haben, was hier vor sich gehen soll. In den Sportpalästen wissen die Leute, wenn sie ihre Billette einkaufen, genau, was sich begeben wird; und genau das begibt sich dann, wenn sie auf ihren Plätzen sitzen [...] *Das alte Theater hingegen hat heute kein Gesicht mehr.*“<sup>6</sup> Sport dagegen vermittelt seinen Zuschauern unmittelbare Eindeutigkeit, hermeneutische Probleme tauchen erst gar nicht auf, – ein 1:0-Sieg in einem Fußballspiel bleibt ein 1:0-Sieg, daran gibt es nichts zu bezweifeln. Die alte Bühnenwelt ist jedoch inzwischen so gesichtslos und interpretationsanfällig, daß die Rezipienten keine kohärenten Sinnangebote, mit denen sie sich identifizieren könnten, an die Hand bekommen. Nur ein neues Theater, eins, das sich zumindest ansatzweise am Sport orientieren würde, könnte das Schauspiel wieder in Eindeutigkeiten übersetzen. Und das funktioniert: Brecht hat es ja bewiesen.

Für die Analogie zwischen Sport und Theater bleibt festzuhalten, daß beide körperlich-sinnliche Aktionen präsentieren, und daß sie Entscheidungen strukturieren. Dennoch unterscheidet sich Sport, wie wir von Brecht wissen, in einem entscheidenden Punkt vom Theater. Er „besitzt seine theatralische Performativität außerhalb oder unterhalb der Bühne, nicht jenseits der Orchestra, sondern diesseits, auf *unserer* Seite, dort, wo die Zuschauer sind. Alltäglichkeit, Diesseitigkeit, mitten im Leben, im *everyday life*“.<sup>7</sup> Wieder ist es die triviale Eindeutigkeit, die jedem Beobachter, egal, aus welcher Klasse er stammt, angeboten wird. Hier ist nicht die Rede von höheren Ideen oder abstrakten Rechtfertigungen, vielmehr *dramatisiert* der Sport den Zuschauer mitten in seiner Alltäglichkeit. Die offerierten Identifikationsangebote können vom Publikum auf die vielfältigste Weise umgesetzt werden. Auf einen weiteren Attraktivitäts-Aspekt weist 1927 Alfred Polgar in seiner Erzählung *Der Schwimmer* hin. Er stellt die Frage, warum sportliche Leistungen die Massen weitaus mehr begeistern als Fortschritte auf geistigem Terrain. Die Antwort ist bekannt: „Die Vollendung, der Rekord, die Spitzenleistung im Bezirk des Sports liegen auch für den Patzer und Dilettanten in geradliniger Verlängerung des eigenen Könnens. Der Schwimmweltmeister etwa ist nur eine höchste Steigerung des gemeinen Fluß- und Teichschwimmers, [...]. Im Rekord verehren wir die ungeheure Leistung, an der nichts vom Himmel gefallen, das heißt: die von keinem Tropfen Genie getrübt ist.“<sup>8</sup> Diese intime Wechselbeziehung zwischen Zuschauer und Sportler stellt, neben den anderen angesprochenen Facetten, damit letztendlich – Eco wies schon darauf hin – die Gesellschaft her. Anders formuliert: „In den doppelten Akten von Theatralisierung der Sportler zum einen und der Teilhabe der Zuschauer zum anderen wird der soziale Zusammenhalt der Gesellschaft symbolisch von neuem konstituiert.“<sup>9</sup> Diese Einheit entspricht nicht durchgehend der Realität, weil die Beziehungen zwischen Publikum und Athlet nie von Dauer sind, sie erhalten lediglich den Status einer „Weltausgren-

---

<sup>6</sup> Brecht, Bertolt, 1992c, 119f.

<sup>7</sup> Gebauer, Gunter, 1998, 224.

<sup>8</sup> Polgar, Alfred, 1983b, 286.

<sup>9</sup> Gebauer, Gunter, 1998, 234.

zung auf Zeit“. Allerdings sind die symbolischen Anleihen aus dem Alltag eine notwendige Bedingung der Sport-Theaterwelt. Die Fiktionsbereitschaft des einzelnen Zuschauers kann sich während des Wettkampfes regelrecht verflüssigen, die strengen binären Codierungen der übrigen gesellschaftlichen Subsysteme können im Sportakt flexibel unterlaufen werden. So bietet die Korrelation zwischen Publikum und Athlet dem einzelnen Zuschauer – auf der Grundlage der Gesellschaft – ein symbolisches Zeichensystem an, das er phantasieträchtig erleben kann. Dieser fiktionale Spielraum kann vor allem in der Sportliteratur adäquat abgebildet werden.

Der Sportzuschauer erlebt im 20. Jahrhundert eine steile Karriere. Egon Erwin Kisch beschreibt 1928 rückblickend dessen Entwicklungsgeschichte in dem Text *Der gefunkte Fußball*. Zunächst faszinierte und interessierte Sport nur diejenigen – wir befinden uns am Ende des 19. Jahrhunderts –, die ihn ausübten. Doch plötzlich erscheint am Spielfeldrand die „Vorpatrouille einer unabsehbaren Armee“:<sup>10</sup> Frauen, Kinder, Liebespaare und einsame Spaziergänger. Der Zuschauer erscheint somit auf der Sportbühne. Es vergeht nur ein kurzer Zeitraum, und Zehntausende gehen begeistert in die Arenen. In den 30er Jahren, mit der Einführung des Radios, beginnt eine weitere Phase der Expansion. Der Rundfunkzuhörer bedroht die Vormacht<sup>11</sup> des real anwesenden Zuschauers, denn einem Radioreporter „kann es sogar gelingen, daß Großmutter und Großvater in ihrer Bauernstube, den Kopfhörer umgeschnallt, ohne Fußball die Meisterschaft zwischen Fürth gegen Nürnberg und Hamburg leidenschaftlich mitspielen.“<sup>12</sup> Trotzallem, der Mensch geht immer noch gerne in die Stadien, denn dort kann er hautnah, also nicht aus zweiter Hand, die Faszination der Kämpfe erleben. In Walter Mehrings Gedicht *Sechstagerennen* (1919-1921) wird diese Begeisterung evident geschildert: „Hart/Am Start/Die Muskeln auf der Lauer/Zweimalhunderttausend/Augen:/Saugt sich fest die Menschenmauer/Arche Noah voll Gedränge“.<sup>13</sup> Das gleiche Arche-Noah-Phänomen gilt – in stetig ansteigender Weise – auch für das Ende des 20. Jahrhunderts. Zwar ist der Sport rund um die Uhr präsent, aber die Zuschauerzahlen an den realen Wettkampforten wachsen kontinuierlich. Die Sportfaszination des Publikums bleibt nach wie vor ungebrochen. Schauen wir uns jetzt einmal einen Sportfan, einen Zuschauer, aus der Nähe an. 1964 erschien Gerhard Nebels Text *Fußball und Sonnenball*. Der namenlose Ich-Erzähler geht an einem Sonntag mit seinem Freund Otto, einem Oberstudiendirektor, zum Fußballplatz. Dort herrscht aus der Sicht des Erzählers „eine festliche Stimmung, die [er] parakultisch nennen möchte – sie bezog sich nicht, wie in der Archaik, auf die volle Existenz der Götter, aber, wie öfters in der Zivilisation, auf die Schatten, die die Götter geworfen haben und werfen.“<sup>14</sup> Wahrscheinlich können nur einem Bildungsbürger solche Gedanken beim Anblick eines Fußballspiels in den Sinn kommen. Er

---

<sup>10</sup> Kisch, Egon Erwin, 1985b, 260.

<sup>11</sup> Diese Dominanz kann der Zuschauer, auch wenn unbeabsichtigt, behaupten. In Kischs *Boxkampf im Radio* (1925) kommt der Hörfunksprecher nicht zu Wort, weil die Zuschauer, die um ihn herumstehen, sich so laut für den Kampf begeistern, daß seine Stimme ungehört bleibt. (Vgl. Kisch, Egon Erwin, 1983c.)

<sup>12</sup> Kisch, Egon Erwin, 1985b, 264.

<sup>13</sup> Mehring, Walter, 1958, 16.

<sup>14</sup> Nebel, Gerhard, 1964, 62.

filtert, so könnte man vermuten, die trivial-sportive Welt durch seinen klassisch-humanistischen Filter. Dieses Programm funktioniert aber höchstens, das sei als knapper Exkurs eingeschoben, bei klassizistischen Hardlinern, etwa bei Stefan George. In seinem Gedicht *Die Lieblinge des Volkes. Der Ringer*<sup>15</sup> (1895) verhalten sich die Zuschauer noch weihevoll jubelnd:

Sein arm – erstaunen und bewundrung – rastet  
An seiner rechten hüfte sonne spielt  
Auf seinem starken leib und auf dem lorbeer  
An seiner schläfe langsam wälzet jubel  
Sich durch die dichten reihen wenn er kommt  
Entlang die grade grünbestreute strasse.  
Die frauen lehren ihre kinder hoch-  
Erhebend seinen namen freudig rufen  
Und palmenzweige ihm entgegenstrecken.  
Er geht mit vollem fusse wie der löwe  
Und ernst nach vielen unberühmten jahren  
Die zierde ganzen landes und er sieht nicht  
Die zahl der jauchzenden und nicht einmal  
Die eltern stolz aus dem gedränge ragen.

Palmenzweige werden dem Ringer entgegengestreckt und keine lauthals herausgebrüllten Schmährufe, wie man sie nur allzuoft in der nachklassizistischen Phase<sup>16</sup> vernehmen muß. Die weihevoll-antike Stimmung wird von George durch formale Mittel – die kunstvoll metrisch-rhythmische Durchbildung – erreicht. Dieses metrische Gerüst zügelt, zumindest bei George, dionysische Ausfälle. Bei Nebel dagegen bricht die Wildheit durch, denn die Götter werfen ja noch andere Schatten: Die Männer stehen, „ohne sich zu schämen, ohne auf sich und den Nachbarn zu achten, mit offenen Mündern da und schreien wie auf einem archaischen Schlachtfeld, wie in einer durch- und überflutenden, einer nicht zu bändigenden Wollust.“<sup>17</sup> Aber plötzlich geschieht Erstaunliches; die beiden Ästheten, so wollen sie sich verstanden wissen, reihen sich in das archaische Spektakel ein: „Ich sehe Otto an, er heult, und da merke ich, daß auch ich mitheule, ein Zwang, der uns alle in einen Bund des Geheuls hineintreibt. Schranken fallen, Unterschwelliges, verborgen Wühlendes kommt herauf in den johlenden Ton.“<sup>18</sup> Fast schon auf dionysische Weise brechen Dämme, werden Standeschranken restlos und unzweideutig nivelliert. Selbst die vermeintlich gegen solches Barba- rentum gefestigten kulturellen Spitzenvertreter beginnen hemmungslos zu johlen. Der Erzähler ist sichtlich irritiert über sein „Unvermögen, neutral zu bleiben und in unerreichbarer

---

<sup>15</sup> George, Stefan, 1966, 26.

<sup>16</sup> Eine Ausnahme macht da Ernst Waldingers Gedicht *Der Marathonläufer* (1958): „Ganz langsam lief er, um die Kraft zu schonen;/Jedoch, als er gedachte, wie die Greise,/Die Frau, die Kinder ihm mit Jubel lohnen,/Ihn Lorbeerkränzen würden, war der leise/Gesang von Flügeln ständig vor ihm her;/Und Nike flog voran, sie einzuholen,/Hob er die Schenkel schneller und die Sohlen,/Und selbst den Wind zu fangen, war nicht schwer.“ (Waldinger, Ernst, 1958, 49f.)

<sup>17</sup> Nebel, Gerhard, 1964, 63.

<sup>18</sup> Ebda.

Gipfelhöhe als Ästhet zu genießen“.<sup>19</sup> Der Sport besitzt so viel Macht – Eco hat darauf hingewiesen, daß sich unter seiner Regie die Gesellschaft zwingend als Ganzheit darstellt.<sup>20</sup> Das wird von Nebel eindeutig bewiesen, denn selbst der Gipfelästhet unterliegt der Faszination des Wettbewerbes. Ecos soziologisch anmutende Analyse, die zutrifft, wird von Nebel noch transzendental formuliert: „Der Mensch ist im Mythos seinem Wesen nach Parteigänger, dies ist seine Ehre, und er bringt sich um sein Bestes, wenn er zu schlaff wird, Partei zu ergreifen. So werde ich voller Mensch, indem ich für die Rotweißen hoffe und fürchte.“<sup>21</sup> Dieses Parteigängertum findet in der Moderne seinen umgreifendsten Ausdruck im Sport. Gleichwohl kommen die Akteure der Kämpfe besser weg als die mitfiebernden Zuschauer. Die Sportler werden für ihren „metaphysischen Vorteil bezahlt“, denn sie können ihre Energien und „ihre Wildheit“ verwirklichen, deswegen werden sie „sanft.“ Das Publikum wird jedoch in dieser Angelegenheit ein wenig betrogen, denn die Beziehung zu den Sportlern ist nicht symmetrisch: „Die Zuschauer machen zwar den Anfang, sich durch die Wildheit von der Wildheit zu reinigen, aber die Katharsis bleibt unvollkommen.“<sup>22</sup> Mit diesem Defizit können die Betrogenen aber leben, die Besucherzahlen sprechen nach wie vor für sich. Die Korrelation zwischen Publikum und Sportler ist für die Dramaturgie des Sports unbedingt notwendig, könnte man diese Beziehung kappen, dann würde der Sport sein Existenzrecht verlieren.

Solch einem Fall begegnen wir in Kafkas Erzählung *Auf der Galerie* (1916/17).<sup>23</sup> Ambivalenzen werden dort thematisiert.<sup>24</sup> Eine Zirkus-„Kunstreiterin“ wird, obwohl es sich um ein und dieselbe Person handelt, von zwei Seiten betrachtet, erst von der Schatten-, dann von der Lichtseite. Je nach Blickwinkel sieht der Zuschauer die gequälte oder die erfolgreiche Reiterin. Zunächst sieht es düster aus, in einem langen Satz wird das Elend der Frau beschrieben. Sie ist lungenkrank, reitet auf einem schwankenden Pferd „vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarmungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreis rundum getrieben“. Wenn es aber absehbar wäre, so der Erzähler, daß dieses grausame Spiel mit der Frau bis in die „graue Zukunft“ betrieben würde, vielleicht würde dann ein Zuschauer in die Manege stürzen, der „Halt!“ rief. Aber das geschieht nicht.<sup>25</sup> Kein Mensch aus dem „unermüdlichen Publikum“ beschwert sich. Denn die Zu-

---

<sup>19</sup> Ebda., 64.

<sup>20</sup> Diese Ganzheit löst sich nach dem Wettkampf ziemlich schnell wieder auf. Stefan Zweig zeigt dies in seiner Novelle *Phantastische Nacht* (1922). Nach einem Pferderennen geschieht folgendes: „Die Masse, eben noch ein brennendes Bündel Leidenschaft, fiel auseinander in viele einzelne laufende, lachende, sprechende Menschen, ruhige Gesichter tauchten wieder auf hinter der mänadischen Maske der Erregung; aus dem Chaos des Spiels, das für Sekunden diese Tausende in einen einzigen glühenden Klumpen geschmolzen hatte, schichteten sich wieder gesellschaftliche Gruppen, die zusammentraten, sich lösten.“ (Zweig, Stefan, 1998, 186.)

<sup>21</sup> Nebel, Gerhard, 1964, 64.

<sup>22</sup> Ebda., 67.

<sup>23</sup> Kafka, Franz, 1978b, 129.

<sup>24</sup> Vgl. zu Kafkas Text die Interpretation von: Fischer, Nanda, 1989b, 93-95.

<sup>25</sup> Musil weist in seinem Essay *Durch die Brille des Sports* (1925/26 oder später) darauf hin, daß die räumliche Differenz zwischen Publikum und Sportler die „Sportsliebe“ bestimmt: „Wahrscheinlich ist aber gerade das Zuschauen von einem Sitzplatz aus, während andere sich plagen, die wichtigste Definition der heutigen Sportsliebe, und diese wird immer vernachlässigt.“ (Musil, Robert, 1978c, 795.) Würde sich irgendein Galeriebesucher einmischen, dann wäre die Darbietung kein sportliches Ereignis mehr, sondern eine Farce.

schauer wollen ganz bewußt nur die Glamourwelt des Zirkus wahrnehmen und nicht die reale Folterprozedur. Das Grausame sieht nur der auktoriale Erzähler. Für das Publikum existiert jedoch nur der schöne Schein:<sup>26</sup> „Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen [...] der Direktor hingebungsvoll, ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt“. Die Reiterin ist unversehens eine schöne Frau, die vom fürsorglichen Direktor hingebungsvoll durch die Vorführung geleitet wird. Das will der Zuschauer sehen – und noch mehr. Nachdem die Kunstreiterin den Salto mortale perfekt absolviert hat, will sie „ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen“. Diese symmetrische Beziehung erweist sich, bedenkt man die qualvolle Seite, in Wirklichkeit als asymmetrische, – die Einbindung des Publikums in das vermeintliche Glück ist lediglich eine Täuschung. Nebel verbuchte für die Sportler noch einen „metaphysischen Vorteil“, und für das Publikum blieben noch genügend Identifikationsangebote übrig. Bei Kafka wird dieses Verhältnis zumindest aus dem Blickwinkel des allwissenden Beobachters konsequent reduziert. Der Galeriebesucher, ganz in seiner Täuschung, die er für die Realität hält, befangen, weint vor Rührung: „da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.“

So tiefgründig und interpretationsbedürftig wie bei Kafka wird der Zuschauersport in der Literatur nur selten diskutiert. Eindeutiger geht es in der Regel bei Sportveranstaltungen zu, bei denen Brutalitäten vorprogrammiert sind. Sie werden nicht selten bereitwillig vom Publikum in Kauf genommen: Am 3. März 1924 erschien in der *Frankfurter Zeitung* Joseph Roths Beitrag *Der Kampf um die Meisterschaft*. Ein Boxkampf steht auf dem Programm, – Hans Breitensträter kämpft gegen Samson-Körner um den nationalen Titel. Die Zuschauer nimmt Roth während des Kampfes gründlich unter den kritischen Blick: „Das Volk benahm sich spartanisch und drängte sich nach antiken Mustern im großen Hof und in der Straße vor dem Palast. Klassische Rufe wie: 'Ick hau Dir eene!' erfüllten die Luft, in der alle guten Olympiageister schwebten.“<sup>27</sup> Sport ist hier vollends auf die Erde, auf die proletarische, zurückgekehrt. Zwar werden antike Muster<sup>28</sup> im modernen Treiben entdeckt, aber die werden ironisch von den klassischen, neuerdings Berliner Rufen gebrochen. Diese aggressive Zuschauersprache zieht sich durch die gesamte Sportgeschichte, vielleicht handelt es sich

---

<sup>26</sup> Diese Lichtseite bekommt auch der Leser in Hans Bethges *Lieder[n] an eine Kunstreiterin* (1910) durchweg präsentiert. Ähnlich wie in Petrarca's *Canzoniere* (entst. 1336-1369) steht bei Bethge die unerfüllte Liebe des lyrischen Ichs zu einer Frau im Mittelpunkt.

<sup>27</sup> Roth, Joseph, 1990b, 72.

<sup>28</sup> Auch Siegfried Lenz greift in seinem Roman *Brot und Spiele* (1959) auf Bekanntes zurück: „Immer die gleiche Erwartung, das alte Bild: Staubige, lichtdurchschossene Arenen; die blinkenden Kurzschwertler prahlerischer Gladiatoren, das Knurren der hungrigen Tiere, die tatzenweich und schnell den Laufgang heraufkommen, stutzen und sich hinkauern: Verdammte der Arenen. Die Gestalt des Gladiators auf dem zusammengekniffenen Auge des Tieres, der gestreckte, atmende, gelbe Hügel im Auge des Gladiators: Wer wird Sieger sein? Der lange, lange Blick, das Zögern aus Furcht, aus Überraschung oder Unsicherheit, bis der fordernde Schrei von den Rängen kommt und die Verdammten der Arena aus ihrem Zögern befreit. Das gleiche Bild, das alte Verlangen, um sich selbst wiederzufinden mit seinen Chancen; nichts anderes, nichts mehr, nur: Brot und Spiele ... Einer muß siegen für uns, und wenn er untergeht, gehen wir mit ihm unter – vorübergehend, bis der nächste kommt, dem wir alles zuschanzen, damit er für uns handelt ...“ (Lenz, Siegfried, <sup>19</sup>1983, 166f.)

um eine anthropologische Konstante. 1975 etwa stellt sie sich in Herbert Asmodis Gedicht *Beschreibung eines Kampfes* wie folgt vor:

Reiß ihm die Rübe runter!  
Polier ihm die Fresse!  
Schlag sein Gesicht zu Brei!  
Mach Haschee aus ihm!  
Kurzen Prozeß mit dem Dreckskerl!  
Hau drauf, daß er abkratzt!  
Dalli! Dalli! Kill him! Kill him!<sup>29</sup>

Zurück aber wieder zu Roth. Die Katharsis gelingt – auch die Sprache ist daran beteiligt – beim Boxkampf, der „metaphysische Vorteil“ wird nunmehr zugunsten des Publikums verbucht: „Das Volk kehrte befriedigt heim. Wenn jemals eine Stimme Gottes Stimme war, hier ist sie’s.“<sup>30</sup> Dieser Sportgott bietet den Zuschauern in den krisengeschüttelten 20er Jahren zumindest ein Opiat an, um die Realität kurzzeitig zu vergessen. Bei aller Ironie, die Roth in seinem Text durchblicken läßt, so akzeptiert und registriert er doch die wichtige Funktion des Sports für breite Bevölkerungsschichten. Auch Egon Erwin Kisch fordert in seiner Erzählung *Elliptische Tretmühle* (1925) den Sport fürs „Volk“ – trotz ironischem Untertons. Kisch beobachtet ein Sechstagerennen, er bezeichnet es als „ein todernstes, mörderisches Ringenspiel“,<sup>31</sup> das die Massen nicht zuletzt wegen diesen ernstesten Eigenschaften begeistert. Auch Kisch zitiert einen Gott, wieder einen sportiven, der alte hat auf der elliptischen Bahn ohnehin keine Chance. Das gesamte Geschehen dreht sich nur noch um die Rennbahn, nur noch um die einsamen, sich ewig wiederholenden Pedaltritte: „Der Autor von Sonne, Erde, Mond und Mensch schaut aus seinem himmlischen Atelier herab auf das Glanzstück seines Œuvres, auf sein beabsichtigtes Selbstporträt, und stellt fest, daß der Mensch – so lange, wie die Herstellung des Weltalls dauerte – einhertritt auf der eigenen Spur, rechts, links, rechts, links“.<sup>32</sup> Diese Monotonie würde jemand, der kein Gefallen am Sechstagerennen findet, vielleicht als sinnlos bezeichnen. Kisch jedoch analysiert dieses „Ringenspiel“ schärfer: Die Bevölkerung benötigt im „zwanzigsten Jahrhundert“ solche elliptischen Tretmühlen. Sie „Muß!“ es geben, denn „das Volk verlangt es.“<sup>33</sup> Aufgerieben von der Arbeitswelt und den wirtschaftlichen Nöten können sich die Zuschauer, „die mit Wünschen nach äußerlichen Sensationen geheizt“<sup>34</sup> sind, im Hexenkessel des Stadions kurzzeitig abreagieren und austoben. Daß dieser Protest letztendlich sinnlos bleiben wird, wie Kisch meint, nivelliert aber nicht die kurze Phase der entspannten Weltausgrenzung.

---

<sup>29</sup> Asmodi, Herbert, 1975, 76.

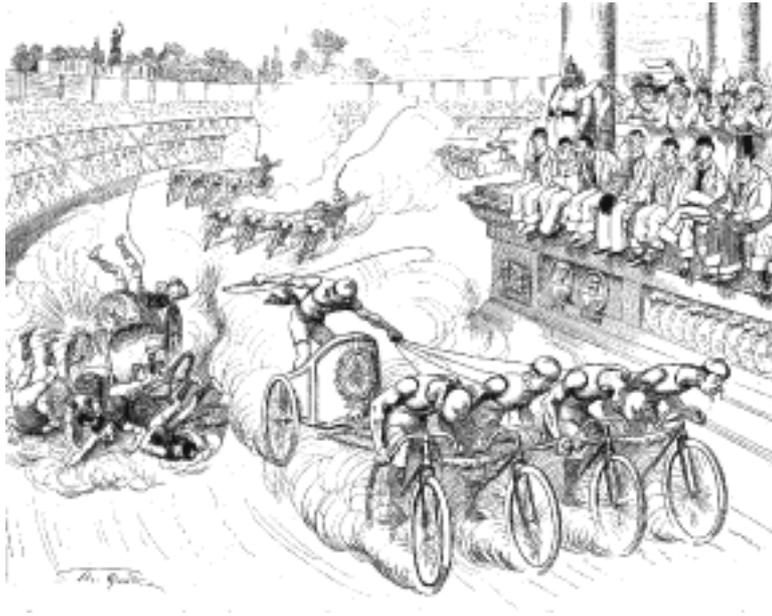
<sup>30</sup> Roth, Joseph, 1990b, 74.

<sup>31</sup> Kisch, Egon Erwin, 1983b, 227.

<sup>32</sup> Ebda., 229.

<sup>33</sup> Ebda.

<sup>34</sup> Ebda., 230.



„Zukunfts-Arena“<sup>35</sup>

Ungleich einseitiger und härter kritisiert Franz Werfel 1932 in seinem Text *Fußball und Nationalismus*<sup>36</sup> die Zuschauerrolle, – und das zu Recht. Die Beziehung zwischen Sport, Publikum und Nation wurde und wird oft mißbraucht. Werfel nimmt die Zuschauermassen, die sich nur zu bereitwillig ideologisch vereinnahmen lassen, genauer unter den kritischen Blick: „Eine Masse von sechzigtausend Menschen Kopf an Kopf, zusammengeschmolzen zu einem kreisrunden Untier. Dieses Untier starrt besessen und ausbruchsbereit in die Arena hinab, wo die beiden Mannschaften ihren Kampf ausfechten.“ Und dieses „Untier“ steht bedingungslos hinter seiner Mannschaft, die „die Sache seiner Stadt oder seines Landes“ vertritt. Und ein Spiel ist das, wie Werfel meint, sicherlich nicht mehr, denn in der Kampfarena geht es um mehr, man kann dort das „Wesen des Nationalismus in einer grandiosen Zusammendrängung erleben“. Dieser bedrohliche Patriotismus besitzt archaische Züge, weil er vom „urweltliche[n] Aufbrüllen“ stabilisiert und in konkrete Handlungsanweisungen übersetzt wird. Diese Vaterlandstreue sitzt phylogenetisch tiefer, deswegen ist sie durchschlagskräftiger als jede abstrakte politische Ideologie: „Demgegenüber ist das sogenannte Klassengefühl des Proletariats ein Dämon, der weit weniger tief sitzt, da die Masse, welche er meint, mehr zweckhaft als blutmäßig verbunden ist.“ Wie Freud in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) erkennt auch Werfel, daß die Masse sich, wenn sie entsprechend emotional aktiviert wird, einem Führer unterwirft. Bei Werfel ordnet sie sich einer Fußballmannschaft und irgendeiner Nation oder „Sache“ unter: Diese werden als Ich-Ideale von den Zuschauern bereitwillig in Anspruch genommen. So können die kühnsten Phantasien über die eigene Bedeutung, Vollkommenheit und Überlegenheit – etwa über die Identifikation mit dem Fußballteam – ausgelebt werden, zumindest während der regulären Spielzeit.

<sup>35</sup> *Fliegende Blätter*, Bd. 101, Nr. 2578, 225.

<sup>36</sup> Werfel, Franz, 1932, 435.

Gefährlich wird es jedoch, wenn die aggressiven Potentiale nicht mehr nur auf den Tribünen abreagiert, sondern auf die alltägliche Lebenswelt gerichtet werden.



Das „Untier“ brüllt.<sup>37</sup>

Die Rivalität innerhalb eines „Untiers“, das hinter der heißgeliebten Mannschaft steht, ist in der Fangruppe zwar gering, aber die in ihr konzentrierte Aggression kann sich auf externe Feindbilder richten. Und es ist, wie Freud gezeigt hat, geradezu ein signifikantes Merkmal an hochgestimmten Massenbewegungen, daß Aggressionen aus ihrem Binnenraum verschwinden und in der Verfolgung von sogenannten Sündenböcken wieder auftauchen. Jede Person wird automatisch als Gegner definiert, wenn sie die gruppenspezifischen Ideale und die destruktive Haltung gegenüber festgelegten Feindbildern nicht mitmacht. Diese psychologischen Mechanismen trifft man flächendeckend in jedem Gesellschaftssystem an. Kurt Tucholsky etwa kritisiert in seinem Gedicht *Olympiade*<sup>38</sup> (1928) – im Unterschied zu Werfel – den Nationalismus der Zuschauer ironisch, aber auch treffsicher:

Heute ist infolge von Olympia-Siegen  
 unsere Flagge sieben Mal hochgestiegen!  
 Demzufolge laßt uns brüllen:  
 „Hoch ...!“

(nach Belieben auszufüllen). [...]  
 Lassen wir die Stadion-Helden ruhn.

Denn dies amsterdamer Treiben, wie ich meine,  
 ist das Spaßvergnügen aufgeregter Skatvereine.

Tucholsky, strenger Beobachter der Olympischen Spiele von Amsterdam, diagnostiziert, daß Medaillen und Olympiasiege das Publikum einen, gleichgültig für welches Land es fie-

<sup>37</sup> Zeichnung von Curt Mueller. In: Koch, Herbert/Mueller, Curt, 1937, 23.

<sup>38</sup> Tucholsky, Kurt, 1975d, 197f.

bert. Das scheint eine anthropologische Konstante zu sein, nicht umsonst können die „Hoch...!“-Rufe beliebig im Vers – je nach Nation, die zu bejubeln ist – ausgetauscht werden. Deswegen gibt Tucholsky seinen Lesern den Rat, den Sport nicht zu ernst zu nehmen, denn das Ganze soll ja nur ein Spiel, ein Spaß sein. Aber dieser Tip wird zu selten umgesetzt. Betrachten wir den Sport zum Beispiel aus der Perspektive eines spezifischen Zuschauertyps, dann sieht die Welt recht ungehobelt aus. „Renatus Wolkensaum, der Sensitive“, steht im Mittelpunkt von Karl Schnogs Gedicht *Körper und Geist. Studie aus dem Sportpalast: Boxkampf Schmeling – Bonaglia* (1929).<sup>39</sup> Renatus „sehnt sich nach Alltag.“ Er begibt sich, obwohl das ja gar nicht sein Terrain ist, in den Sportpalast. Der Sensitive wird dort zunächst arg strapaziert: „Hier dröhnt aus weiten Nüstern wildes Schnaufen./Pfui, wie die Menge sich am Blutdunst letzt!/(Renatus’ Brille ist schon angelaufen,/und seinen Stuhl hält ein Athlet besetzt).“ Renatus wird hin- und hergeschoben, er taumelt völlig orientierungslos zwischen dem tobenden Publikum herum. „Jung-Renatus friert“ sogar vor lauter Angst. Seine Welt läuft aus der Spur: „Die Welt hier, scheint ihm, kreist um andre Achse/als seiner Seele ruhevoll Idyll.“ Es ist nachvollziehbar, daß der Sensitive, konfrontiert mit solch einer brutalen Veranstaltung, in der er hoffte, den ersehnten „Alltag“ zu finden, erschüttert ist. Aber es geschieht Erstaunliches: Wie in Gerhard Nebels *Fußball und Sonnenball* läßt der Distanzierte sich mitreißen. Nebels Vermutung, daß der Mensch seinem Wesen nach Parteigänger sei, trifft auch auf unseren Zuschauer zu, denn plötzlich „schwebt Renatus hoch zu Stuhl,“ und er reiht sich begeistert in das Gegröhle der blutdürstigen Masse ein:

Und plötzlich hört Renatus seine Fistel,  
hört seine Stimme, die im Chor sich wiegt.  
Fahrt hin: James Joyce und Rilke und Daudistel.  
Bonaglia sank und Schmeling hat gesiegt!!!

Renatus Wolkensaum, der Sensitive,  
fand sich im Alltag. Um sein Aug’ gleißt Glast.  
Er sieht die Welt aus anderer Perspektive  
und – geht jetzt täglich in den Sportpalast!

War noch kurz zuvor sein bisheriges „Idyll“ mit der Sportpalastwelt unvereinbar, so verabschiedet er sich urplötzlich von seiner sensitiven Welt; die kulturellen Spitzenvertreter, wie Joyce und Rilke, die bisher Renatus’ Leitsterne waren, versinken in Bedeutungslosigkeit. Er tauscht seine Weltachsen bedenkenlos um. Machtvoll setzt sich das Boxen durch, die heißgelaufene Intellektualität findet im Sport ein kompensierendes Gegengewicht. Der herbeigewünschte Alltag knockt, wenn man so will, die intelligible Welt des Sensitiven aus dem Ring.

Ein vergleichbares Zuschauerphänomen finden wir auch beim Stierkampf. Trotz vehementer Kritik ist dieses Ritual, dieser Wettbewerb, nicht totzukriegen. Die körperlichen und symbolischen Zeichen, die dort dem Publikum geboten werden, scheinen archetypische Be-

---

<sup>39</sup> Schnog, Karl, 1929, 36f.

dürfnisse zu befriedigen. Darüber wurde und wird viel spekuliert und diskutiert. Einer seiner prominentesten Verehrer und Verteidiger, Ernest Hemingway,<sup>40</sup> hat so manche Lanze für ihn gebrochen. Aber das alles soll hier nicht interessieren, schauen wir uns lieber zwei Stierkampftexte an. 1927 erschien Kurt Tucholskys *Stierkampf in Bayonne*, er beschreibt die üblichen Kampfrituale über mehrere Seiten hinweg kritisch. Aber am Ende seiner Ausführungen erfolgt keine kategorische Ablehnung, die wäre zu erwarten gewesen. Statt dessen erfährt der Leser folgendes: „Da kommen die Leute zu Hauf aus dem Mordturm – wenn ich noch einen Wagen haben will, muß ich mich beeilen. Eine Barbarei. Aber wenn sie morgen wieder ist: ich gehe wieder hin.“<sup>41</sup> Diese Aporie, die uns schon eine Weile begleitet, findet sich auch bei Tucholsky: einerseits die Ablehnung der Barbarei, andererseits jedoch die Zustimmung.

Egon Erwin Kisch rechnet 1934 in *Der Stier und sein Gegner* auf recht interessante Weise mit dem Stierkampf ab:<sup>42</sup> Wir befinden uns in Spanien, es gilt, ein Fest zu feiern: „Alljährlich kommen zu dem Gründungsfest des spanischen Christentums Zehntausende von Betern und Beterinnen, Büßern und Büßerinnen und auch eine Reihe von Stieren in die aragonische Provinz“.<sup>43</sup> Damit sind die Fronten geklärt, auf der einen Seite die Büßer der Christenheit, auf der anderen die Stiere. Kisch schildert den Kampf mit dem gesamten Drumherum aus der Sicht eines Tieres: „Wir greifen einen von den Stieren heraus und nennen ihn Señor N.“<sup>44</sup> Als die Schlacht beginnt, interpretiert Señor N. seine Situation zunächst naiv-unschuldig: „da öffnet sich plötzlich die Tür, und er läuft ins Helle hinaus, nachzusehen, was los ist. [...] Vier Männer reiten in die Manege, Hellebarden in der Hand. Komische Onkels, wollen die mich etwa angehen?“<sup>45</sup> Sie wollen. Der Stier und die Pferde müssen im Verlauf des Kampfes Verletzungen einstecken. Dann kommt die Wende: Der Leser des Textes wird diese vielleicht mit Genugtuung quittieren, denn nicht umsonst schildert Kisch die Finten Señor N.'s aus der Perspektive des Tieres, ein deutliches Identifikationsangebot für den Rezipienten. Dem Stier geht plötzlich ein Licht auf, er wendet sich „nicht mehr gegen Tücher und Tücherschwenker“, „sondern gegen einen der Pferdeknechte,“ und dem rammt er beide Hörner in den Unterleib: „Ohne eine Sekunde der Stockung geht der Tanz weiter. Daß da ein Mensch vor aller Augen zerfetzt wurde, berührt nicht die Herzen jener, die vor der Bildsäule des Gekreuzigten schmerzerfüllt gebetet hatten, die Frauen nicht und

---

<sup>40</sup> So etwa in seinem Essay *Tod am Nachmittag* (1932). Er gibt eine Einführung in den modernen Stierkampf. Von der Aufzucht der Tiere, über die Technik der Kämpfer und die Rolle der Picadores wird der Leser eingehend informiert. Neben technischen und geschichtlichen Ausführungen spekuliert Hemingway über das Wesen des Stierkampfes. Er betrachtet ihn als kunstvolles, in hohem Maße rituell geprägtes tragisches Spiel, das um das Sterben und das Verhalten des Menschen angesichts der Todesgefahr kreist. Der Stierkampf ist für Hemingway der Inbegriff von heldenhaftem Handeln. Der Held kann noch inmitten der modernen Gesellschaft sein Mann-Sein beweisen, indem er dem Tod gelassen ins Auge sieht. (Vgl. Hemingway, Ernest, 1986.)

<sup>41</sup> Tucholsky, Kurt, 1975c, 17.

<sup>42</sup> Auch Joseph Roth rechnet in seinem Text *Stierkampf am Sonntag* (1925) eindeutig mit diesem Sport und seinem Publikum ab.

<sup>43</sup> Kisch, Egon Erwin, 1985a, 277.

<sup>44</sup> Ebda.

<sup>45</sup> Ebda., 278f.

nicht die Männer.“<sup>46</sup> Damit schließt sich der Kreis. Das christliche Gebaren der Büsser wird angesichts des zerfetzten Knechtes nicht nur in Frage gestellt, sondern ad absurdum geführt.

Wenden wir uns von den grausamen Szenarien ab und betrachten einen Aspekt, der schon mehrmals angeklungen ist: Der Sport kann das Publikum zu einer Gemeinschaft vereinen, das bringt Vor- und Nachteile mit sich, – so können zum Beispiel individuelle oder auch nationale Defizite zeitweilig ausgeglichen werden: Das Schlagerlied *Der Theodor im Fußballtor*<sup>47</sup> von Kurt Feltz erschien am Ende der 40er Jahre. Dieses Lied war ein durchschlagender Erfolg, nicht nur als Schallplatte, sondern auch als Film mit Theodor Lingen. „Entstehungsgeschichtlich befinden wir uns in den ersten Aufbaujahren der Bundesrepublik, für die der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft – unter Sepp Herberger – eine feste, weit über den Sport hinausreichende Markierung darstellt“.<sup>48</sup> 1954 gewann die deutsche Fußballmannschaft in Bern gegen Ungarn den Weltmeisterschaftstitel. Ungeahntes war geschehen, die Nation, die den Krieg verschuldet hatte, konnte plötzlich über den Sport neues Selbstvertrauen erfahren:

Ob du darüber stehst,  
ob du darunter stehst,  
du hast den Fußball,  
und du hast deinen Sportverein,  
Damit der oben steht,  
und nie mehr unten steht,  
gehst du zum Fußball  
und wirst mit all den andern schrein.

Der soziale Ort des einzelnen Individuums, ob arm oder reich, ist, so suggeriert es das Lied, völlig gleichgültig, denn der Fußball vereint sie zu einer Gemeinschaft. War der Sport während des Dritten Reiches in der festen Umklammerung der faschistischen Öffentlichkeit, so wird in dieser Strophe die spezifisch nachkriegsdeutsche Sportideologie offengelegt: „Auf der Suche nach einem Instrument zur Loslösung aus der nationalsozialistischen Vergangenheit bot sich – als scheinbar politisch wertfrei – der Sport geradezu an; mit seiner Hilfe war eine Rückkehr aufs 'internationale Parkett' nicht nur denkbar, sondern wirklich realisierbar! Daß gerade dies doch wieder eine höchst politische Angelegenheit war, übersah man dabei.“<sup>49</sup> So belanglos sind diese Verse folglich nicht, sie geben mehr her, als der erste Blick vermuten läßt. Der Fußball wird als Mittel benutzt, um die allgemeine Kriegsschuld und die individuelle Mittäterschaft zu kaschieren. Fußball, vormals das verschwitzte Proletenspiel, das Lebenselixier für die Massen, boomt in jedem Bereich der Gesellschaft. Das Ballspiel begeistert fast alle überall, weil es sich in seiner archaischen Einfachheit der Komplexität der turbulenten Nachkriegszeit widersetzt. In einer Zeit, in der die sozialen Zusammenhänge sich mehr und mehr aufzulösen drohen, scheint das Lederkicken so etwas wie der letzte ver-

---

<sup>46</sup> Ebda., 280.

<sup>47</sup> Vgl. zur nachfolgenden Interpretation: Riha, Karl, 1984, 243f.

<sup>48</sup> Ebda., 243.

<sup>49</sup> Ebda.

bleibende gemeinsame Nenner zu sein. Beim Fußball können sich die Bürger als friedliche Gemeinschaft erleben. Deshalb kann das Publikum seine Schuld in eine ausgeglichene „Mittellage“ bringen: „Du bist kein Übermensch,/du bist kein Untermensch,/du bist ein Sportsmann, und du hast deinen Sportverein.“ Sport wird damit wieder, wenn auch mit verdeckten Mitteln, politisch – in Form von Schuldverdrängungsakten – weitergeschrieben. Anders hingegen reagiert Günter Grass in seinem Fußballgedicht *Nächtliches Stadion*,<sup>50</sup> es erschien ebenfalls in der Wiederaufbauphase, 1955:

Langsam ging der Fußball am Himmel auf.  
Nun sah man, daß die Tribüne besetzt war.  
Einsam stand der Dichter im Tor,  
Doch der Schiedsrichter piff: Abseits.

Zwar wird das typische Fußballvokabular erwähnt, aber es wird metaphorisch umgedeutet. Nicht das Ballspiel steht im Mittelpunkt, auch nicht die Zuschauer, vielmehr steht – in dieser surrealistisch anmutenden Szenerie – ein Dichter im Tor. Dichter und Tor, diese beiden wollen nicht so recht zusammenpassen. Der Arbeitsplatz des Versemachers kann dort nicht sein, deswegen steht er im „Abseits.“ Grass läßt sich nicht auf das gängige Programm ein, Sport und Zuschauer zu verbünden, denn er weiß, daß diese Verbindung, wenn sie ideologisch aufgeladen wird, unabsehbare Folgen nach sich ziehen kann. *Nächtliches Stadion* erweist sich als zu sperrig, es verstellt der Öffentlichkeit von vornherein die Möglichkeit, sich an attraktive Identifikationsangebote anzukoppeln. Dieses Gedicht ist immun gegen den Sport, jedes erdenkliche Publikum würde an ihm abprallen.

Sport wird aber in der Regel immer wieder in die Dienste der unterschiedlichsten Institutionen und Machtinteressen genommen. Der Zuschauer muß diese Bewegungen zwangsläufig, Ausnahmen bestätigen die Regel, mitvollziehen: Ein Bindeglied zwischen Beobachter und Wettkampf ist nicht selten das Geld, der Profit, – beide steuern sowohl Aktive als auch Passive. 1928 stellte Frank Thieß zu Recht fest, daß die Führer der Sportbewegung „heute in der Hauptsache Veranstalter, Manager, Geschäftsleute“<sup>51</sup> sind. Und die wollen vor allem das größtmögliche Publikum zu ihren Veranstaltungen locken. Das kann dann folgendermaßen enden: 1917 wurde Georg Kaisers Stück *Von Morgens bis Mitternacht* uraufgeführt. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein Kassierer, der seine Bank beraubt hat. Nach dem Raub begibt er sich auf die Suche nach dem wahren Leben. Daher hetzt er von morgens bis mitternachts durch die Stadt, er findet jedoch keine Erfüllung. Während seiner Odyssee kommt der Dieb in den Sportpalast, dort wird gerade ein Sechstagerennen<sup>52</sup> ausgetragen. Sollte hier, wo die „Zuschauermenge aus Höhe und Tiefe“<sup>53</sup> brüllt, der Lebenssinn zu finden sein. Zu-

---

<sup>50</sup> Grass, Günter, 1987b, 40.

<sup>51</sup> Zit. nach: Schwarz, Karl, 1967a, 15.

<sup>52</sup> Leo Kreutzer weist in seinem Aufsatz *Das geniale Rennpferd – Über Sport und Literatur* auf die Bedeutung des Sechstagerennens hin, dort „konnte der Expressionismus ein Symbol seiner Gesellschaftskritik, aber auch seiner Menschheitsutopie erkennen. [...] ein Rennen, dessen Motor das Geld ist [...], Abbild einer sinnlos hektisch hastenden Welt, einer kapitalistisch deformierten Gesellschaft.“ (Kreutzer, Leo, 1970, 563.)

<sup>53</sup> Kaiser, Georg, 1994, 35.

nächst glaubt der Kassierer das, denn er ist von der vermeintlich eindeutigen Symbiose zwischen Radsport und Publikum, die auf der Bahn zu sehen ist, begeistert. An diesem Ort findet der Räuber, wie er glaubt, das *Sein* pur vor: „Das ist letzte Ballung des Tatsächlichen. Hier schwingt es sich zu seiner schwindelhaften Leistung auf. Vom ersten Rang bis in die Galerie Verschmelzung. Aus siedender Auflösung des einzelnen geballt der Kern: Leidenschaft! Beherrschungen – Unterschiede rinnen ab.“<sup>54</sup> In seiner Begeisterung setzt der Kassierer 50.000 Mark auf den Sieger. Doch plötzlich wird die *verdichtete* Sportwelt verwässert. Die Nationalhymne wird gespielt, die Administration, in Gestalt des Königs, taucht im Sportpalast auf. Das irritiert den spendablen Stifter, vor allem „dieses jähe, unvermittelte Schweigen oben und unten“.<sup>55</sup> Die erregte, spannungsgeladene Beziehung zwischen den Zuschauern und den Rennfahrern wird durch den Auftritt der „Hoheit“ abrupt gekappt und in ihrer autoritätsgläubigen Struktur entlarvt. Wieder wird der Kassierer enttäuscht, im Sportpalast findet er nicht den Sinn des Lebens. Die Macht des Geldes, mit dem er die Begeisterung des Publikums kurzfristig steigern konnte, hat eben Grenzen.

Bei Brecht dagegen beweist das Geld seine volle Durchschlagskraft, nicht nur bei den Zuschauern. 1926 begann er die Arbeit an einem Boxerroman mit dem geplanten Titel *Renommée*. Als Vorbild diente ihm der Kampf zwischen Jack Dempsey und Georges Carpentier, der fand am 2. Juli 1921 in Jersey City statt. Sieger wurde Dempsey nach der vierten Runde. Das Publikumsinteresse war für damalige Verhältnisse enorm, es fanden sich „genau 80183 Zuschauer ein und zahlen dafür fast 1,8 Millionen Dollar. In der ersten Reihe sitzen Charlie Chaplin, Douglas Fairbanks, Henry Ford und eine große Anzahl von Dollarkönigen aus allen Sparten. Millionen Menschen werden durch die erste Radiübertragung großen Stils Ohrenzeugen des Kampfs“.<sup>56</sup> Wo sich so viele Boxbegeisterte sammeln, da läßt sich auch reichlich Geld verdienen. Das ist auch Brechts Meinung, deshalb steht im Zentrum seines Entwurfs nicht das Boxen, sondern „interessanter ist es schon zu sehen, wie ein Mann durch Boxen Geld und Ruhm verdient und wie er es anfängt, daß er dann den Ruhm noch einmal zu Geld macht, kurz: wie ein Mann 'sich macht'“.<sup>57</sup> Brechts Held, George Carrare, wird in einer Hafenkneipe in Marseille bei einer „Keilerei“ als Boxer entdeckt. Der zukünftige Star ist aber kein erstklassiger Sportler, – von seinem Manager wird er allerdings als ein solcher verkauft. Die reale Leistungsfähigkeit Carrares wird durch bewußt angelegte Medienstrategien vertuscht. Er wird als „Gentleman erster Klasse“ angepriesen und verkauft. So betreibt er zum Beispiel Reklame für eine Modefirma, nicht umsonst wird er der „schöne George“<sup>58</sup> genannt. Aber hinter dieser Fassade steckt kein Weltklasseboxer. Carrare ist sich dessen bewußt: „George weiß, daß er kein Boxer erster Klasse ist. Dies ist sein Geschäftsgeheimnis.“<sup>59</sup> So aber funktioniert nach Brecht der Sport: Ein Kämpfer wird von Managern aufgebaut, das Publikum akzeptiert – beeinflusst durch die Werbeattacken – den Mann, und

---

<sup>54</sup> Ebda., 41.

<sup>55</sup> Ebda., 44.

<sup>56</sup> Berg, Günter (Hg.), 1995, 146.

<sup>57</sup> Brecht, Bertolt, 1989, 423.

<sup>58</sup> Ebda., 424.

<sup>59</sup> Ebda., 425.

dann kann der gewinnträchtige Zweikampf stattfinden. Carrare wird aber von der marktwirtschaftlichen Dynamik überrollt, denn „nun beginnt das Kesseltreiben zweier Kontinente, die mit Zeitungsartikeln, Privatwetten, gesellschaftlichen Repressalien den schönen George in einen Kampf um die Weltmeisterschaft hineintreiben.“<sup>60</sup> Die potentiellen Zuschauer, die von den werbewirksamen Kampagnen massiv determiniert wurden, wollen verständlicherweise, daß der Faustkampf stattfindet. Die selbsterfüllende Prophezeiung, die von Georges Manager gezielt inszeniert wurde, trägt ihre Früchte: Das Publikum hält Carrare für einen brillianten Boxer. Der „schöne George“ muß kämpfen, eine Flucht ist undenkbar. Logischerweise verliert er den Kampf: „Eine Stunde später liegt George Carrare, drei Pfund Mullbinden um den Kopf, aber eine Zigarre in dem zerschlagenen Gebiß, und fröhlich wie ein Kind, daß alles vorüber ist, in einer kleinen Box unter der 30 000-Menschen-Arena: der Krampf fällt von ihm ab, er kann nicht mehr gezwungen werden, der größte Boxer der Welt zu sein.“<sup>61</sup> Sein Manager und das Publikum verlieren ihre Macht über den Geschlagenen, denn nach der Niederlage ist er, vom finanziellen und sportlichen Standpunkt betrachtet, für beide bedeutungslos, denn Carrare wird keinen Herausforderer mehr finden. Bleibt noch festzuhalten, daß Brecht den Roman nicht mehr beendet, weil er inzwischen mit dem Kommunismus sympathisiert, und dort interessiert – zumindest laut Theorie – der individuelle Kampf eines Boxers keinen Menschen.

Ungleich tragischer geht es 30 Jahre später in Alfred Opels Hörspiel *Durst vor dem Kampf* zu. In sechs knappen Bildern werden die letzten 24 Stunden eines jungen Boxers, Tony Kelly, dargestellt. Er wird von seinem Trainer, seinem Manager, dem Publikum und von seiner Ehefrau verkauft. Vor dem entscheidenden Boxmatch soll er nichts trinken, damit er sein Gewicht hält. Aber kurz vor dem Kampf greift er zur Wasserflasche. Er verliert das Duell und stirbt an den Folgen der Schläge, die er einstecken mußte. Kelly wird nicht wegen des zugelegten Gewichts niedergeschlagen, sondern weil er im Vorfeld von den Verkaufsstrategien zermürbt wurde. Schauen wir uns einmal eine Szene genauer an. Tony, seine Frau und der Reporter Mr. Farrell bereiten eine Werbekampagne vor. Farrell vertritt die Interessen der siegeshungrigen Zuschauer und seiner Zeitung. Er demütigt den Boxer, weil er ihn zwingt, die seltsamsten Verrenkungen vor der Kamera zu absolvieren: „Und jetzt ein ganz spezielles Bild für unsere Leserinnen. Ziehen Sie den Schlafrock aus, Tony – und entwickeln Sie Ihren ganzen männlichen Charme.“ Der Boxer ist jedoch nicht in der Lage, sich zu wehren. Seine Frau, die den Reporter zügeln will, bringt den Vermarktungsmechanismus auf den Punkt: „Er ist ja kein Tier, das am Markt verkauft werden soll; er ist ein Mensch. Ich bitte Sie, seien Sie menschlich.“<sup>62</sup>

Die Zuschauer können jedoch, wenn es um Profit geht, helfend eingreifen oder – wie im folgenden Text – dazu aufgefordert werden. Sigismund von Radeckis Erzählung *Internationales Ringkampf-Championat* (1936) berichtet von solch einem Fall. Radubny, ein etwas

---

<sup>60</sup> Ebda., 424.

<sup>61</sup> Ebda., 426.

<sup>62</sup> Opel, Alfred, 1956, 17.

unbeholfener, naiver Ringer, fährt nach Petersburg zu einem Ringerwettkampf, dort gibt es immerhin 5000 Francs zu gewinnen. Der gutgläubige Radubny wird von den Veranstaltern sofort instruiert: Er darf auf keinen Fall das Turnier gewinnen. Ein anderer Ringer wurde vor den Wettkämpfen schon inoffiziell als Sieger festgelegt. Solche Schaukämpfe, die vorher abgesprochen werden, fügen sich nicht in die eingefahrenen Denkgewohnheiten Radubnys ein, er kann die unsportliche Absprache nicht nachvollziehen und umsetzen. Prompt gewinnt er drei Kämpfe und damit auch das Turnier. Nach dem Sieg bekommt er es mit der Angst zu tun, denn hinter dem Ring standen die „Fleischkolosse mit dem Ollen – drohend wie eine Knochenzerbrechungsmaschine“. Radubny verharrt jedoch am Ort des Geschehens, – plötzlich spricht er zum Publikum: „Meine Herrschaften! Teures Publikum! (Applaus!) [...] ich bitte Sie – helfen Sie mir dazu, daß ich zu meinem Gelde komme.“<sup>63</sup> Er erklärt den Zuschauern sein Dilemma, die zeigen Verständnis für die prekäre Situation, und ihnen wird ebenfalls klar, daß auch sie betrogen wurden. Die menschlichen Zerbrechungsmaschinen weichen schließlich zurück, weil sie Angst vor dem gellenden und pfeifenden Publikum bekommen. So kommt Radubny unter dem Beifallssturm der begeisterten Masse doch noch zu seinem tapfer verdienten Geld.<sup>64</sup> Die Zuschauer können sich also aus der Umklammerung der Profitschleife lösen, das funktioniert, weil sie sich moralisch empören. Wenn Ungerechtigkeiten im Sport vorkommen, kann das Publikum, das haben wir schon bei Kleist gesehen, die Schiedsrichterrolle übernehmen. Deswegen verwundert es nicht, daß auch Philosophen, wie etwa Karl-Otto Apel,<sup>65</sup> immer wieder darauf hinweisen, wie wichtig der Sport als ethisches Vorbild ist.

Entspannter und ohne ideologische Vereinnahmungen wird der Zuschauersport von einigen Autoren seit den 70er Jahren verhandelt, hier hat vor allem Ror Wolf Vorreiterdienste geleistet. In seinen Fußballbüchern *Punkt ist Punkt* (1971), *Die heiße Luft der Spiele* (1980) und *Das nächste Spiel ist immer das schwerste* (1982) greift er den populärsten Massensport der

<sup>63</sup> Radecki, Sigismund von, 1969, 114.

<sup>64</sup> Auf gleichfalls ungewohnte Weise geht es in Melchior Vischers Theaterstück *Fußballspieler und Indianer* (1924) zu. Schimsa, ein Fußballmanager, kann die Zuschauermassen nur noch unter Schwierigkeiten mit neuen Fußballspielern versorgen: „Jetzt ist die Zeit der Eindeckung. Ich habe heute glänzende, erprobte Ware auf Lager. (*Trompetend*) Extraklasse! – Diese Ware habe ich mit größter Mühe zusammengesucht. Im Norden und im Süden, im Osten und im Westen.“ (Vischer, Melchior, 1984, 11.) Um die gestiegenen Zuschauererwartungen vollends zu erfüllen, kauft er sich einen Indianerstamm, der für ihn hochklassigen Fußball spielt. Der erste indianische Fußballspieler, Optio, überredet seine Stammesgenossen zum Fußballspielen: „Ich führe euch einer neuen Zukunft entgegen. Aber zuerst muß hier Baum auf Baum fallen. [...] Aus den Bäumen werden Goalstangen, aus den Plätzen, wo die Bäume standen, Fußballplätze! – Dann wollen wir die Büffel jagen: Ihre Haut brauchen wir zum Leder, das Leder zu den Bällen! [...] Und: Wer wird zwischen diesen Goalstangen stehen, wer wird auf diesen Plätzen rennen und spielen, wer mit den Büffellederbällen Goals schießen – -???! [...] OPTIO selbst in Spannung vorgestreckt, ruft ihnen zu Indianer!!! Alle Indianer springen mit einem Schrei auf und laufen als Masse – die Fußballspieler, die die Bälle hochwerfen, mit fortreibend – wie ein Phalanx vor.“ (Ebda., 181f.) Realistischer geht es dagegen in Silvio Blatters Roman *Love me Tender* (1980) zu. Der Erzähler, ein Journalist, wird von einem Bauunternehmer angestellt, um ein Sportfest zu organisieren. An dem sollen die drei weltbesten Zehnkämpfer teilnehmen, – einer von ihnen soll den Weltrekord brechen. Dieser Wettkampf ist als Werbeveranstaltung für ein geplantes Freizeitzentrum gedacht. Der Erzähler verdeutlicht so die enge Beziehung zwischen Sport und Geschäft.

<sup>65</sup> So etwa 1986 in seinem Vortrag *Die ethische Bedeutung des Sports in der Sicht einer universalistischen Diskursethik*. (Apel, Karl-Otto, <sup>2</sup>1992, 217-246.)

Deutschen auf und setzt ihn literarisch um. Hinter Wolfs Fußballbegeisterung verbirgt sich die Absicht, die Trivialität des Fußballs<sup>66</sup> in seinen gesamten Facetten zu betrachten und diese bewußt mit der tradierten Höhenkammliteratur zu konfrontieren. So sind seine Beschreibungen, Reportagen und Sonette ganz bewußt an der bloßen Materialität des Sports ausgerichtet. Im Nachwort zu *Die heiße Luft der Spiele* weist Wolf auch ausdrücklich darauf hin, daß es ihm nicht einfalle, „diese Texte nachträglich theoretisch anzustrahlen.“<sup>67</sup> Zu Recht stellt Ludwig Harig deswegen die Diagnose, daß Wolf „nie die zeitbedingte Trittbrettfahrer-Mentalität gestützt [hat], nie die opportunistische Position des falschen Soziologen bestätigt, Fußball sei so etwas wie das Ventil herrschaftsbezogener Unterdrückungsmechanismen, im Gegenteil.“<sup>68</sup> Unter diesem Blickwinkel kommt der Zuschauer unverstellt in das Blickfeld des Lesers. Unverstellt deswegen, weil Wolf selbst in die Stadien und seine Umfelder gegangen ist. Zwischen 1969 und 1979 hat er dort sein umfangreiches Material gesammelt: „auf den Tribünen und Stehkurven; bei Busfahrten zu gnadenlosen Auswärtsspielen; in Fan-Club-Kneipen und an den Rändern der Trainingsplätze, wo man die wirklichen Experten trifft, die Naturdarsteller dieses nie zu Ende gehenden Total-Theaters. Es handelt sich also nicht um Stimmenimitation; kein Wort ist erfunden.“<sup>69</sup> Dieses Theater kommt wirklich ohne ideologische Verrenkungen aus. Wollte Brecht seine Zuschauertheorie, die er aus dem Geschehen im Sportpalast deduzierte, noch ideell untermauern, so geht Wolf ins tägliche Fanleben hinein und beschreibt dieses wortwörtlich. In *Die heiße Luft der Spiele* wird im Kapitel *Expertenleben eins bis neun* der Zuschauer in seinem So-Sein unverblümt beschrieben. Betrachten wir einmal den zeitgenössischen Fan aus Wolfs Sicht, einer menschlich-allzumenschlichen. Ein Ausschnitt aus dem *Expertenleben* sei vorgestellt. Die *schwarzblauen Freunde vom Bornheimer Hang* zittern auf der Tribüne für ihre Mannschaft, ein Fan dokumentiert das Spiel: „aber sonst muß ich sagen: trotzdem noch gut besucht, wenn man sich umguckt, die Tribüne fast voll [...] na die Meisterschaft ist entschieden, es geht ja um nix – los abziehen, Hermann ... und raus jetzt, jawohl – er hat mir gesagt, vor dem Spiel, er hat Schmerzen im rechten Fuß – und schauen, Hermann ... und gucken links gucken ... und abziehen Klaus ...“.<sup>70</sup> Über diesen Kommentar gibt es nicht viel zu sagen, weil solche Szenen in ihrer Trivialität und ihrer wohlthuenden Natürlichkeit für sich selbst sprechen.

---

<sup>66</sup> „Die erste zaghafte Sammlung einer Literatur mit ähnlicher Zielsetzung bietet die Anthologie *Trivialmythen* von Renate Matthaei [Matthaei, Renate (Hg.), 1970.], in der auch einige frühe Fußballtexte Ror Wolfs enthalten sind. Die in *Trivialmythen* publizierten Beiträge [...] spiegeln die Entdeckung der 'triviale[n] Künstlichkeit unseres Milieus' [Ebda., 7.] als literarisches Sujet und müssen daher im Kontext der 'postmodernen' Auseinandersetzung mit dem trivialen Mythos gesehen werden. Matthaei habe sich im Hinblick auf die Thematik 'Trivialmythen' eine Anthologie vorgestellt, die 'den medialen Abfall, der sich am Rand unseres Bewußtseins, gewollt oder ungewollt, speichert, aufnimmt und einen neuen Umgang mit ihm probiert. Keine Analyse, keine Illustration, sondern Techniken, vom Gegenmythos der Subjektivität inspiriert, in denen sich die Imagination, sonst in dem Material auf Zwecke fixiert, freispielt wie auch die Kritik, die die Reize als Reize zeigt und umdirigiert.“ [Ebda., 8.], (Raschig, Barbara, 1997, 87.)

<sup>67</sup> Wolf, Ror, 1980, 259.

<sup>68</sup> Zit. nach: Wolf, Ror, 1996, 2.

<sup>69</sup> Wolf, Ror, 1980, 259.

<sup>70</sup> Ebda., 58.

Erhält der Fan bei Ror Wolf schon einen beachtlichen literarischen Stellenwert, so gibt es einen Text, in dem ihm sogar ein Denkmal errichtet wird: Nick Hornbys *Ballfieber. Die Geschichte eines Fans* erschien 1992 in England, 1996 in Deutschland.<sup>71</sup> Geschildert wird das Leben eines besessenen Fans, es ist der Autor selbst: *sein* Verein Arsenal London. Selbstironisch und gelassen und ohne ideologische Zwänge erzählt Hornby in zahlreichen Anekdoten von seiner Kindheit, seinen Eltern, seinem Studium und natürlich vom Fußball, – um den dreht sich seine gesamte Existenz. Fußball, das ist die Konstante in seinem Leben, alles andere – ob Frauen oder Beruf – ist zweitrangig. Grund genug für Hornby, diesem Phänomen nachzugehen. Der erste Satz des Romans sagt eigentlich schon alles: „Es steckt in mir drin, sucht einen Weg nach draußen.“<sup>72</sup> Er spricht von seiner Fußballbesessenheit, sie meldet sich ohne Unterbrechungen, sie will ausgedrückt werden. Für die Medialisierung seiner Leidenschaft gibt es mehrere Umsetzungsmöglichkeiten. Sie wird von Nick als Zuschauer mannigfaltig (Tribüne, Fernsehen, Video, Fankneipe) ausgelebt, außerdem verfaßt er ein Buch. Sein Tagesablauf, so lesen wir, konzentriert sich schon unmittelbar nach dem Erwachen auf das runde Leder: „Ich sehe Limpar auf Gillespie zurennen, rechts vorbeigehen, fallen: ELFMETER! DIXON VERWANDELT! 2:0! ... Mersons kleines Drängeln vorbei an Grobbelaar in Anfield ...“.<sup>73</sup> Nick ist, wie er zugibt, in das Spiel verliebt. Im Verlauf seiner Aufzeichnungen beschreibt er zwar auch die Tiefen seines Fandaseins, aber am Ende des Buches favorisiert er immer noch den Fußball – mit höchster Priorität.<sup>74</sup> Im letzten Kapitel *Ein Sixties Revival* schildert Hornby ein schwergewichtiges Problem, das ihn beim Schreiben plagte. Er hatte Angst, daß er – im psychoanalytischen Sinne – eine Katharsis durchleben würde: „Ich machte mir Sorgen, daß damit alles verschwinden und ich mit diesem riesengroßen Loch zurückbleiben würde, das der Fußball immer ausgefüllt hatte.“<sup>75</sup> Aber die Psychologie versagt vor solch einem komplexen Phänomen wie dem Fußballfieber. Das Gegenteil des Befürchteten stellt sich sogar ein: „Ich habe begonnen, das Elend, das der Fußball bietet, zu genießen. Ich freue mich auf weitere Meisterschaften, auf Tage in Wembley und Siege in letzter Minute [...] natürlich tu ich das, und wenn es soweit ist, werde ich vor Freude durchdrehen wie nur irgendwer.“<sup>76</sup> Hornbys Lebenselixier hat sich damit gegen das Schreiben durchgesetzt und als resistent erwiesen. Vielleicht wird hier Ecos These bestätigt: *Der Sport ist der Zuschauer*.

<sup>71</sup> Es gibt auch ein vergleichbares deutschsprachiges Buch: 1995 erschien Christoph Biermanns *Wenn du am Spieltag beerdigt wirst, kann ich leider nicht kommen – Die Welt der Fußballfans*. Dieser Text ist in Hornbys Denklinie einzuordnen.

<sup>72</sup> Hornby, Nick, <sup>3</sup>1997, 11.

<sup>73</sup> Ebda. – Und Hornby träumt trotz anwesender Ehefrau weiter: „Manchmal, wenn ich mich diesen Träumereien vollständig hingeebe, gehe ich immer weiter zurück, vorbei an Anfield 89, Wembley 87, Stamford Bridge 78, mein gesamtes Fußballleben zieht blitzartig an meinen Augen vorbei. 'Woran denkst du?' fragt sie. In diesem Moment lüge ich. Ich hab überhaupt nicht an Martin Amis oder Gérard Depardieu oder die Labour Party gedacht. Was soll's Besessene haben keine Wahl, sie müssen in solchen Augenblicken lügen.“ (Ebda. 11f.)

<sup>74</sup> Zur selben Einschätzung kommt Jörg Magenau in seinen autobiographischen Aufzeichnungen *Fast wie im richtigen Leben – Aus der Biografie eines Fans*: „Das ist nicht nur eine Marotte, sondern eine Tat, die von Spieltag zu Spieltag zu bekräftigen ist, mit allen Hochgefühlen und Misstimmungen, mit allen Erfolgen und Misserfolgen. Fast wie im richtigen Leben. Unsinn: Da ist das richtige Leben. Nur die anderen Nebensachen sind variabel.“ (Magenau, Jörg, 1998, 53.)

<sup>75</sup> Hornby, Nick, <sup>3</sup>1997, 333.

<sup>76</sup> Ebda.

## Goethe oder: „*Impertinentes Fleisch*”<sup>1</sup>

In Zeiten, wo wieder einmal verstärkt die Rede von der *Wiederkehr des Körpers*<sup>2</sup> und von der *Auferstehung des Körpers im Text*<sup>3</sup> ist, wo der Körper nicht mehr mitspielt, „jedenfalls nicht nach den bekannten Regeln”,<sup>4</sup> ist es angebracht, bevor die Körperproblematik des 20. Jahrhunderts nur einseitig analysiert und dabei vielleicht über- oder auch unterschätzt wird, zur konstruktiven Relativierung und Differenzierung der Komplexitäten einen kleinen Ausschnitt aus der Historie in den Blick zu nehmen. Goethes<sup>5</sup> sportliche Tätigkeiten und ihr Verhältnis zu seinem kulturellen Schaffen bieten sich an, denn auch er unterläuft die tradierten, uns „bekannten Regeln”. Körperliche und sportliche Symptombildungen treten bei dem Dichterstürzen nicht – wie etwa in Bodo Kirchoffs *Body-Building-Schauspiel* – in dramatischer Form auf die Lebens-Bühne. Goethe geht viel sachter, viel gelassener mit der zählbaren Körper-Geist-Einheit<sup>6</sup> um. Diese meldet sich im 18. Jahrhundert symptomatologisch. Die kulturelle Decke wird immer häufiger von hochabstrakten Einschüben, man denke etwa an die idealistische Philosophie, durchsetzt. Indes beherrscht – und das ist Goethes Vorteil – die wissenschaftliche und gesellschaftliche Zweckrationalität noch nicht jeden Lebensbereich. Hier können noch alternative Erfahrungsspielräume, die Sinnlichkeit zulassen, ausgelebt werden. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß die Körperlichkeit unter dem Rationalitätsdruck an Boden verliert; sie benötigt eine Nische, sie „bedarf [...] einer vermittelnden Instanz, welche die [...] Probleme abfängt. Diese Instanz liefert für lange Zeit der Seelenbegriff. [...] Die literarische Positivierung der Seele absorbiert Körperlichkeit [...]. Im Kontext dieses gewaltig anschwellenden 'seelischen' Verkehrs, wie ihn nun für eine ganze Zeitlang die 'hohe Literatur' pflegt, haben die gröberen Leibesübungen aller Art literarisch abgewirtschaftet. Es mag Ausnahmen geben (Klopstock, Herder, Romantik, Goethe), immer

---

<sup>1</sup> Kirchoff, Bodo, 1980, 25.

<sup>2</sup> Vgl. Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph, 1982.

<sup>3</sup> Vgl. Nibbrig, Hart/Christiaan, L., 1985.

<sup>4</sup> Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph, 1982, 10.

<sup>5</sup> Wichtige Anregungen für die folgenden Ausführungen verdanke ich dem Aufsatz *Wahlverwandtschaften? Über Phantasie, Literatur und Sport* von Karl Ludwig Pfeiffer. (Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984.)

<sup>6</sup> Der Dualismus zwischen Geist und Körper wird bis heute als kulturelle Last mitgeschleift: Der Mensch wird als ein widersprüchliches, zwischen zwei Polen oszillierendes Wesen verstanden. Er hat an der Vernunft – als animal rationale – ebenso Anteil wie an den Vitalitätsketten des Leibes. Nicht ohne Grund wird diese Problematik seit über zweitausend Jahren immer wieder diskutiert. Das Fazit dieser philosophischen und soziologischen Versuche läßt sich, so Walter Schulz (Vgl. Schulz, Walter, <sup>4</sup>1980, 335-467 und Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 279-281.), auf einen Nenner bringen: „Überblickt man nun die geschichtliche Entwicklung, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der Mensch praktisch nicht mit dieser Not zu Rande kam.” (Schulz, Walter, <sup>4</sup>1980, 336.) Die moderne Anthropologie prolongiert nach wie vor den überlieferten Dualismus, die Differenz zwischen Geist und Körper wird aber relativiert. Man kann diesen Schritt als „*Vergleichgültigung* der dualistischen Schematik der Tradition verstehen.” (Ebda., 461.) Sport und Literatur müssen sich diesem Dilemma stellen, denn beide stehen im Windschatten von Körper und Geist. Wird diese dualistische Schematik eingeebnet, dann wirkt sich das auf die Begriffsbestimmungen von Sport und Literatur aus. Es gibt keine platonische Idee beider Begriffe, kein Philosoph wüßte sie zu erschauen, denn Sport und Literatur sind „eher *irreführende Ab- und Verkürzungen* eines Problemspektrums [...], in dem sich Begriffe und Begriffsoppositionen wie Körper/Geist/Seele, 'präsentative'/'diskursive' Symbolsysteme (Mythos, Ritual, Literatur), sinnliche Interaktionsformen/Sprache, Spiel/Kampf, Stimulanzen/Drogen, Vital-/Selbsterfahrung usw. tummeln.” (Pfeiffer, Karl Ludwig, 1986, 5.)

aber sind sie problematisch.“<sup>7</sup> Vor allem Goethe gelingt die Vereinigung von kultur- und bewußtseinsfähiger Körpererfahrung, trotzdem ist Vorsicht geboten, denn es handelt sich um eine Ausnahme. Der herzogliche Hofrat konnte, bedingt durch seine exponierte Stellung am Weimarer Hof, die Freiräume, die ihm dort verblieben, vielleicht ein letztes Mal vor der immer stärker werdenden Welle der Zweckrationalität retten. Der „Entzauberung der Welt“ (Max Weber) bietet er auch körperlich die Stirn. So konnte das kulturell bereits Ausgesperrte mit Goethes privilegierter Lebensform noch einmal einen kurzen Auftritt auf den kulturellen Höhenkämmen feiern. Bei Herder dagegen sind beide Kulturen, die moralische und körperliche, längst getrennt, und wir stoßen „an jenen geschichtlichen Punkt, an welchem die leibseelische innere Freude nicht mehr bruchlos in Geistesleistungen übergeht.“ Körpererfahrungen, etwa beim Eislauf, können „lediglich als gesellschaftlich toleriertes Vergnügen, als Entspannung von dem, was [...] an Anstrengung durch Humanität, Arbeit und Moral tagtäglich abverlangt“<sup>8</sup> wird, ausgelebt werden.

Der Autor des *Werthers*, dem der seelische Verkehr auf Dauer lästig wurde, kann es sich jedoch erlauben, die abgewirtschafteten Leibesübungen<sup>9</sup> dem Profanen zu entreißen und ihnen Gastrecht in der hohen Literatur zu gewähren. Zumindest der junge Goethe gleicht aus, er kann die *feindlichen Brüder* noch vereint denken: Körper und Geist, Sport und Kunst sprengen noch nicht auseinander. Ihm gelingt es, die körpertragenden Erfahrungen mit den gängigen kulturellen Spitzenwerten zu vereinen. Wieder markiert Goethe damit eine Ausnahmestellung und überbietet seine Zeitgenossen, denn weder „lassen sich Spiel und gesellschaftliche Existenz gegeneinander ausspielen, noch fungieren, wie weithin in Kampfsportarten von der Antike bis zur Renaissance, die Spiele als die schöne, heitere oder ekstatische Version eines feudalen, kriegerischen Lebens.“<sup>10</sup> Goethe denkt Spiel, Sport und „gesellschaftliche Existenz“ offenbar als Einheit. Diese „spielend erzeugte Bewußtseinslage, welche den Umgang mit der Welt regelt“,<sup>11</sup> reagiert nicht, wie die Sporttheorie allzu oft vermutet, auf die einseitig-zweckrationalen Verhältnisse. Goethe betreibt seine sportlichen Übungen nicht, um die sich allmählich rationalisierenden Lebensbedingungen zu kompensieren. Vielmehr vermischt er Sport und Literatur, wie der von ihm geschätzte Lord Byron, auf höchst produktive Weise. So schreibt er am 11. März 1828 an Eckermann: „Es liegen [...] produktiv-machende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen auch in der Bewegung. [...] Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im freien lebte, bald zu Pferde, bald zu Boote segelnd oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen ühend, war

---

<sup>7</sup> Ebda., 22.

<sup>8</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 289.

<sup>9</sup> Goethe ist zwar kein Sportler im modernen Sinn, aber trotzdem war er körperlich-sportiv tätig: Reiten, Fechten, Eislauf und Schwimmen gehörten zu seinen regelmäßigen Beschäftigungen. Hier sei auf die umfangreiche kommentierte Zitatensammlung Carl Diems [Diem, Carl, 1948.] in seinem Buch *Körpererziehung bei Goethe. Ein Quellenwerk zur Geschichte des Sports* hingewiesen. Siehe ferner zu der Thematik Goethe und Sport/Leibesübungen: Beck, Adolf, 1936; Zilchert, Robert, 1936; Müller-Schönau, H.B., 1936; Oettermann, Klaus, 1950; Goldbeck, Gerhard, 1952; Gassner, August, 1990.

<sup>10</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 291f.

<sup>11</sup> Ebda., 292.

einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben.“ Byron, der 1810 die Meerenge zwischen den Dardanellen durchschwamm und 1818 den Canale Grande bewältigte, um an das Ende der Lagunenstadt zu gelangen,<sup>12</sup> ist ebenso Dichter wie Sportsmann. Körper und Geist, Sport und künstlerische Produktivität werden von Byron gleichrangig verhandelt.<sup>13</sup> Auch auf Goethe trifft das zu, er scheint vor Gesundheit zu strotzen, als er am 23. Dezember 1775 an Heinrich Christian Boie schreibt, „es ist wieder Eis Bahn, adieu ihr Musen, oder mit hinaus auf die Bahn“. Selbstverständlich gibt Goethe den „Musen“ nicht den Laufpaß, vielmehr weiß er beide zu vereinen. Er schreibt im selben Winter das Gedicht *Eislebens Lied*,<sup>14</sup> wo er sein „Liebgen“ übermütig, und das ist typisch für die Sturm- und Drang-Zeit, ihre individuellen Eiskurven ziehen läßt, weit entfernt von den gesellschaftlich „vorgegraben“ Bahnen. Und das funktioniert – bis auf eine kurze Ängstlichkeit – recht passabel, dem „Herz“ droht keine Gefahr:

Sorglos über die Fläche weg  
Wo vom kühnsten Wager die Bahn  
Dir nicht vorgegraben du siehst,  
Mache dir selber Bahn! –

Stille, Liebgen mein Herz!  
Krachts gleich, brichts doch nicht,  
Brichts gleich, Brichts nicht mit dir!

Goethes Kreativität wird, wie man sieht, gerade durch den Eislauf forciert. So schreibt er Anfang Februar 1778 folgende Sätze in sein Tagebuch: „Diese Woche viel auf dem Eis, in immer gleicher fast zu reiner Stimmung. Schöne Aufklärung über mich selbst [...] Vorahnung der Weisheit.“ Diese selbstbewußte Einschätzung, vor allem die Gefühlshochlagen,<sup>15</sup> die zur Verflüssigung der „normalen Bewußtseinsmechanismen“ und damit zur künstlerischen Produktivität führen, werden während Goethes sportlichen Ausflügen immer wieder ausgelöst: „Zahllos sind die Belege dafür, wie Bewegung bei Goethe eine Bewußtseinshöhe und -bereitschaft erzeugt, welche die Phantasie gleichsam entfesselt. Wandern, Bergsteigen,

---

<sup>12</sup> Vgl. Diem, Carl, 1948, 470.

<sup>13</sup> Im 20. Jahrhundert dagegen sieht die Lage bei vielen Schriftstellern anders aus. Thomas Mann und Gottfried Benn waren zum Beispiel davon überzeugt, daß ein produktiver Geist einen morbiden Körper voraussetze. Man denke an Tonio Kröger, Hanno Buddenbrook und Adrian Leverkühn. Auch die Versuche von Wilhelm Lange-Eichbaum, kreatives Schaffen auf die einfache Formel *Künstler/Genie = Wahnsinn* zu reduzieren, das Genie, wie er es nennt, anthropologisch als „bionegativ“ (der Begriff bionegativ umfaßt die gesamte Bandbreite organischer Erkrankungen, psychopathologischer Entwicklungen und auffälliger Verhaltensweisen) einzuordnen, sind heute nicht mehr haltbar. Obwohl die siebte Auflage seines Werkes *Genie, Irrsinn und Ruhm* [1928], die von Wolfgang Rittner zwischen 1985-1993 überarbeitet und herausgegeben wurde, diese Einschätzung teilweise verwirft, läuft aber vieles darauf hinaus, den Künstler als körperlich defizient zu bestimmen. Ein Blick in den abschließenden elften Band, der ein dreizehnseitiges „Verzeichnis der Krankheitszeichen“ (Lange-Eichbaum, Wilhelm, 1996, 184-196.) enthält, spricht Bände.

<sup>14</sup> Goethe, J.W., 1987, 11.

<sup>15</sup> Diese Hochstimmungen finden wir auch in Gerhart Hauptmanns Gedicht *Eislauf*: „Vergessen, vergeben,/im Mondlicht baden;/hingaukeln und schweben/auf nächtigen Pfaden!/Sich selber nur leben!“ (Hauptmann, Gerhart, 1964, 36.)

Reiten, Schwimmen: die Anspannung entspannt, verflüssigt offenbar die normalen Bewußtseinsmechanismen und ihre Inhalte, macht sie produktiv.“<sup>16</sup>

Auch Goethes Liebeskummer, von dem er bis ins Greisenalter hinein geplagt wird, mildert zum Beispiel der Eislauf. Im August 1771 verläßt Goethe nicht nur Straßburg, sondern auch Friederike Brion. Er „fürchtete eine leidenschaftliche Szene“,<sup>17</sup> müßte er sich fester an sie binden. Goethe greift zu seinem Standardrezept für solch pikante Angelegenheiten: Er flüchtet nicht nur in die Literatur, sondern auch in den Sport und versucht, seine Gefühlsverstimmung bei Eislauf, Reiten und Fechten zu stabilisieren. In *Dichtung und Wahrheit* lesen wir darüber folgendes: „Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst.“<sup>18</sup> Diese künstlerische Tätigkeit wird massiv von sportiven Einschüben flankiert: „so traten körperliche Übungen glücklicherweise, [...] gar vorteilhaft hervor, und ich ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene schlendernden, melancholischen [...] Fußwanderungen; [...] Die jüngern Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber tat sich, bei eintretendem Winter, eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren [...] rasch entschloß und es in kurzer Zeit durch Übung [...] so weit brachte, [...] um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen“.<sup>19</sup> Goethe kann es sich in seiner privilegierten Stellung erlauben, seinen Gefühlshaushalt über die Kunst und über den Sport auszugleichen. Doch sein Nischenstatus, der ihn mehr oder weniger von den harten Legitimationsanforderungen der Frankfurter und später von der Weimarer Gesellschaft abschottet, ist, auf Dauer betrachtet, nicht in allen Lebensbereichen durchzuhalten. So zahlt der Dichturfürst in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* der gesellschaftlichen Entwicklung Tribut, auch sein Ideal läßt sich nicht überstrapazieren.

Goethe, der schon mit dem *Werther* seine eigene Genie-Phase kritisiert, distanziert sich schnell von dem Sturm- und Drang-Intermezzo. „Antiker Form sich nähernd“, verpönt er sukzessiv jeglichen Genie- und Originalitätskult. Den Höhepunkt dieser Kritik erreicht der alte Goethe in den *Wanderjahren*. Alles Kreativ-Individuelle wird zugunsten der gesellschaftlichen Gemeinschaft abgewertet. Nicht die einzelne Person ist in den *Wanderjahren* von Bedeutung, sondern die Gemeinschaft, nicht der autonom und zweckfrei schaffende Künstler, sondern der dem gesellschaftlichen Nutzen verpflichtete Handwerker: Der Spezialist widmet sich in der arbeitsteiligen Gesellschaft seiner beschränkten Aufgabe, indem er allen externen Ansprüchen entsagt. Die offene Romanform der *Wanderjahre* deutet bereits darauf hin, daß Goethe Probleme hat, die driftenden gesellschaftlichen Semantiken nochmals zu arretieren. Ein Modell, „das aus einer Gesamtschau heraus eine Weltinterpretation“ liefern könnte, die „große Schlüsselattitüde“,<sup>20</sup> ist nicht mehr einlösbar. So verliert sich

---

<sup>16</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 294.

<sup>17</sup> Zit. nach: Friedenthal, Richard, 1978, 109.

<sup>18</sup> Goethe, J.W., 1975, 580.

<sup>19</sup> Ebda., 580f.

<sup>20</sup> Gehlen, Arnold, 1963, 313.

Wilhelm, der Wanderer, immer wieder in den Komplexitäten der Romanwelt. Sein Wandern ist nicht mehr wie im Frühwerk – zum Beispiel in *Wandrer's Sturmlied* – ein Chiffre ruhelosen, einsamen Schöpfungstums, sondern eine gesellschaftlich vermittelnde Bewegung, die das eigene Ich bis an die Grenzen der Selbstentäußerung reduziert.

Konsequenzen für die körperlichen und geistigen Handlungsmuster tauchen zwangsläufig auf. Beide lassen sich nicht mehr ausbalancieren, wie etwa die Novelle *Der Mann von fünfzig Jahren* zeigt. Die liebenden Seelen geraten auf durchaus zweideutige Weise aufs Eis. Hilarie und Flavio, beide verliebt über's Eis gleitend, können ihre Seelenzustände nur auf der kleinen, eng umgrenzten Eisinsel feiern, außerhalb dieses *locus amoenus* hat diese sportlich-verliebte Strategie eiskalt ausgedient: „Die Eisinsel grenzt eine Insel der Seligen aus, deren psychophysischer Höhenflug in einem komplizierten Entsagungsproblem aber hinterher steckenbleibt. Offenbar erreichen nicht einmal die zwischenmenschlichen Gefühlsspannungen (etwa die diffizilen emotionalen Konfigurationen der Liebe), von den sozialen Befindlichkeiten ganz zu schweigen, die 'Gewißheit einer Gegenwart' auf 'Stahl-' bzw. 'Schrittschuhen'“. <sup>21</sup> Zwar feiern beide auf ihrer eng umgrenzten Eiswelt die Hochlagen der Liebe, aber das sind nur Momentaufnahmen, die gesellschaftlich nicht mehr abgefangen werden können. Die Gesellschaft und die Liebenden sind nicht mehr, wie etwa in den Eislauf-Gedichten <sup>22</sup> des jungen Goethe, zu vereinen. Statt dessen wendet sich das „junge Paar“ intuitiv von den übrigen Menschen ab, denn „jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt“. <sup>23</sup> Die „Weite“ aber bietet, wie kurz darauf deutlich wird, keinen Schutz, denn die Liebenden finden keinen legitimen Freiraum mehr. Das Eislaufen hat ausgespielt: „jemanden zu begegnen wäre widerwärtig gewesen.“ <sup>24</sup> Aber genau dies passiert, ein Vertreter der Gesellschaft, Hilaries Vater, erscheint plötzlich im Hintergrund. Das „fast beängstigte Paar“ versucht zu fliehen, sie suchen auf dem Eis ihre Freiheit. Das gelingt jedoch nicht. Der Vater, Inkarnation aller gesellschaftlichen Attribute, wird erkannt, der Eiszauber findet sein Ende: „Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Überraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden [...], sie wußte nicht, wie ihr geworden war.“ <sup>25</sup> Nach einer kurzen Erholungspause fleht Hilarie Flavio an: „Laß uns fliehen [...], das ertrag' ich nicht.“ <sup>26</sup> Aber die Hochstimmung, die von Liebe und Eislauf aktiviert wurde, ist nicht mehr reproduzierbar, dieser Augenblick ist unwiderruflich vorbei. Hilarie bewegt sich zwar „heftig“ zur „Gegenseite des Schlosses“, aber sie kann ihrer gesellschaftlichen Position nicht enttrinnen. Schließlich kehrt sie mit ihrem Vater und Flavio wieder ins Schloß, in die Gemeinschaft, zurück.

---

<sup>21</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 292.

<sup>22</sup> Gemeint ist hier auch, neben dem erwähnten *Eislebens Lied*, das Gedicht *Die Eisbahn*, das später unter dem Titel *Winter* als Schlußsequenz der *Vier Jahreszeiten* herausgegeben wurde. (Goethe, J.W., 1976b, 267-269.)

<sup>23</sup> Goethe, J.W., <sup>3</sup>1976a, 224.

<sup>24</sup> Ebda., 225.

<sup>25</sup> Ebda.

<sup>26</sup> Ebda.

Goethe kann die auseinanderdriftenden Semantiken nicht mehr harmonisieren, mit ihnen sprengt auch die Körper-Geist-Einheit auseinander. Gefühlshochlagen, die scheinbar von Körper und Geist, Eislaut und Liebe motiviert werden, können lediglich augenblicksweise, aber umzingelt von der Gesellschaft, erlebt werden. Die Distanz, die „zwischen verschiedenen seelischen Befindlichkeiten, die im menschlichen Empfindungshaushalt offenbar bereits herrschen“,<sup>27</sup> ist somit klar erkannt. Die vermeintliche Lösung dieser Konflikte, die vor allem das 20. Jahrhundert beschäftigten, werden schon hier diagnostiziert: „Die Körpererfahrung wird isoliert, die Liebe und die kulturell-sozialen Normen müssen mühsam gegeneinander ausbalanciert werden.“<sup>28</sup> Damit sind die Grenzen und die Differenzen zwischen Körper und Geist bereits bei Goethe angedeutet. Im Verlauf der folgenden Jahrzehnte driften beide mit der sich explosionsartig entwickelnden Industriegesellschaft weiter auseinander. Diese Entwicklung setzt eine semantisch überlastete Kultur voraus, der es nicht mehr gelingt, die Korrelationen zwischen den Subjekten und den tradierten Wissensbeständen in Eindeutigkeiten zu übersetzen. Deshalb wird der Sportkörper als Prothese funktionalisiert, denn er soll die Sinnverluste vitalistisch kompensieren. Diese Einschätzung unterstützt – neben vielen anderen Autoren – 1928 Willy Meisl: „Unsere Zeit der Zivilisation hat ein Loch, hat mehrere Löcher und die sollen verstopft werden oder wenigstens verkleistert werden. Vielleicht ist der Sport ein solches Bindemittel, ein Medikament, den kulturellen Durchfall dieser Epoche einigermaßen zu stopfen, vielleicht soll er die Heilung durch das Gegenteil bewirken.“<sup>29</sup> Nicht umsonst gibt Ulrich, Musils „Mann ohne Eigenschaften“, seiner Geliebten Diotima den Hinweis, „daß Gott, aus Gründen, die uns noch unbekannt sind, ein Zeitalter der Körperkultur heraufzuführen scheint; denn das einzige, was den Ideen einigermaßen Halt gibt, ist der Körper, zu dem sie gehören“.<sup>30</sup> Aber auch die „körperkulturellen Genies“ können die schwindenden Sinninstanzen nicht vollständig<sup>31</sup> wettmachen. Denn der Körper arretiert nur auf den ersten Blick die driftenden Semantiken.<sup>32</sup> Die Reduktion auf die bloße Leiblichkeit kann die Leerstellen nicht binden, denn sie gibt, wie Musil bereits erkannt hat, nur „einigermaßen Halt“. Fünfundsechzig Jahre später unterstützt Bodo Kirchoff diese Argumentation, wenn er sie als „Legende um den gegebenen, durch Torturen des Sports zwar zu verformenden, nie aber zu objektivierenden Körper“<sup>33</sup> entlarvt. Der Körper

---

<sup>27</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984, 293.

<sup>28</sup> Ebda.

<sup>29</sup> Meisl, Willy, 1928, 20.

<sup>30</sup> Musil, Robert, 1987a, 380.

<sup>31</sup> Der Körper kann im Sport und auch im Sexualverhalten, so Luhmann in *Liebe als Passion*, lediglich Komplexitäten reduzieren: „Und wie beim Sport ermöglicht auch hier der Rückzug auf ein sozial als sinnvoll definiertes Körperverhalten, den Sinnunsicherheiten in allen übrigen Lebensbereichen auszuweichen.“ (Luhmann, Niklas, 1990, 204.)

<sup>32</sup> Luhmann dagegen vermutet, daß der Körper als letzte Sinninstanz vielleicht in Frage kommt: „Vielmehr scheint sich der Körper geradezu als Fluchtpunkt der Sinnlosigkeit zu eignen, wenn er nicht in der puren Faktizität beharrt, sondern unter dem Gesichtspunkt von Sport zum Ausgangspunkt einer eigenen Sinnsphäre dient. [...] Er präsentiert den nirgendwo sonst mehr so recht in Anspruch genommenen Körper. Er legitimiert das Verhalten zum eigenen Körper durch den Sinn des Körpers selbst [...]. Und er tut dies, ohne sich an Sinnomänen anderer Provenienz anhängen zu müssen.“ (Luhmann, Niklas, 1988, 337.)

<sup>33</sup> Kirchoff, Bodo, 1995b, 13.

und damit auch der Sport bieten also keine sicheren Sinninstanzen, dieser „Halt“ wird am Ende des 20. Jahrhunderts zunehmend weiter in Frage gestellt.

Dennoch kann die Diskussion über den Körper in der Literatur wichtige Einblicke eröffnen. Die „Wiederentdeckung des Körpers“ sollte durchaus als symptomatologisch verstanden werden. Deswegen ist die Frage interessant, wieso sich gerade Kunst und Literatur diesem Problem so intensiv widmen. Elmar Schenkel gibt einen Tip, er weist darauf hin, daß sich die moderne Diskussion um den Körper an die antike Tradition ankoppelt und von dort Anleihen importiert: „Die alte griechische und anderswo anzutreffende Einbindung des dichterischen Textes in Tanz, Ritual, Musik oder die Bewegung der klassischen Olympiaden steht für den Westen am Ursprung einer solchen Verwirklichung des ganzen Menschen, mit Haut und Haaren.“<sup>34</sup> Lange Zeit wurde diese Tradition vergessen, verpönt, verurteilt und verdrängt, nicht nur vom körperfeindlichen Christentum. Aber dieses Programm kann reaktiviert werden, denn immer „wieder zeigt die Kunst- und Literaturgeschichte Spuren einer Erinnerung an solche Möglichkeiten, wo die Organe über ihre Spezialisierung hinausweisen auf eine andere Ordnung.“<sup>35</sup> Und das ist ein Vorteil der Literatur: Sie kann, bedingt durch ihren fiktionalen Spielraum, reale Defizite imaginär abhängen. Vor allem in Krisenzeiten wird die „andere Ordnung“ in Anspruch genommen, denn wenn der Mensch heimatlos wird, und Nietzsche hat das ja oft genug betont, wird dieser Körper-Weg über die Kunst eingeschlagen: „Und dort, wo der Mensch nicht mehr bei sich ist, fängt er an, um so mehr über sich zu reden. Der Körper selbst ist heimatlos [...]. Dann bleibt ihm nur noch der Sport. Kunst und Sprache der Dichtung könnten diesem Bewußtsein ohne Leib einen Aufenthalt geben, in dem die Erinnerungen wach werden. Sprache könnte zu einem zweiten Leib werden.“<sup>36</sup>

Schenkel weiß, warum er seinen letzten Satz im Konjunktiv formuliert, denn gegenwärtig ist festzustellen, daß der Körper sein Stimmrecht massiv gegen die „Geistigkeit“ zu Wort kommen läßt, aber dieser „vielfältig verschlungene und mannigfach verwickelte Widerstand des Körpers gegen die Zumutungen einer entmaterialisierten Geistigkeit, der zwischen Symptom- und Symbolbildung schwankt, [...] gibt zu denken.“<sup>37</sup> Die Materialität des Leibes, die auf vielfältige Weise in Anspruch genommen wird, ist nicht immer, wie so oft behauptet wird, eindeutig zu erkennen, vielmehr entzieht sich der Körper jeder kategorischen Begriffsbestimmung. Triviale lebensweltliche Erfahrungen verlieren, wenn man genauer hinschaut, schnell ihre naive Transparenz und Glaubwürdigkeit. So kommt uns der Körper, wie Marcel Proust in *Sodom und Gomorra* (1921-23) behauptet, nur als „Gefäß“ vor, letztlich ist er nur eine Hilfskonstruktion, die uns, so kann man sein Argument erweitern, von Sprache und Gewohnheit aufgezwungen wird: „Zweifellos verleitet uns die Existenz unseres Körpers, der uns wie ein Gefäß vorkommt, in dem unsere Geistigkeit eingeschlossen

---

<sup>34</sup> Schenkel, Elmar, 1993, 20.

<sup>35</sup> Ebda., 20f.

<sup>36</sup> Ebda., 20.

<sup>37</sup> Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph, 1982, 10.

ruht, zu der Vermutung, daß alle Güter unseres Inneren, unsere vergangenen Freuden, unsere Schmerzen unaufhörlich sich in unserem Besitz befinden.“<sup>38</sup>

In seiner radikalsten Form tritt dieser Problemkreis vielleicht bei Ernst Mach, dem Mitbegründer und führenden Vertreter des Empirio-kritizismus, auf. Mach, der 1861 mit einer Arbeit über die Helmholtzsche Lehre von den Tonempfindungen habilitierte, behauptet, daß sich Physik, Physiologie und Psychologie in einem dauerhaften Dialog befänden. So kann zum Beispiel der Körper bzw. das erkennende Subjekt nicht eindeutig definiert werden, weil beide sich aus Empfindungskomplexen konstituieren. Eine Anekdote Machs verdeutlicht dies anschaulich: „An einem heitern Sommertage im Freien erschien mir einmal die Welt samt meinem Ich als eine zusammenhängende Masse von Empfindungen, nur im Ich stärker zusammenhängend.“<sup>39</sup> Er diskutiert das alte Problem der Subjekt-Objekt-Beziehung und stellt es auf eine Weise dar, die vor dieser Zeit nahezu undenkbar gewesen wäre. Der Verfasser beschwört ein Erlebnis herauf, in dem ihm zum ersten Mal bewußt wird, daß zwischen der Welt und dem Ich keine unüberbrückbare Schranke existiert. Mach kommt zu der Erkenntnis, daß sich das Ich von den anderen Wahrnehmungen – er nennt sie Empfindungen – nur dadurch unterscheidet, daß diese im Ich verhältnismäßig stärker zusammenhängen. Das Ich, der Körper und die Welt sind somit keine stabilen Entitäten mehr, sie lösen sich vielmehr in fluktuierende Sinneswahrnehmungen auf: „Das Ich ist unrettbar.“<sup>40</sup> Da es für Mach keine Kluft zwischen Körpern und Empfindungen, zwischen innen und außen, zwischen der materiellen und geistigen Welt gibt, existieren Objekt und Subjekt in korrelativer Abhängigkeit voneinander. Noch einmal sei Proust als Zeuge aufgerufen, der übernimmt – vielleicht unbewußt – Machs Modell: Marcel, der Protagonist der *Recherche* beschreibt seine Geliebte Albertine, die gerade schläft, wie folgt: „so sah ich jetzt [...] auf dem kurzen Weg, den meine Lippen bis zu ihrer Wange zurücklegten, zehn Albertinen nacheinander vor mir; dies eine junge Mädchen war wie eine Göttin mit mehreren Häuptern, und das eben noch erblickte Gesicht machte, wenn ich versuchte, ihm noch näher zu kommen, schon wieder einem anderen Platz.“<sup>41</sup> Der Körper ist, und das wird ganz ausdrücklich deutlich, nicht festlegbar. Dieser Proteusfluch begleitet das gesamte 20. Jahrhundert.<sup>42</sup> Der Körper entwirft sich immer wieder auf neue Möglichkeiten hin, ständig variiert er sein Aussehen. Auch seine Extensionen, wie etwa Kleider und Schmuck, verschieben fortlaufend die Grenzen des

---

<sup>38</sup> Proust, Marcel, 1982a, 219.

<sup>39</sup> Mach, Ernst, 1911, 24.

<sup>40</sup> Ebda., 20.

<sup>41</sup> Proust, Marcel, 1982b, 484.

<sup>42</sup> So entlarvt etwa Günter Herburger 1988 in seinem Roman *Lauf und Wahn* den Marathonkörper als Abstraktion: „Die Schwere eines Marathonläufers ließe sich mit dem [...] Bestreben eines magnetischen Monopols vergleichen, der bisher nur mathematisch, nicht physikalisch nachgewiesen wurde. Der Eilende verschachtelt sich, wenn auch immer wieder von Reibungspartikeln und Profilmehchanik gebremst, zunehmend in sich selbst, wird zu einem dreidimensionalen Bild und gewahrt, trotz nagendem Verfall, doch schaukelnd im Stromtal der Erinnerungen, die Stärke radiolarer Tätigkeit, als vermöchte er, den butterweich gewordenen Erdball zu durchschlagen, was dem Monopol hemmungslos gelingt. Das Gerenne wird zur Abstraktion, und in Form von Verlustzuweisungen behüten sich gegenseitig Vision und Wirklichkeit. Später tritt dann Depression ein, Loslösung. Alle diese verschlungenen Akte können sich ohne Unterbrechung durch die Ebenen der Schwäche wie der Frenetik schwindeln, aber sie müssen es nicht tun.“ (Herburger, Günter, 1988, 48f.)

eben noch Wahrgenommenen. Dazu Musil: „Das Problem der Gesamtphysiognomie scheint sich heute noch zu verstecken; obgleich man aus Schrift, Stimme, Schlafstellung und Gott weiß was Schlüsse auf das Wesen von Menschen zu ziehen gelernt hat, die manchmal sogar überraschend richtig sind, hat man für den Körper als Ganzes nur Modevorbilder, nach denen er sich gestaltet, oder höchstens eine Art moralischer Naturheilphilosophie.“<sup>43</sup> Der Körper selbst ist niemals schlechthin gegeben, immer wird er von Modevorbildern, von gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten, geprägt. Folgendes springt als vorläufiges Ergebnis heraus: „Der Körper verkörpert wörtlich und metaphorisch soziale, geschichtliche Einschreibungen, doch wird er nicht gänzlich absorbiert. Er agiert und inszeniert sich als ein zentrales Zeichensystem der Kulturen; doch fällt er mit den Zeichen, die von ihm ausstrahlen, nicht vollständig zusammen.“<sup>44</sup> Er führt also ein Schattendasein, – was sich hinter diesem Schatten verbirgt, werden wir wahrscheinlich nie erfahren, denn das „ganze sehr Zweifelhafte der Körperlichkeit verlangt nach höchster Idealisierung.“<sup>45</sup> Trotzdem taugt die Inszenierung des Körpers dazu, Aussagen über seine Funktionen zu treffen.

Einfacher – aber auch gefährlicher – sind, und das kann man getrost behaupten, jene Körperbilder, die ideologisch instrumentalisiert werden. Bestimmte Weltbilder, etwa totalitäre, werden in wesentlichen Teilen über den Körper vermittelt, denn der soll genauso eindeutig wie die jeweilige Ideologie sein. Daher muß dieses Verhältnis symmetrisch sein: „So werden die Athleten von einem Speicher der sozialen Motorik zum Musterexemplar der nationalen Eigenschaften. Der Körper ist nicht nur ein Bild, sondern die Verkörperung besonderer Qualitäten. Bewegungsweisen werden in moralische Eigenschaften umgedeutet, in eine Art Kernbestand der Nationalmerkmale.“<sup>46</sup> Die Turnbewegung und die Nationalsozialisten haben dieses Programm, wie zu sehen war, fortwährend aktiviert. Dabei wurde nie der Körper *an sich* in Zweifel gezogen, denn er galt als eindeutige Materieeinheit, als glatte und unkomplizierte Projektionsfläche für die gewünschten „Modevorbilder“. Und diese wurden für die geforderten Ideologien planmäßig ausbalanciert.

Ganz eindeutig erkennen wir diese Strategie, auf diesen Autor wurde schon hingewiesen, 1912 in Friedrich Münters Text *Kultur des Leibes – Wege zur Hebung der Volkskraft*. Zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist ihm, neben vielen anderen Kulturkritikern, an einer gründlichen Hygiene des Körpers gelegen. Denn nur durch entsprechende Pflege kann der Leib kriegstüchtig getrimmt werden. Münters Diagnose im ersten Kapitel des Bandes – *Kultur und Körperkonstitution* – ist eindeutig: „Mit einem Körpermaterial, wie es die heutige Jugend im Durchschnitt darstellt, hätten die alten Germanen nicht der Schrecken der römischen Legionen sein und das römische Weltreich zu Scherben schlagen können.“<sup>47</sup> Anders formuliert: Mit solch einem „Körpermaterial“ kann kein erfolgreicher Krieg geführt werden. Um das zu verdeutlichen, führt er Statistiken an, in denen er zu belegen versucht,

---

<sup>43</sup> Musil, Robert, 1987a, 285f.

<sup>44</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1989c, 178.

<sup>45</sup> Musil, Robert, 1976a, 773.

<sup>46</sup> Gebauer, Gunter, 1998, 233.

<sup>47</sup> Münter, Friedrich, 1912, 3.

daß in Rußland ca. 96% und in Deutschland ca. 75% der Männer wehrtüchtig sind. Dieser 21%-Rückstand könne nur aufgeholt werden, wenn das kulturelle Erbe rigoros an die gewünschte Körpersemantik angekoppelt wird. Der Leib soll nicht nur rein militärisch und staatlich-ideologisch gedrillt werden, vielmehr soll auch das bildungsbürgerliche Gedankengut zu seiner Förderung beitragen. Noch wird Kulturelles nicht völlig verdrängt, denn es taugt dazu, den neuen Körpertypus dem gebildeten Publikum anzupreisen: „Bei unserer vielgelobten humanistischen Ausbildung haben wir antike Körperkultur kennengelernt; es ist auffallend, in wie geringem Grade humanistische Gebildete, vor allem auch Philologen von Fach und Kunstgelehrte, die praktische Nutzenanwendung aus der Beobachtung rationaler hellenischer Leibespflge gezogen haben. Euripides sagt: Als vollkommener Mann der Schöpfung gilt nur einer, der mit derselben Hand die Iphigenie schreibt und bei den olympischen Spielen die Siegeskrone sich aufs Haupt setzt.“<sup>48</sup>

Dieses Programm ist bekannt, wieder werden antike Körperideale als Zeugen aufgerufen und als Vorbilder angepriesen. Dieses Modell kann sich allerdings nur durchsetzen, wenn die humanistisch-antiken Vorstellungen zugunsten der militärischen in den Hintergrund treten. Denn die bildungsbürgerlichen Altlasten, die mitgeschleppt werden, können der breiten Bevölkerung in der Regel nicht vermittelt werden. Dieses Problem ist auch Münter bekannt, weswegen er den Vorschlag macht, körperlich „vollkommene Menschen“ auszuzeichnen, damit der „Sinn für Körperschönheit in breiteren Massen entwickelt“ werden könne. Hierzu empfiehlt er etwa das „Ausstellen von Modellen und Bildern, in der Schule und in der Öffentlichkeit.“<sup>49</sup> Solche bildhaften Inszenierungen, die keiner komplizierten hermeneutisch-philologischen Ausdeutung bedürfen, können, wie es ja im Dritten Reich der Fall war, von der Mehrheit der Bürger reproduktiv umgesetzt werden. Diesem Vorhaben zollt Münter ganz bewußt Tribut. Zwar ruft er das griechische Körperideal wieder ins öffentliche Bewußtsein zurück, aber die intellektuellen Potenzen, die sich dahinter verbergen, verabschiedet er zugunsten inhumaner sozialdarwinistischer Ziele. Obendrein ruft er noch einen falsch verstandenen Nietzsche als Zeugen auf, um den neuen „Übermenschen“, der die angebliche Dekadenz der modernen Industriegesellschaft überwinden soll, zu verkünden. Der Körper *an sich* ist, sobald er in die Umklammerung dieser gefährlichen ideologischen Konstrukte gerät, machtlos.

Derlei militaristische Körperprogramme wurden bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges von den unterschiedlichsten Autoren verbreitet. Nicht nur die Turner, die für das „deutsche Ding“ kämpften, stellten sich in diesen vaterländischen Dienst:<sup>50</sup> Mediziner, Psychologen,

---

<sup>48</sup> Ebda., 4.

<sup>49</sup> Ebda., 171f.

<sup>50</sup> Vgl. die Auswahl folgender Werke: *Wege zur körperlichen und geistigen Wiedergeburt* (Möller, Siegfried, 1908); *Sport und Kultur* (Steinitzer, H., 1910); *Der Sport, der Mensch und der Sportsmensch* (Fendrich, Anton, 1914); *Vom Sinn des Körpers* (Tepp, Max, 1919); *Moral der Kraft* (Mann, Ernst, 1920); *Die Entwicklung der Seelenkräfte als Grundlage der Körperkultur* (Hackmann, Hans, 1921); *Die Vernunft des Leibes* (Tepp, Max, 1922); *Der moderne Sport. Populärwissenschaftliche Studien* (Valentich, Ludwig, 1923); *Deutscher Sportgeist. Ein Buch für jeden Deutschen* (Geisow, Hans, 1925); *Geist im Sport. Probleme und Forderungen* (Giese, Fritz, 1925); *Vom Sport zur Kunst. Betrachtungen über künstlerische Körpererziehung* (Sellke, Her-

Biologen, Philosophen, Künstler, Kirchenvertreter und Literaturwissenschaftler, um nur einige Disziplinen zu nennen, konstruierten die jeweils gewünschten Körperbilder und rechtfertigten sie damit fast flächendeckend. Sport und Körper wurden immer wieder von diesen Wissenschaftlern als die umfassenden Erlöser gepriesen, – auch von Anton Fendrich in seiner Abhandlung *Der Sport, der Mensch und der Sportsmensch* (1914). Endlich wird der „Bücherschreiber, Bureausitzer, Redenhalter und Werkstattsklave wieder seines Körpers, seiner Sehnen und Nerven und des ganzen pochenden und schlagenden Wundergetriebs seines leiblichen Organismus inne und froh“.<sup>51</sup> Dieses neue Körperbewußtsein wird aber prompt ideologisch zurechtgestutzt, denn die unmittelbare sinnliche Erfahrung, die prinzipiell recht wertvoll sein kann, wird sofort in gewünschte nationale Bahnen gelenkt. Und die werden kategorisch eingefordert, wie 1920 in Ernst Manns Text *Moral der Kraft*. Er stellt neun Gebote auf, die bei strikter Befolgung die „Volksgesundheit“ heben sollen. Zentrum dieser neuen Kraftreligion<sup>52</sup> ist der Körper, seine Ernährung und sein Training. Körper und Geist stehen in einem Verhältnis klarer Hierarchie zueinander. Nur ein gesunder Leib kann geistig produktiv sein, so lautet Manns drittes Gebot: „Ihr sollt geistig und körperlich hart arbeiten! Harte Arbeit führt zu höchster Krafterhöhung.“<sup>53</sup> Wer da nicht mithalten kann, der sollte vernichtet werden, denn – so lautet sein neuntes Gebot – nur die „Stärksten an Geist und Körper“ können die „Führer und Herrscher der Menschheit“<sup>54</sup> werden. Dieses unselige Gerede erwies sich aber als durchsetzungsfähiges Handlungspotential. Es konnte seine Durchschlagskraft vor allem im Dritten Reich aufs Grausamste beweisen.

1926 versucht Brecht in seinem Essay *Sport und geistiges Schaffen* gegen die Dominanz oder Gleichberechtigung des Körpers anzusteuern, wenngleich nicht als direkter Angriff gegen Münter, Fendrich und Mann, sondern gegen Frank Thieß' Artikel *Dichter sollten boxen*, der im gleichen Jahr in der Zeitschrift *Uhu* erschien. Thieß hält die Menschen, die Sport treiben, für die „besseren“: „Sie haben das Geheimnis der geistigen Hygiene erkannt, sofern ich meinen Körper tadellos intakt halte, meine Energien auf sportliche, gymnastische, auf Freiluft-Dinge richte, diene ich nicht nur meinem Körper selbst, der doch meines Geistes Träger ist, sondern ich diene unmittelbar meinem Geiste“.<sup>55</sup> Thieß aktiviert, formal betrachtet, dasselbe Verfahren wie Münter und seine Kollegen: Er stellt Körper und Sport in

---

bert, 1926); *Hygiene des Arbeitersports* (Marcuse, Julian, 1927); *Die Vergeistigung des Sports* (Dyroff, A., 1927); *Psychologie des Sports* (Peters, Alfred, 1927); *Sport, Sporttrieb, Sportbetrieb* (Hoek, Henry, 1927); *Die Schädigung des religiösen und geistigen Lebens durch das entartete Sportwesen unserer Zeit* (Blum, A. 1929); *Sportpredigten und Sportansprachen* (Kunze, Gerhard (Hg.), 1929); *Über den Körper* (Bongs, Rolf, 1932).

<sup>51</sup> Fendrich, Anton, 1914, 10.

<sup>52</sup> Die christliche Religion wird von Ernst Mann umgedeutet, er bastelt sie zu seiner Kraftreligion um: „Religion ist die privateste Privatsache. Überkommt euch das Gefühl der Andacht, so feiert eure stille Stunde allein in stiller Kammer oder draußen in erhabener Einsamkeit der freien Natur. Kein endloses, träges Beten, kein frömmelndes Faulenzen, kein Opferbringen in seiner perversen Sinnlosigkeit. Nach der Zeit innerer Sammlung zurück ins tatkräftige Leben. [...] Nur dann dienen wir Gott werktätig, wenn wir dies unser Menschenleben bejahen. Gott der Inbegriff aller höchsten Kraft. Das harte Streben nach höchster Kraft ist die intensivste Lebensbejahung, die höchste, die göttlichste Art des Lebens.“ (Mann, Ernst, 1920, 9.)

<sup>53</sup> Ebda., 15.

<sup>54</sup> Ebda., 50.

<sup>55</sup> Zit. nach: Brecht, Bertolt, 1992d, 638.

den Dienst der Kunst. Nur wenn die entsprechende Bewegungsenergie investiert wird, kann der Geist auf höchstem künstlerischem Niveau arbeiten. Auch wenn Thieß inhaltlich völlig anders, eben auf der Kunstebene, argumentiert, so wird gerade hier deutlich, wie flexibel Körpersemantiken in Anspruch genommen werden können. Genau diese Dynamik nutzt Brecht für seine Kritik aus, – er dreht den Spieß einfach um: „Es gibt wirklich, allen Turnlehrern zum Trotz, eine beachtliche Anzahl von Geistesprodukten, die von kränklichen oder zumindest körperlich stark verwahrlosten Leuten hervorgebracht wurden, von betrüblich anzusehenden menschlichen Wracks, die gerade aus dem Kampf mit einem widerstrebenden Körper einen ganzen Haufen Gesundheit in Form von Musik, Philosophie oder Literatur gewonnen haben.“<sup>56</sup> Aber damit gewinnt auch Brecht nichts, denn die gesellschaftlichen Mentalitäten koppeln sich nicht ohne weiteres an den zweckfreien Sport an, den er so sehr schätzt. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall, denn die deutsche Bevölkerung stand damals, wie Fendrich diagnostiziert, „inmitten einer weltgeschichtlichen Bewegung, welche die Wiederentdeckung des Menschen, des *ganzen* Menschen anstrebt. Der Affenmensch, der Steinmensch, der Bronzemensch, alles dies ist jetzt entdeckt. Wir sind nur begierig auf den *neuen Menschen*.“<sup>57</sup> Dieser neue Typus, der körperlich gestählt ist oder sein sollte, zerstört den menschlichen Körper in den folgenden Jahrzehnten millionenfach aufs Grausamste. Solch eine militärische Vereinnahmung des Körpers scheint nach dem Zweiten Weltkrieg in der BRD – zumindest bis zur Gegenwart, nicht mehr möglich zu sein.

In der DDR dagegen sahen die Verhältnisse anders aus. Die Differenz zwischen Körper und Geist steht der Entwicklung der sozialistischen Persönlichkeit im Weg. Deswegen müssen beide Entitäten vereint werden. Johannes R. Becher kappt diese Dichotomie, wie könnte es auch anders sein, dialektisch. In seinen theoretischen Schriften<sup>58</sup> stellt er die Grundlagen für die erhoffte Veränderung des Menschen dar. Becher argumentiert mit Hegels Einschätzung, daß in der Lyrik das Subjekt Objekt der Gestaltung sei, Lyrik für den Dichter damit stets Selbstkonstituierung bedeute. Aber indem er sich selbst entwirft und beschreibt, gestaltet er auch seine Zeit. Deswegen wird für Becher die Poesie zum wichtigsten Erziehungsfaktor. Er gestaltet, in Anlehnung an Georg Lukács, ein von der deutschen Klassik beeinflusstes Menschen- und Geschichtsbild. Dieses Bildungsideal – die „allseitig entwickelte Persönlichkeit“ – sollte auf der Basis der sozialistischen Gesellschaftsordnung zur Grundlage der Kultur- und Bildungspolitik der DDR<sup>59</sup> erweitert werden. Um dieses Ziel zu verwirklichen, muß auch der Körper neu verortet werden. In *Das poetische Prinzip* (1957) stellt Becher seine „Physiologie der Dichtkunst“ vor. Der Titel ist Programm, denn die Körperlichkeit wird

---

<sup>56</sup> Ebda., 122f.

<sup>57</sup> Fendrich, Anton, 1914, 10.

<sup>58</sup> Es handelt sich um die *Verteidigung der Poesie* (1952), *Poetische Konfession* (1954), *Macht der Poesie* (1955) und *Das poetische Prinzip* (1957). Diese vier Schriften wurden auch unter dem Sammeltitle *Bemühungen* herausgegeben.

<sup>59</sup> Becher war nicht immer mit der offiziellen Kulturpolitik der DDR einverstanden, es kam öfters zu Auseinandersetzungen, denn er verortete in seinen theoretischen Schriften die Bedeutung der Literatur nicht nur auf tagespolitische Themen; er kritisiert vielmehr die Tendenz, gesellschaftliche Entwicklungen zu mystifizieren. Deshalb verteidigte er auch solche Werke, die den ästhetischen Anforderungen des sozialistischen Realismus nicht gerecht wurden.

ausdrücklich in die Lyrik eingeschrieben, also in ein genuin geistiges Terrain, – zudem als gleichberechtigter Part. Er erklärt seine Poetik folgendermaßen: „Darunter ist nicht mehr und nicht weniger zu verstehen als unter dem bekannten, häufig gebrauchten und von den Dichtern so wenig praktizierten 'mens sana in corpore sano' [...]. Darum, Dichter, pflege deinen Körper, damit dein Geist sich veredle und deine Dichtung an Harmonie zunehme.“<sup>60</sup> Diese enge Beziehung zwischen Künstler und Sport, die wir schon bei Frank Thieß formuliert fanden, wird zusätzlich ideologisch, also sozialistisch, befrachtet. Das gelingt aber nur, weil Körper und Geist gleichrangig verhandelt werden, denn so können beide produktiv in den Dienst der Gesellschaft gestellt werden: „Sparsamkeit, Training, Disziplin gehören mit zum Arbeits- und Lebensstil unseres Jahrhunderts, und es wäre abwegig, den Sport nur als ein körperliches Erziehungsmittel zu betrachten, als ob Körper und Geist keine unteilbare Einheit bildeten. Der Sport ist ebenfalls ein eminent geistiges Phänomen, er lehrt uns, exakt zu denken und unsere Begriffe in Ordnung zu halten. [...] Das Große, das wir zu verkünden haben, bedarf der Ordnung und Disziplin und darum des Sports.“<sup>61</sup> Diese enge Verknüpfung von Geist und Sport wird dialektisch in eine Einheit<sup>62</sup> transformiert. Das sozialistische Gesellschaftssystem kann so, zumindest nach Becher, in seiner Entwicklung weiter vorangetrieben werden. Lyrisch formuliert Becher seine „Physiologie der Dichtkunst“ in dem Gedicht *Laßt eure Verse teilnehmen am Sportfest*:

Allüberall, wo sich die Körper schmieden  
Und sich elastisch Muskelbänder straffen,  
Dort weilt auch, sich trainierend, mein Gedicht. [...]  
Es ist die Zeit der muskulösen Strophe.  
Es ist die Zeit der hohen Hymne, die  
Gekommen ist, die Dichtung zu erfüllen.<sup>63</sup>

Damit bringt Becher sein Vorhaben auf den Punkt. Im Zeitalter der „muskulösen Strophe“ ist jeder Dichter dazu aufgerufen, nicht nur selbst Sport zu treiben, sondern die Siege der sozialistischen Sportler lyrisch zu preisen. Das gelingt, denn das Gedicht kann in der offiziellen DDR-Literatur auf das gewünschte marxistisch-leninistische Maß ausbalanciert werden. Ob allerdings die Bürger diese literarischen Handlungsangebote flächendeckend ernst nehmen konnten, darf bezweifelt werden. Denn der Körper, der ja schon um die Jahrhundertwende von Mach bis hin zu Musil und Proust in seiner Uneinheitlichkeit analysiert wurde, warf mit Sicherheit auch seine dissoziierten Schatten ins sozialistische System. In den ausgewerteten Sporttexten wurden zwar keine Zweifel und keine Kritik an der staatlich verordneten Körpersemantik gefunden, aber die Vermutung liegt auf der Hand, daß die Gefahr

---

<sup>60</sup> Becher, Johannes R., 1972b, 508f.

<sup>61</sup> Ebda., 530.

<sup>62</sup> Günter Witt bezieht sich in seiner *Ästhetik des Sports* (1982) ausdrücklich auf diese von Becher gemeinte Einheit von Körper und Geist: „Als dialektischer Materialist lehnt BECHER die idealistische Auffassung vom Vorhandensein zweier selbständiger Grundkräfte in der Welt, von Geist und Materie, von Leib und Seele, die unabhängig voneinander existieren und sich entwickeln, ab und vertritt die Position der materiellen Einheit der Welt.“ (Witt, Günter, 1982, 236.)

<sup>63</sup> Becher, Johannes R., 1970, 52.

zumindest latent vorhanden war. Lenin etwa erkannte schon 1909 die Bedrohung, die dem Marxismus durch die empiriokritizistischen Körperverortungen, die heute als zeitgemäß gelten, drohte. Damals erschien sein einflußreiches Werk *Materialismus und Empiriokritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie*. Es wurde in über zwanzig Sprachen übersetzt, die Auflagenzahlen in der Sowjetunion betragen über fünf Millionen. „Unmittelbarer Anlaß der Niederschrift waren die Bemühungen einer Reihe russischer Intellektueller, die erkenntnis- und gesellschaftstheoretischen Positionen des marxistischen dialektischen Materialismus mit der Lehre des westeuropäischen Empiriokritizismus zu versöhnen.“<sup>64</sup> Lenin erkannte die drohende Gefahr: Wenn die Welt der Dinge auf den Bereich der subjektiven Empfindungen reduziert wird, so ist von diesem Standpunkt aus die zentrale These des dialektischen Materialismus von der Erkennbarkeit der objektiven Realität und ihrer primären, von der Erkenntnis unabhängigen Existenz nichts anderes als Metaphysik. Diesem Dilemma entgeht Lenin, indem er den Materiebegriff entsprechend absichert: Die Materie existiert objektiv, das heißt ohne die Voraussetzung irgendeiner Form des menschlichen Bewußtseins. Aber beide, und das ist dialektisch zu verstehen, müssen zwangsläufig synthetisiert werden, denn der Mensch, so will es Lenin, ist das höchste Produkt der Materie. So können Körper und Geist als getrennt voneinander gedacht werden, aber gleichzeitig auch als vereint. Diese theoretischen Konstruktionen wurden zwangsläufig in die DDR-Mentalitäten eingeschrieben: Becher und seine akademischen Kollegen mußten – mehr oder weniger freiwillig – diese erkenntnistheoretischen Prämissen in ihren Arbeiten umsetzen. Der sogenannte postmoderne, westlich geprägte Körper besaß dagegen logischerweise in der DDR keine Realisierungschance.

Im Westen sieht die Lage ganz anders aus. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg werden Sport und Körpersemantik ideologisch entschärft, der Leib besitzt allerdings noch nicht den herausragenden Stellenwert, den er später, etwa seit den 80er Jahren, behaupten kann. Das mag sicherlich daran liegen, daß der Körper für den wirtschaftlichen Wiederaufbau auf die unterschiedlichste Weise in Anspruch genommen wurde, aber so, und das gilt es festzuhalten, daß er nicht als Hindernis, sondern als mehr oder weniger problemlose Einheit verstanden wurde. Musils und Prousts Reflexionen darüber, was denn ein Körper *an sich* sei, wären nur störend gewesen. Diese Fragen stellten sich in den 50er Jahren ohnehin selten, denn der Körper war im Sinne von Elmar Schenkel noch nicht „heimatlos“, – aber er wird es. Denn seit der massiven Computerisierung der Welt sinken angeblich die Möglichkeiten, die Welt samt ihren Widerständen, so will es zumindest die gegenwärtige Diskussion,<sup>65</sup> körperlich zu erleben. Die Übermacht von digitalen Apparaten und Medien abstrahiert unter

---

<sup>64</sup> Koch, Christoph, 1996, 201.

<sup>65</sup> Die angebliche Unübersichtlichkeit der postmodernen, digitalen Welt wird inzwischen zu Recht in Frage gestellt, etwa von Dirk von Petersdorff: „Nichts berechtigt zu der steilen Behauptung, die Welt der Gegenwart sei nicht mehr abbildbar und darstellbar. Das ist eine der Mythen der Moderne, die sich für einmalig hält. So abstrakt wie heute war die Welt noch nie, verkünden zahlreiche Kulturträger. Ach was, sagen wir. Die Welt des Mittelalters war viel, viel abstrakter. Was hat nicht alles dazugehört, Himmel und Hölle, Erlöste und Halberlöste, überhaupt die vielen Zwischenwesen, manche mit Flügeln, voll im Licht, andere tiefgefroren, und das alles ist dargestellt worden in seiner Fülle. *Vere deus, vere homo*. Malen Sie das mal!“ (Petersdorff, Dirk von, 1998, 62.)

Umständen den Körper mehr oder weniger eindimensional. Zu den wenigen Bereichen, wo diese Erfahrungen noch vieldimensional erlebt werden können, gehört der Sport und sicherlich auch der Sex. Daher verwundert es nicht, daß beide in der Öffentlichkeit allerhöchstes Interesse beanspruchen. Sie werden recht unterschiedlich ausgelebt: „Je stärker sich die Wirklichkeit in virtuelle Realitäten verflüchtigt, desto kurioser werden die Versuche, uns zumindest unsere körperliche Wirklichkeit spürbar zu machen: durch Bodybuilding, Tätowierungen, Piercing, Fitneßübungen oder selbstquälerische Diäten.“<sup>66</sup>

Werfen wir zunächst den Blick in die 50er Jahre. Der Körper wird 1956 von Günter Grass in seinem Essay *Die Ballerina* konsequent hinterfragt. Im Zentrum des Textes steht der Körper einer Ballerina. Trotz aller Quälerei ist „dieser Kampf gegen den Körper“<sup>67</sup> ihr Lebenssinn. Er ist ihr „Requisit“, das sie in die selbsterwählte Vereinsamung treibt: „Ihr Körper, dieser dem leicht hysterischen Weinen nahe Auswuchs gequälter, auswärtsgedrehter Schönheit, bleibt, sobald sie mit winzigen pas de courus aus der Kulisse entlassen, ihr einziges Requisit.“<sup>68</sup> Und das muß asketisch behandelt und gepflegt werden, denn nur so kann die Tänzerin optimale Arbeit leisten. Allerdings leidet ihr Körper sichtbar darunter: „Ein zerquältes, zerdrücktes Fleisch versteckt sich in weißen, roten, gar silbernen Ballettschuhen. Die Füße der Ballerina sind häßlich zu nennen. Geschundene, offene Zehen, ein übergroßer Spann.“<sup>69</sup> Zwei Seiten eines Körpers kommen – ähnlich sieht die Lage in Kafkas Text *Auf der Galerie* aus – zum Vorschein: einerseits der harmonische Tanzkörper der Ballerina und auf der Schattenseite der geschundene Leib, die verletzten Füße.<sup>70</sup> „Hier unten sammelt sich, was oben harmonisierte Geste und weiches Lächeln kaschiert.“<sup>71</sup> Aber nichtsdestotrotz: Sie liebt ihre Arbeit, und sie kann sich den Erfordernissen der Zeit anpassen, ihr Körper setzt die gewünschten „Modevorbilder“ willig um.<sup>72</sup> Sie kann ihre Masken beliebig austauschen, aber der reale, verletzte Körper verschwindet im Hintergrund. Lediglich der aufmerksame Beobachter bemerkt, daß ihr wahrer Leib sich konzentriert in den geschundenen Füßen zeigt. Was allerdings hinter der Bühne vorgeht, bleibt dem Zuschauer, wie in Kafkas Text, verborgen. Denn dort klappt ihre Fassade zusammen, die mühsam zusammenkonstruierte und geschminkte Körpermaske fällt, von der Anstrengung gezeichnet, zusammen: „Dann, nach dem letzten Vorhang, fällt die Ballerina gleich einem Kartenhaus, das plötzlich der Zugluft ausgesetzt wird, in sich zusammen. Jedes ihrer sonst so gewogenen Glieder rutscht ins Beliebig. Die Ordnung in ihrem Gesicht, in diesem Teller voll kosmetischer Speisen, lockert sich.“<sup>73</sup>

---

<sup>66</sup> Berg, Günter/Wittstock, Uwe, 1997, 11.

<sup>67</sup> Grass, Günter, 1987a, 13.

<sup>68</sup> Ebda., 8.

<sup>69</sup> Ebda., 9.

<sup>70</sup> Vgl. zu diesem Interpretationsansatz: Fischer, Nanda, 1989b, 104f.

<sup>71</sup> Grass, Günter, 1987a, 10.

<sup>72</sup> Anders dagegen verhält sich die Tänzerin in Alfred Döblins Erzählung *Die Tänzerin und der Leib* (1910). Als sie plötzlich krank wird, entfremdet sie sich radikal von ihrem Körper. Der Haß gegen ihn treibt sie zum Selbstmord.

<sup>73</sup> Grass, Günter, 1987a, 11.

Zwar kann die Ballerina während der Vorführung ihre Körpersemantik ideal – also harmonisch – präsentieren, aber die Stabilisierung dieser Maske erfordert so viel Kraft, daß sie nur für die Dauer der Aufführung aufrecht erhalten werden kann. Die asketische Konzentration auf die tänzerische Selbstkonstituierung, auf dieses „Modevorbild“, gelingt nur in dieser kurzen Zeitspanne, danach zerspringt die vorgetäuschte Einheit: „Jedes Stück der mit viel Mühe und Können arrangierten Ausstellung verläßt seinen Platz. Die Ballerina scheint außer Rand und Band.“<sup>74</sup> Der Preis, den sie zahlen muß, ist hoch, aber sie akzeptiert ihn, weil sie den von allen Zufällen befreiten Bewegungsablauf trotz aller Anstrengung als Lebenselixier benötigt. Und sie wird sich vielleicht ein letztesmal vor dem Publikum „verbeugen“, wenn es ihr gelingt, wie eine Marionette, also vollkommen mechanisch, zu tanzen: „Vielleicht zeigt sich dann die große, ganz und gar künstliche Puppe. [...] Vielleicht werden sich beide vertragen und eine Ehe eingehen, die Marionette und die Ballerina“.<sup>75</sup> Aber diese Künstlichkeit, so formvollendet sie auch sein mag, muß immer noch mit den Schattenseiten des Körpers rechnen, denn die lassen sich nicht unterdrücken. Die „Ausdruckstänzerin“, die Grass als „todernstes Gegenteil“ der Ballerina einführt, verkörpert diese unterirdischen Seiten, sie tanzt barfuß und nicht nach festen Regeln. Das sieht seltsam aus, denn die Barfußtänzerin tanzt „mit ihrer schwierigen Seele und rührt ihre Glieder dazu, als sei ihr privates und obendrein krummes Knie Anlaß genug, das achte Parkett und halbvolle Ränge zwei lange Stunden zu fesseln.“<sup>76</sup> Diese Tänzerin, die ohne ernsthafte künstlerische Ambitionen auskommt, legt lediglich auf den seelischen Ausdruck Wert. Der mag zwar trivial und ungelentk erscheinen, aber die Vermittlung zwischen Körper und Geist, die Balance zwischen beiden, wird zumindest ernsthaft getestet. Die formvollendete, aber seelenlose Ballerina kann jedoch, obwohl sie vor vollen Rängen tanzt, ihre Schattenseiten nicht identitätsstiftend erleben. Statt dessen klappt sie regelmäßig nach jeder Vorstellung zusammen – auch eine Methode, um den Seelenballast abzureagieren. Grass rechnet 1955 in dem Gedicht *Die bösen Schuhe* eindeutig mit dieser „formvollendetsten aller Künste“<sup>77</sup> ab:

Nein, unerträglich ohne dich, Tabak,  
ist dieser Blick in die gestellte Szene. [...]  
Nur wieder Stand, die angewärmte Geste,  
die erst bei dreißig Grad zum port de bras gefriert.  
Wer löst denn diese Haltung ab  
und bricht der Venus unerlaubte,  
der Arktis nachgelaßne Beine?  
Wer nimmt den krustig alten Füßen  
die bösen, spitzen Schuhe ab  
und sagt zur Arabesk vorm Sterben:  
O sei doch barfuß, nackt und tot.<sup>78</sup>

---

<sup>74</sup> Ebda.

<sup>75</sup> Ebda., 14.

<sup>76</sup> Ebda., 9.

<sup>77</sup> Ebda., 14.

<sup>78</sup> Grass, Günter, 1987b, 53f.

Das ist auf den Punkt gedacht. Die Leiden der Ballerina kann der Beobachter nur unter Tabakeinfluß ertragen. Der einzige Ausweg, um diese „Haltung“ abzulösen, ist der Tod.<sup>79</sup> Erst dann kann sie – wenigstens in ihrer nackten Körperlichkeit – ohne jede Verstellung und ohne „Modevorbilder“, Ruhe finden.

Grass stellt so zwei Konzepte von Körperlichkeit vor: einmal das mechanisch-kunstvolle und zum anderen das kreatürlich-seelenvolle. Zwischen beiden kann keine harmonische Beziehung hergestellt werden. Diese Ambivalenzen werden seit den 80er Jahren noch komplizierter verhandelt. Deutlich wird dieser Problemanstieg, wenn man sich zunächst die Spiegelszene in Grass' Essay anschaut: Hier kann der Körper noch über den Spiegel adäquat abgebildet und als eine Einheit interpretiert werden. Der Spiegel ist nichts anderes „als ein Glas, welches alles zurückwirft, überdeutlich, ein unerbittlicher Moralist, dem zu glauben ihr zum Gebot wird.“<sup>80</sup> Dieser „Moralist“ überwacht jede Einzelheit im Bewegungsablauf der Ballerina, jeder Fehler wird sofort sichtbar zurückgespiegelt. Diese Abbildfunktion funktioniert jedoch in Bodo Kirchhoffs *Body-Building*-Buch (1980) nicht mehr, – denn der Körper ist inzwischen, wie Elmar Schenkel feststellt, „heimatlos“ geworden, er kann nicht mehr als Einheit beschrieben werden. Das wird besonders in Kirchhoffs Spiegelszene<sup>81</sup> evident. Es ist ja bekannt: Der Bodybuilder sucht, bewußt oder unbewußt, nach einer ungebrochenen Identität, nach Selbstverwirklichung. Entweder bekommt er diese vom Publikum bei den entsprechenden Wettbewerben zuerkannt –, wenn er siegt. Oder, und das ist die Regel, er sucht sie vorm Spiegel. Der Spiegel an der Wand soll jeden Millimeter seiner Körperoberfläche, jede Bewegung und jede Geste ungebrochen wiedergeben. Dabei darf nicht der geringste Zweifel an der vielleicht doch nicht perfekten Kontrolle des eigenen Körpers aufkommen. Aber der kommt immer auf. Kirchhoff diskutiert das Body-Building in seinem Band nicht umsonst dreifach: als Erzählung, Schauspiel und Essay. Das ist sicherlich gewollt, denn der Körper muß, weil er nicht mehr als Einheit zu fassen ist, von den unterschiedlichsten Seiten betrachtet werden. Vielleicht gelingt es so, den Körper *an sich* zu fassen, denn jede literarische Gattung verschiebt den Inhalt, der in sie eingeschrieben wird, um gewisse Nuancen gegenüber der Konkurrenzgattung. Dergestalt ergeben sich unterschiedli-

---

<sup>79</sup> In den *Hundejahren* (1963) findet die Karriere der Balletttänzerin Jena, die ihren Beruf mit Freude betreibt, ein abruptes Ende. Bei einem Bombenangriff wird sie verschüttet, ihre Füße werden schwer verletzt. Die Personen, die sie bergen, unterliegen zunächst einer Täuschung. Der Balken hatte „ihren rechten wie linken Fuß gedrückt. Nun, da beide Spitzenschuhe den anschwellenden Füßen zu eng wurden, entstand der Eindruck: Endlich hat Jena Angustri jenen perfekt hohen Spann, den jede Ballerina haben sollte.“ Doch dem ist nicht so, diese Wunschprojektion wird von der Realität tragisch verneint: „Man mußte ihr [...] die Zehen beider Füße abnehmen. Sie gaben ihr Schuhe, klobige, für den Restfuß.“ (Grass, Günter, <sup>13</sup>1985b, 342f.)

<sup>80</sup> Grass, Günter, 1987a, 10.

<sup>81</sup> Anne Honer weist in ihrem Aufsatz *Bodybuilding als Sinnprovinz* (1995) darauf hin, daß die Identitätssuche des Bodybuilders, die sich zwischen Muskelbergen und Spiegeln abspielt, auf einen infiniten Regreß hinausläuft: „Spiegel, ganze Spiegelwände, umstellen den Körperbildner in nahezu jedem beliebigen Fitness-Center. Durch sie hindurch schaut er sich zu, schaut er sich an, sucht er verbissen, erwartungsvoll, begeistert oder enttäuscht nach den Spuren, Zeichen und Markierungen seiner qualvollen Anstrengungen, nach dem Muskelfleisch gewordenen Lorbeer seiner schweißtreibenden Mühen, seiner eintönig-zähen Arbeit an jenen widersinnigen Maschinen, die ihn keineswegs physisch entlasten, sondern ihm immer neue und größere Widerstände entgegensetzen. [...] ein tragischer Sisyphos des Industriezeitalters, ein heroischer Kämpfer gegen die widerpenstige Natur seines Organismus.“ (Honer, Anne, 1995, 183.)

che Bausteine und Fragmente, die zu einer präziseren Körperdefinition zusammengefügt werden können – – vielleicht.

Kirchhoffs Werk beginnt mit der Erzählung *Der Mittelpunkt des Universums*. Dieses moderne Welt-Zentrum kommt in der Gestalt eines Bibliotheksangestellten daher, der betreibt Bodybuilding. Dieser Mittelpunkt ist durch und durch narzißtisch. Das gesamte Leben reduziert sich auf die Muskelmasse, mehr existiert für ihn nicht: „Ich rede häufig mit mir. Rede und mache mir nachher Gedanken darüber und antworte mir schließlich auch selber. In den meisten Fällen rede ich zu meinen Muskeln. [...] mein Begehren konzentriert sich auf Beine, auf deren Anblick und sonst nichts.“<sup>82</sup> Aber diese Körperzentrierung kann keine zufriedenstellende Identität stiften. Auch vor dem Spiegel gelingt diese erhoffte Selbstverwirklichung nicht. Jeden Tag setzt sich der Bibliotheksangestellte vor ihn hin, um seine „absolute Ortung“ zu bestimmen. Aber dabei verstrickt er sich in die unendlichen Tiefen des Spiegels: „Unentwegt mein Profil, links und rechts in den Spiegelschächten, ohne Ende – und der Ausgangspunkt ist hier, bin ich sozusagen.“ Diese *Bespiegelung* führt nicht wie bei der Ballerina zu einem klar konturierten Leib, danach sucht der narzißtische Muskelheld umsonst, seine Versuche scheitern. Betrachten wir ihn beim letzten Tages-Anlauf vor der spiegelnden Fläche, der wiederholt sich jeden Abend: „Danach lehn ich mich zurück und versuche mich im ganzen zu betrachten – unternehme einen letzten Versuch und sage halblaut: Komm jetzt, Brust, zeig dich mal ... Sonst mache ich dich fix und fertig ... Doch nichts passiert, nicht einmal auf der linken Seite. Alles bleibt stumm, und ich denke: Impertinentes Fleisch ...“<sup>83</sup> Der Körper bleibt ihm verschlossen, er kann ihn nicht dechiffrieren. Machs und Prousts Analysen, die diese Körper-Fluktuationen, die keine leibliche Ganzheit zulassen, schon Jahrzehnte zuvor diagnostiziert haben, werden von Kirchhoff wieder reaktiviert. Sein *Schauspiel* bringt den Körper im nächsten Versuch auf die Bühne, um ihn dort sprechen zu lassen: „BODY-BUILDING ist in jedem Fall ein Schauspiel; es könnte nirgends besser dargestellt werden als an einer Stätte der Täuschung und Enttäuschung – dem Theater.“ Aber auch hier findet der Körper keine Ruhe, denn die Spiegel, die auf der Bühne aufgebaut sind, entwenden „das Selbst“.<sup>84</sup> Kirchhoffs Diagnose erfolgt konsequenterweise in dem abschließenden Essay *Körper und Schrift*. Er stellt fest, daß Bodybuilding zwar eine Möglichkeit ist, um nach seiner eigenen Identität zu fahnden, aber die Umsetzung scheitert, weil die Prämissen, von denen der Sportler ausgeht, falsch sind: Er glaubt, daß er mit seinem „egozentrischen Erleben“, das nur auf die Anhäufung von Muskelmaterial fixiert ist, zu so etwas wie einer körperlichen Ganzheit gelangt, – die bleibt aber fiktiv: „Und so trainiert der Bodybuilder vor dem Spiegel, ständig auf der Suche nach dem Eigentlichen; [...] ein Spiel um die Unmöglichkeit von dauerhafter, ungebrochener Präsenz – mit andern Worten: von Identität, die unerfüllbar bleibt.“<sup>85</sup>

---

<sup>82</sup> Kirchhoff, Bodo, 1980, 9; 12.

<sup>83</sup> Ebda., 25.

<sup>84</sup> Ebda., 32.

<sup>85</sup> Ebda., 148.

Der Körperkult, der vor allem seit Beginn der 90er Jahre nochmals einen Schub erhält und ausgesprochen massiv auf die gesellschaftliche Bühne tritt, wird uns tagtäglich von den gesamten Medien *hautnah* präsentiert. Früher bedeutete Sport Leibesübung, Schwitzen, Wettkampf und in vielen Fällen noch Kameradschaft, – heute soll er jedoch einer breiten Palette von Bedürfnissen dienen: Fitneß, Schönheit, Wohlergehen, Gesundheit, Spaß, Abenteuerlust, Selbsterfahrung. Diese Trendwellen muten dem Körper einiges zu, vielleicht zuviel. Der Körper als letzter „Fluchtpunkt der Sinnlosigkeit“ gerät unter diesem Bedürfnisandrang arg ins Wanken. Zumindest meinen das seine Kritiker, so etwa Botho Strauß in einer Sequenz aus *Paare, Passanten* (1981). Sein Ziel ist eindeutig, er will die Bürger inmitten der Freizeit- und Konsumgesellschaft kritisch darstellen. Er geht davon aus, daß der Mensch nicht mehr autonom handeln kann, weil er von den Mechanismen der Kulturindustrie durch und durch determiniert wird. Der Ich-Erzähler beschreibt ein Mädchen im Sportdreß, gerade läuft es die Treppe hinunter: „Kein Blick, kein Gruß, kein Zögern, nur dieser schweißige Hauch der ertüchtigten Gliedmaßen, nur der eilige Aufstieg eines ebenso biestigen wie duldsamen, eines so geschäftigen, wie gleichgültigen, so unberührbaren wie verbrauchsintensiven Narzißmus“. Ähnlich wie bei Kirchhoff dreht sich alles nur um den eigenen Körper und um dessen Leistungsfähigkeit und Attraktivität. Strauß aber schaut, wie er meint, bepackt mit dem kritischen Instrumentarium der Frankfurter Schule, hinter die Kulissen, und dort sieht es düster und, wie könnte es auch anders sein, eindimensional aus. Das Mädchen, ein „mit fleischlichem Schmuck versehene[s] Trainingsgerät“, reduziert seine Körperlichkeit, die von der Konsumgesellschaft vorgeschrieben wird, auf ein „Markenerzeugnis aus unseren Jahrzehnten“. Und Strauß wünscht sich zynischerweise, daß man es „töten könnte“ oder „zumindest verwirren, verschandeln, entstellen, unbrauchbar machen könnte, was so kläglich angepaßt und ins Leere gesittet ist“. Dann könnte man vielleicht sehen, was wirklich hinter der Körperfassade, hinter den Modevorbildern verborgen ist. Wenn das Mädchen sich gegen diese Provokation wehren würde, dann würde es vielleicht seine angepaßte „Leere“ durchschauen und verneinen. Aber das gelingt nicht, denn „bliebe nicht jeder Körperhandel [...] unausweichlich ein Akt der Selbstertüchtigung eben jenes *Modells*, das man töten wollte?“<sup>86</sup>

Auch in Elfriede Jelineks *Sportstück* (1998) kommt der Sportkörper oder, und das sind bei ihr Synonyme, der Kriegskörper schlecht weg. Ihre Diagnose ist eindeutig und radikal: „Die menschlichen Körper beim Sport sind wie Pizzaschachteln oder Wegwerfbecher, zuerst sind sie schön, und dann sind sie benutzt, ja: vernutzt!“ Aber durch das Fernsehen wird die Illusion genährt, daß dieser Zustand überwunden werden könnte, denn dort wird der ewig junge und muskulöse Mensch präsentiert, der mit „seiner süßen Verdammungswürdigkeit unsere Bildschirme von innen her mit seinen Muskelfasern streichelt.“<sup>87</sup> Wie bereits bei Kirchhoff, so ist auch bei Jelinek der Körper der „Mittelpunkt des Universums“, denn nach dem Zweiten Weltkrieg, nach dieser „rigiden Abmagerungskur“, dürfen sich die Menschen auf einem

---

<sup>86</sup> Strauß, Botho, <sup>3</sup>1981, 86.

<sup>87</sup> Jelinek, Elfriede, 1998, 27.

anderen „Feld“ beweisen, „glücklicherweise [auf einem] ganz neu hergerichteten Feld.“<sup>88</sup> Und das kommt ausgesprochen trivial daher. War es bei Kirchhoff nur das Bodybuilding, so verurteilt Jelinek den gesamten Sport und alle „Modevorbilder“, die über den Körper definiert werden: „Der Golf GTI ist die Dienstkleidung dieses Körpers. Einsatzkleidung und Dienstkleidung gemischt gilt offiziell als einheitlich, das weiß jedes Sportfest von Polizei und Feuerwehr.“<sup>89</sup> Jelinek instrumentalisiert den Körper auf die unterschiedlichste Weise: Überall dort, wo sie ihre Medienschelte oder was auch immer anbringt, muß der Körper erhalten, denn er bietet genügend Spielraum, eine derart breite Projektionsfläche, daß er für alles und jeden erhalten kann. So oszilliert der frei verfügbare Leib im *Sportstück* zwischen Trivialem und Hochproblematischem, das ist möglich, weil die Körpersemantik nicht klar definiert ist. Aber gerade das macht ihn für die unterschiedlichsten Interpretationen verfügbar, – diesen Spielraum nutzt Jelinek für ihre 'Kulturkritik' ausgiebig. Dieses Vorgehen ist problematisch, denn eins bedenkt die Autorin offenbar nicht: Karl Ludwig Pfeiffer weist zu Recht daraufhin, daß „die Probleme vielleicht weniger im Sport stecken [...], sondern vielmehr in der etwas arrogant gewordenen Selbstverständlichkeit, mit der wir theoretisch, kulturkritisch darüber reden.“<sup>90</sup>

Der Körper muß, wie zu sehen war, im 20. Jahrhundert für alles mögliche erhalten. Auch wenn es so scheint, daß er gegenwärtig der letzte Zufluchtsort des Menschen ist, so steht doch außer Frage, daß er sich aus seiner jahrhundertelangen Diffamierung befreit hat. Und bei aller gerechtfertigten Kritik bietet der neue Umgang mit dem Körper durchaus reale Chancen an, um gegenwärtige Problemspektren rationaler zu regulieren. Auch wenn der Sportkörper von Elfride Jelinek arg strapaziert wird, so sollte man doch die Differenz zwischen dem Sport und seinen ideologischen Instrumentalisierungen immer mitdenken, denn dann wird der Blick für die produktive Verfügbarkeit des Körpers frei. Ohne Zweifel ist am Ende des 20. Jahrhunderts ein enormer Komplexitätsanstieg in der Gesellschaft zu diagnostizieren, der sollte aber nicht dazu verleiten, die gesamten Probleme, die deswegen entstehen, mit oder über den Leib auszutragen. Das wird aller Wahrscheinlichkeit nach, Kirchhoff hat es ja gezeigt, nicht gelingen, denn der Körper tritt immer in der Gestalt des Proteus auf. Vielleicht schlägt Musils „Mann ohne Eigenschaften“, Ulrich, den erfolgversprechendsten Weg ein, er akzeptiert seine Heimatlosigkeit: „Aber ist das der Körper unseres Geistes, unserer Ideen, Ahnungen und Pläne oder – die hübschen inbegriffen – der unserer Torheiten? Daß Ulrich diese Torheiten geliebt hatte und zum Teil noch besaß, hinderte ihn nicht, sich in dem von ihnen geschaffenen Körper nicht zu Hause zu fühlen.“<sup>91</sup> Nicht umsonst gab Musil dem Kapitel, in dem diese Zeilen stehen, den Titel *Eine Abschweifung: Müssen Menschen mit ihrem Körper übereinstimmen?*

---

<sup>88</sup> Ebda., 29.

<sup>89</sup> Ebda., 30.

<sup>90</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1989b, 143.

<sup>91</sup> Musil, Robert, 1987a, 286.

## Sport oder Liebe – „Wer möchte sich für eine rucksacktragende Venus begeistern?“<sup>1</sup>

1937 finden wir in Ödön von Horváths Roman *Jugend ohne Gott* folgende Einschätzung über die moderne Sportfrau: „es gibt keine wahrhaften Frauen mehr, es gibt nur lernende, rudernde, gymnastiktreibende, marschierende Ungeheuer! Ist es Ihnen aufgefallen, daß die Weiber immer reizloser werden?“<sup>2</sup> Diese eindimensionale Diagnose trifft selbstverständlich nicht zu, gleichwohl deutet sie auf eine Verschiebung der Geschlechterrollen hin. Mit dem Einbruch des modernen Sports verändern sich die Grenzen zwischen Mann und Frau signifikant.<sup>3</sup> Die Damen scheinen besonders betroffen zu sein, denn die sportlichen Übungen verändern nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Psyche, „und zwar in einer Weise, die den Idealen der Vorkriegszeit direkt zuwiderläuft. An die Stelle üppiger Körperfülle tritt muskulöse Schlankheit, an die Stelle hingebungsvoller Passivität entschlossenes Handeln: die nervenstarke Athletin ersetzt die nervöse Elfe.“<sup>4</sup> Verallgemeinern kann man diese These zwar nicht, aber sie wird im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer wieder bestätigt. Die Lage sieht vielmehr komplexer und differenzierter aus, denn die symbolische und die reale Welt des Sports schreiben ihre Zeichen auf die vielfältigste Weise in die Geschlechtersemantiken und in die Sportliteratur ein. Besonders auffällig bei der Durchsicht der Literatur war die Einsicht, daß Sport und Liebe nur selten harmonisch miteinander auskommen, – diese Erkenntnis wird in der Folge analysiert.

Tasten wir uns an das beginnende 20. Jahrhundert heran. Zwei Texte stehen zunächst im Mittelpunkt der Diskussion, zwei völlig entgegengesetzte. Sie markieren die jeweils äußersten Pole, zwischen denen die reichhaltigsten Facetten und Schattierungen zwischen Sport und Liebe vorkommen. 1897 erschien Frank Wedekinds<sup>5</sup> Stück *Die Kaiserin von Neufundland*. Die Kaiserin Filissa ist leidend. Sie schildert ihrem Hofarzt, „wie sie fort und fort von unheilvollen Visionen geängstigt ist.“<sup>6</sup> Der Doktor erkennt, was der Hoheit fehlt, – ihre verdrängte Sexualität ist Ursache der „Visionen“. Um die Jahrhundertwende litten nicht selten Frauen unter solchen tagtraumartigen „Verschiebungen“, nicht umsonst konnte Freud seine Theorien aus diesen Irritationen ableiten. Die Libido wurde zwangsläufig in dem rigiden

---

<sup>1</sup> Horváth, Ödön von, 1994, 29.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Heinrich Mann diskutiert die Geschlechterangleichung 1926 in seinem Essay *Sie reichen sich die Hände* ausführlich: „Es kommt darauf an, geistig nicht überbelastet, körperlich aber in Form zu sein, das bewirkt bessere Beziehungen der Geschlechter, ja sogar der Klassen. [...] Das ist neu und wertvoll. [...] Aber die Plattform ist gefunden, auf der man wenigstens nicht mehr kämpft, sondern den Kampf nur spielt. Der Sport ist doch sowohl international wie friedlich. Er lehrt Geschlechter wie Nationen, miteinander gütlich auszukommen.“ (Mann, Heinrich, 1994b, 280f.)

<sup>4</sup> Becker, Frank, 1994, 36.

<sup>5</sup> „Der sexbesessene Wedekind, Zirkusfreund und Athletenfan war geradezu pathologisch ängstlich um sein Wohlbefinden besorgt und hielt sich als Bühnenschauspieler mit Nacktkultur, Akrobatik und Gymnastik fit. Mit 36 Jahren bekannte er in einem Brief: 'Ich bin in diese Übungen geradezu verliebt. So lernt man die schönsten Genüsse des Lebens erst kennen, wenn man schon beinahe gar keine Zeit mehr übrig hat' [...]. Wedekind konnte seinen Hang zum Körperkult auch literarisch ausleben: Berührungssängste hatte er nicht. Kraftmenschen, Zirkusathleten und Gewichtheber bevölkern seine Dramen in geradezu penetranter Weise.“ (Wedemeyer, Bernd, 1996, 18.)

<sup>6</sup> Wedekind, Frank, 1996, 60.

Erziehungssystem<sup>7</sup> deformiert: Die Damen hatten sich zumeist um die Kinder und den Haushalt zu kümmern. Erotische Ausschweifungen waren fast undenkbar, obendrein war die sexuelle Aufklärung ausgesprochen gering. Ein zweites Frauenbild wurde allerdings auch noch hochstilisiert, hier ist Filissa einzuordnen: Der „Psychologismus der Jahrhundertwende“ hatte „gerade in der Frau den bevorzugten Ort der feineren Regungen, der subtileren Spielarten des 'Seelischen' erblickt – [...] Das Fin de Siècle fügt die Palette der hochsensiblen Frauen hinzu, der morbiden Gestalten der 'femme fragile' und der 'femme enfant'.“<sup>8</sup> Diese femininen Gefühlshochlagen sind recht anfällig für Komplikationen, die Kaiserin weiß davon zu berichten, weil sie nicht in die Semantik des Liebes- und Geschlechtslebens eingeführt wurde. Zwar verschreibt der Arzt ihr ein „Heiratsrezept“, aber damit beginnt das Unglück.

Zunächst wird die Stelle des Ehemanns offiziell ausgeschrieben. Verschiedene standesgemäße Bewerber werden abgewiesen – die berühmtesten ihres Faches. Bis sich endlich die Verkörperung des modernen Mannes am kaiserlichen Hof vorstellt. Eugen Holthoff, ein „Mann von herkulischem Körperbau“, betritt den Saal. Unfaßbares geschieht, die Kaiserin „fährt wie magnetisiert von ihrem Thron empor“.<sup>9</sup> Vollends verliert sie die Fassung, als Eugen ein zweihundert Pfund schweres Gewicht mühelos vor ihren Augen in die Höhe stemmt. Damit erweist er sich als heiratswürdig, – einer Eheschließung steht auch nichts im Weg, denn Filissa verliebt sich in Holthoff. Auf Dauer kann jedoch diese Beziehung – dort die brachiale Kraft und auf der anderen Seite die kaiserliche Hoheit – nicht gut ausgehen. Trotzdem heiraten die beiden. Die Kaiserin unterwirft sich bedingungslos ihrem geliebten Mann, denn sie liebt seine „herkulische Kraft“, nur diese Potenz schätzt sie an ihm. Das ist fatal, denn Filissa kann ihre sexuellen Begierden nicht geschlechtlich umsetzen, weil sie auf diesem Gebiet völlig unerfahren und – erziehungsbedingt – lernunfähig ist. Ihre Befriedigung findet sie nur beim Anblick des gewichtestemmenden Gatten. Und der muß obendrein täglich die Lasten steigern, um neue libidinöse Anreize zu setzen. Der Kaiserin genügt zunächst ein 200-Kilo-Gewicht, dann ein 300er, dann ein 400er ... Die Beziehung zwischen beiden bekommt einen Riß, als Eugen das geforderte 2000-Kilo-Gewicht zunächst nicht stemmen kann. Als er es endlich bewältigt, wird sie vor lauter Glück wahnsinnig: „Filissa befindet sich im Zustand höchster Verzückung. [...] Je höher Holthoff das Gewicht hebt, um so wilder wogt ihre Brust, um so rascher fliegt ihr Atem, um so abgebrochener, krampfhafter werden ihre Bewegungen.“<sup>10</sup> Sie führt plötzlich einen dionysisch anmutenden Tanz vor, – gleichzeitig tötet sie im Rausch ihren Pagen. Endlich wird sie überwältigt und eingesperrt, „aufrecht im Käfig stehend, glotzt [sie] mit blöden Augen durch die Gitterstäbe.“<sup>11</sup> Filissia läuft regelrecht psychophysisch heiß, weil sie ihre Libido nicht gattungsspezifisch kanalisie-

---

<sup>7</sup> Die Problematik der sexuellen Verdrängung und des rigiden Erziehungssystems hat Wedekind immer wieder kritisiert, so zum Beispiel in seinem ersten großen Erfolgsstück *Frühlings Erwachen* (1906) oder in *Mine-Haha oder Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen* (1901).

<sup>8</sup> Becker, Frank, 1994, 35f.

<sup>9</sup> Wedekind, Frank, 1996, 67.

<sup>10</sup> Ebda., 80.

<sup>11</sup> Ebda., 83.

ren kann, – sie baut ihre sexuelle Energie vielmehr auf ungewöhnliche Weise ab. Das kann, wie man sieht, auf Dauer nicht gelingen, zumal Eugen seine Leistungsgrenze erreicht hat. Das Objekt der Begierde kann unvermutet nicht mehr für die Triebabfuhr in Anspruch genommen werden. Die Konsequenzen sind fatal. Eugen verschwindet vom Hof, nicht ohne sich monetär einzudecken. Fortan verbringt er seine Zeit in einem billigen Tanzlokal. Dort kümmert er sich vor allem um seine neue Freundin Hulda, und zwar auf eine recht unkomplizierte Weise. Aber Holthoffs Ehefrau stört diese Idylle: Filissa bricht aus ihrem Käfig aus, sucht ihren Gatten und findet ihn schließlich in der Kneipe. Ihre sexuellen Wünsche können jetzt nicht mehr gestillt werden, weil Eugens Kraft rapide geschwunden ist. Er kann nur noch mit Mühe ein 50-Kilo-Gewicht stemmen. Ihm aber gelingt das, was seiner Gattin verschlossen bleibt: Statt seine Potenz über den Sport abzureagieren, sucht er sich eine Geliebte. Filissas Leben verliert damit jeden Sinn, sie bringt sich konsequenterweise um: „Sie teilt hastig ihr aufgelöstes Haar in zwei Strähnen, schlingt es sich um den Hals und erdrosselt sich, die Stirn auf die Diele gepreßt. Sie verendet unter heftigen Zuckungen mit geöffnetem Mund.“<sup>12</sup>

Endete Wedekinds Stück tödlich, so findet sich in der Literatur auch der entgegengesetzte Liebespol: Mann und Frau vereinen sich problemlos im Sport. Gemeinsame Fahrten mit jungen Männern – ein Flirt von Rad zu Rad – brachten nicht selten zwei Radlerherzen einander näher. *Radlerleben und Liebe* lautet dann auch der Untertitel, den Wolfgang Kirchbach seinen *Liedern vom Zweirad* (1900) gab. Hier eine Leseprobe:

Wir lagen am Rheine  
Im grünen Gras,  
Beschauten die Beine -  
Wie nett war das!

Die Rädlein lagen  
An sich gelehnt  
Wie in Behagen  
Ein Pärchen sehnt.

Die Rädlein lehnten  
Am Eichenbaum,  
Wir beide wähten,  
Es wär' ein Traum.

Mannsrädchen das meine,  
Ein Weibchen deins,  
Im Netzrock gar feine –  
Am Berge des Weins.

Die Blumen am Raine  
Im grünen Gras  
Umblühen dir die Beine ...  
Wie nett war das!!<sup>13</sup>

Der trichterartige Aufbau der Strophen ist auf die Vereinigung zwischen Mann und Frau ausgerichtet und angelegt. Zunächst liegt das menschliche Paar im Gras und betrachtet die eigenen Beine, das ist nett, aber schließlich wollen beide mehr. Ihr Wunsch wird in der rechten Strophe deutlich formuliert. Die beiden Räder lehnen nicht nur pragmatisch aneinander, nein, sie tun dies mit „Behagen“, danach sehnt sich auch das Menschenpaar. Diese

<sup>12</sup> Ebda., 90.

<sup>13</sup> Kirchbach, Wolfgang, 1900, 17.

Gedanken werden aber vorerst nicht direkt – face to face – ausgesprochen, sie werden vielmehr über einen sportiven Umweg auf die Räder projiziert. Das Sportgerät bildet so eine Metapher für das Ersehnte, eine recht moderne Einstellung. Direkter geht es im zweiten Doppel-Strophenblock zu, die Annäherung macht Fortschritte. Die beiden Räder werden jetzt geschlechtlich bestimmt. Das ist unverstellt gedacht, der „Traum“ geht in Erfüllung, es kommt, so darf man vermuten, in der letzten Strophe zur Vereinigung des Radlerpärchens, denn was sollen sonst die umblühten Beine bedeuten ...

Zwischen den beiden diskutierten Liebespolen – morbide Verdrängung vs. lustvolle Erfüllung – gibt es vielversprechende Varianten und Abweichungen, die kommen nun ins Blickfeld. Beginnen wir mit Alfred Döblins Aufsatz *Sexualität als Sport?* Er erschien 1931 in der Zeitschrift *Der Querschnitt*. Döblin wurde von den Herausgebern gebeten, die Frage zu beantworten, ob die Sexualität über- oder unterschätzt wird. Er bezieht eine klare Position: „Es ist eine allgemeine Gleichgültigkeit in Liebes- und Geschlechtsdingen eingerissen, die Liebe hat einen Fußtritt bekommen, sie ist eine muffige, altbürgerliche Sache geworden (was sie wirklich geworden war, es läßt sich beweisen).“<sup>14</sup> Hier erfüllt sich Wedekinds Hoffnung: Die erdrückenden Verhältnisse der repressiven Sexualerziehung werden nach der Jahrhundertwende sukzessiv in Frage gestellt und mehr oder weniger stark relativiert und aufgelockert. Die Liebe wird zum Beispiel pragmatischer erlebt und diskutiert. Die „Jünglinge“ und „Jungfrauen“, so Döblin, gehen inzwischen mit den amourösen Angelegenheiten gelassen um, von Unter- oder Überschätzung ist da keine Rede mehr. Der Bruch mit der tradierten Liebessemantik wird von der körperbezogenen und antielitären Sportpraxis kompensiert, denn „sie spielen Tennis, fahren Auto, tanzen, stempeln, treiben Politik und lieben (gebrauchen wir einmal das harte Wort): 'Sie sporteln Sexualität.'“<sup>15</sup> Döblin aber distanziert sich von dem Gedanken, daß sich die Liebe im Lauf der Zeit immer mehr versachlichen würde, denn dann wäre sie nur noch ein Abbild der technisierten Welt. Aber gerade Liebe zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine Fluchtmöglichkeit anbietet, um den Zwängen der Gesellschaft zu entkommen. Sein Gegenargument ist plausibel: „Sie müssen wissen, [...] der Mensch ist ein ganzer Organismus und keine Maschinerie, und der Mensch ist ein sehr altes Tier, [...] er hat durch Jahrtausende geliebt mit Zubehör, und ein bißchen Unterschied im Timbre, bewirkt durch Wirtschaft und Technik ändert daran wenig oder nur äußerlich.“<sup>16</sup> Nachdem die Liebe sich inzwischen teilweise aus der gesellschaftlichen Umklammerung befreit hat, besitzt sie trotz der unterstellten Versachlichung noch genügend Spielraum, um sich phantasieträchtig durchzusetzen.

Allerdings ist die Reduktion von Erotik und Sinnlichkeit auf eine zweckrational orientierte Sexualität immer wieder anzutreffen. Der „Unterschied im Timbre“ scheint nicht stark genug zu sein, um den erotischen Attributen genügend Durchschlagskraft zu verleihen. Gerade wenn die entsinnlichte Körperlichkeit an den Sport gekoppelt wird, gibt es offenbar für die

---

<sup>14</sup> Döblin, Alfred, 1931, 761.

<sup>15</sup> Ebda.

<sup>16</sup> Ebda.

Erotik nicht genügend Anschlußpotentiale. Der Sport dominiert dann die Liebessemantik nach Belieben. Der Körper wird nur noch als Maschine verstanden, die völlig kontrollierbar und berechenbar ist, Sexualität wird damit auf einen kalkulierbaren Zwischenfall reduziert. Und weiter: „Indem der Sport den Körper für jeden Sporttreibenden – in wie elementarer Form auch immer – zum Objekt eines physiologischen und hygienischen Wissens macht, gibt er auch die Sexualität einem 'wissenschaftlichen' Zugriff preis, der ihre ethische und ästhetische Dimension mehr und mehr in den Hintergrund treten läßt.“<sup>17</sup> An diesem Programm ist einiges dran, aber die „ästhetische Dimension“, etwa literarische Texte, kann mehr über das Verhältnis von Sport und Liebe aussagen.

Betrachten wir zunächst Heinrich Manns Essay *Der Bubikopf* (1926). Er geht über Döblins Einschätzung hinaus. Denn Sport wird von Mann „als Modell für ein neues Konzept von 'Liebe'“<sup>18</sup> verstanden. Sport, so seine Argumentation, ist das allgemeine „Erkennungszeichen“ der „Öffentlichkeit und Mitwelt“.<sup>19</sup> Will man also erfahren, wie sich die moderne Liebe darstellt, muß man die Zeichen, die der Sport in die Gesellschaft einschreibt, dechiffrieren, – genau das versucht Mann. Daher schildert er seine Eindrücke von einem Tanzwettbewerb. Tanzen ist das Medium, in dem sich Liebe am plastischsten ausdrückt, weil diese Bewegungsart den „allgemein menschlichste[n] Ausdruck“,<sup>20</sup> also die Mentalitäten der Bevölkerung, konkret sinnlich darstellt. Die romantische Innerlichkeit, die bisher nicht selten als Liebes-Fundament angesehen wurde, wird verabschiedet, denn die individuelle, *interne* Gefühlslage jedes Menschen bleibt zwangsläufig verschlossen, über sie kann nur spekuliert werden. Auch Musil legt das romantische Konzept im *Mann ohne Eigenschaften* auf Eis. Er bringt seine Kritik auf den Punkt: „Es ist etwas völlig Unerträgliches, daß man an einem Menschen, den man liebt, nicht wirklich teilnehmen kann [...] So ist die Welt eingerichtet. Wir tragen unser Tierfell mit den Haaren nach innen und können es nicht ausstreifen.“<sup>21</sup> Der innere „Kerker“ des anderen bleibt dem Mitmenschen immer verschlossen. Aber über den Tanz, der *augenscheinlich* erfahrbar ist, läßt sich einiges über die Liebe erfahren: „Sollte das Innenleben dieses Tanzpaares weniger beträchtlich als ihr motorisches sein, so ist gerade zu betonen, daß Innenleben niemals die Geschlechter so einen kann wie äußere Bewegung, und daß auch nur äußere Bewegung allen wirklich einleuchtet.“ Diese tänzerischen Spuren sind eindeutig, sie können nicht geleugnet werden. Die romantische Liebe dagegen benötigt „immer viel Heuchelei“,<sup>22</sup> die gehört per definitionem zu ihrer Grundausstattung. Die romantische Variante wird vor allem aus individuellen Hoffnungen und Projektionen gespeist, ihr Kommunikationspotential ist damit intersubjektiv nicht nachvollziehbar. Daher kommt sie gegen die sachliche Ausdrucksfähigkeit des modernen Liebeshandels nicht mehr so recht an, zumindest nach Manns Meinung. Im Idealzustand kann sich ein Paar über das Tanzen zu einer Einheit – wenn ihre Gesten harmonisch interagieren – vereinigen.

---

<sup>17</sup> Becker, Frank, 1994, 46.

<sup>18</sup> Ebda., 51.

<sup>19</sup> Mann, Heinrich, 1994a, 275.

<sup>20</sup> Ebda., 276.

<sup>21</sup> Musil, Robert, 1987b, 1060.

<sup>22</sup> Mann, Heinrich, 1994a, 276.

Gelingt dies, dann wird das „Tierfell“ nach außen gewendet. Das ist aber nur möglich, weil Mann die unterschwelligeren Verhaltensmodi, die über Jahrhunderte Bestand hatten, einfach kappt. Damit wird sein Liebeskonzept fragwürdig, denn die radikale Abkapselung von der Tradition bremst eine realistische Lösungsstrategie aus. Die romantischen Altlasten, und das gilt es zu bedenken, laufen ja immer noch in den Mentalitäten, in den Köpfen der Bevölkerung, mit.

Betrachtet man zum Beispiel Rudolf Bindings Lehrgedicht *Reitvorschrift für eine Geliebte* (1924), dann wird sichtbar, daß die tradierten Konzepte immer noch aktuell sind. Das hängt unter anderem mit dem sozialen Ort des Autors und seiner Leserschaft zusammen. Binding war ganz im Gegensatz zu Heinrich Mann konservativ. Nachdem er sein Medizin- und Jura-Studium abbrach, wurde er Pferdezüchter, Herrenreiter und Reserveoffizier, und im Ersten Weltkrieg kämpfte er als Rittmeister an der Front. Binding kultivierte das Ideal des deutschen Gentleman: Bonhomie und Ritterlichkeit stehen im Mittelpunkt seiner Weltsicht. Zwischen den Kriegen war er einer der Lieblingsautoren<sup>23</sup> des konservativen deutschen Bürgertums. Seine formstrenge Prosa und Lyrik galt den Lesern als maßvoller Ausdruck vornehmer Kunstgesinnung, die vor dem Aufruhr des sogenannten Pöbels, dem Lärm des Massenzeitalters und den grellen Literaturmoden der Zeit distinguiert zurückwich. Und diese Mentalität treffen wir in seiner *Reitvorschrift für eine Geliebte* an. Schon die lyrische Form könnte Befremden auslösen, denn ein Reitlehrbuch in Prosa wäre, so möchte man vermuten, zeitgemäßer und rationeller. Aber der Autor möchte ja der turbulenten Moderne ein Gegengewicht präsentieren. Und das kommt lyrisch und weihevoll daher. Bindings Liebeskonzept ist durch und durch romantisch, aber trotzdem verquickt er, und das ist modern, die Liebe mit dem Sport.

Binding war ein ausgesprochen begeisterter Reiter. In seiner Autobiographie *Erlebtes Leben* (1928) gibt er darüber reichlich Auskunft.<sup>24</sup> Diese Leidenschaft *fordert* er auch von seiner Geliebten, der Titel spricht ja ausdrücklich von Vorschrift. Die Geschlechterhierarchie ist eindeutig auf den Mann ausgerichtet. Nur er verkündet die – kategorisch gemeinten – lyrischen Reit-Anweisungen. Nachdem er mit der Frau die enge „Reitbahn“ verlassen hat, denn sie ist nur etwas für die „engeren Menschen“, die modernen also, reiten beide ins freie Feld hinaus:

---

<sup>23</sup> So war etwa seine Novelle *Opfergang* (1912) lange Zeit neben Rilkes *Cornet* das meistgelesene Insel-Taschenbuch.

<sup>24</sup> Folgendes berichtet er über seine ersten Reitstunden: „Dies waren schwerere Stunden als die in der Schule aber auch lehrreichere. Da gab es keine unaufmerksame Minute. Da war ein Leben unter mir das mich unterwies mit der Sprache des Lebens die immerfort sprach. Ich hörte sie immer. Der Stallmeister, mein Reitlehrer, hatte bald erkannt daß ich sie hörte. Er ersparte mir das abgerichtete, das zugerittene, das verbrauchte, das durch eine Schule gebrochene Pferd. [...] Hier auf dem Rücken von tausend Pferden lernte ich die Geduld, die mir sonst niemand beigebracht hätte. Hier lernte ich das Nie-sich-aufgeben, das Nie-sich-gehen-lassen. [...] Hier gewann ich als letztes die Herrschaft über mich selbst, die Zucht meines Leibes und meiner Seele. [...] Das war nicht mehr Ritt, es war nicht mehr Sport. Das Körperliche verschwand. Es war das Hochgefühl einer jungen Seele das ich erlebte. Hier fand ich mich selbst: dem Leben untertan vom Leben erzogen.“ (Binding, Rudolf G., 1949, 94f.)

Komme auf freie, ewige Bahn, wo jung-  
fräuliches Gras im Tau steht, Schatten des Laubes über  
deinen Weg tanzen, wo das Licht dich liebkost, wo  
der Wind dich umspielt, wo es keine Grenzen gibt, wo  
dein Herz weit wird und in das Grenzenlose seiner  
Herrschaft einreitet.  
Denn dies, Geliebte, ist meine Verheißung: Deines  
Tieres Rücken unterwirft dir die Welt.<sup>25</sup>

Ziemlich romantisch geht es hier zu: In der Unendlichkeit des Raumes und der Landschaft erfährt die Reiterin die zärtlichsten Liebkosungen von der Natur, beide bilden eine Einheit. Die Hoffnung der Romantiker erfüllt sich, die Synthese zwischen Natur und Mensch ist perfekt. Solcherart ausgestattet, liegt der Geliebten die Welt zu Füßen. Jetzt kann sie das „Zep-  
ter der Macht, der Freude und der Freiheit führen“. Bindings Programm, das sich sicherlich nicht nur aus heutiger Sicht als befremdend und veraltet erweist, sollte nicht unterschätzt werden, immerhin besaß er eine breite Leserschicht. Die romantisch-elitären Einsichten Bindings schleifen immer noch die semantischen Altlasten mit; zwar besitzen die keine Chancen, sich erfolgreich an die modernen Mentalitäten anzukoppeln, aber sie sind immer noch gegenwärtig. Eine Erkenntnis drängt sich hier auf: So einsichtig die Konzepte von Dö-  
blin und Mann vielleicht erscheinen, so sind sie, blickt man auf die realen Verhältnisse, zu eindimensional, – die beiden Modelle können die gesellschaftlichen Komplexitäten nicht adäquat erfassen. Auch wenn Bindings Konzept nicht flächendeckend favorisiert wurde, so gilt doch festzuhalten, daß patriarchalische und antiemanzipatorische Verhaltensmuster nach wie vor verbreitet sind: Die galoppierende Geliebte ordnet sich, auch wenn sie beim Reiten seelenvolle Gefühlshochlagen erlebt, eindeutig dem Mann unter. Sie wird als Partnerin erst dann annäherungsweise akzeptiert, wenn sie die „Reitvorschriften“ erfüllt. Allerdings wird eine moderne Verschiebung im Text deutlich: Mit der schwindenden Macht konservativ-  
adeliger Kreise kann deren Liebessemantik nicht mehr über die *hauseigenen* Legitimations-  
konstrukte gerechtfertigt werden; sie sind zu veraltet und unzeitgemäß, deshalb finden sie nur wenige Anschlußpotentiale in der Öffentlichkeit. Da bietet sich zumindest noch der Sport als Ausweg an, um das schwindende Liebesideal zu stabilisieren und aristokratisch umzuschreiben.

Die Lage in Franz Xavers Kappus' Roman *Ball im Netz* (1927) sieht da schon ganz anders aus. Das Frauenbild und das Verhältnis zur Erotik kündigen ernsthafte Veränderungen an. In der Weimarer Republik stand nicht mehr die Frage im Mittelpunkt, ob Frauen und Mäd-  
chen überhaupt Sport treiben dürfen, im Vordergrund standen vielmehr „heftige Diskussio-  
nen über die physische und psychische Eignung des weiblichen Geschlechts, über die ästhe-  
tische Wertung und nicht zuletzt die moralischen Folgen.“<sup>26</sup> Besonders intensiv wurde die *Entseelung* der Sportlerinnen kritisiert. Diese Diskussion drängte sich auf, weil die Frau sich äußerlich änderte, die Sportkleidung entsprach nicht mehr dem Gewohnten. Die Garderobe

---

<sup>25</sup> Binding, Rudolf G., 1975, 5.

<sup>26</sup> Langenfeld, Hans/Pfister, Gertrud, 1982, 979.

war sachgemäß, sie wurde auf die jeweilige Sportart zugeschnitten: „Die Auswahl der Kleidung für eine bestimmte Sportart ist keine Frage der willkürlichen 'Setzung', sondern aus der jeweils geforderten Bewegungstechnik erwachsen Kriterien, die einige Kleidungsstücke zwingend vorschreiben, andere zwingend ausschließen.“<sup>27</sup> Diese Veränderungen wirken sich nicht nur auf das äußerliche Erscheinungsbild aus, sie schreiben sich, soweit man vermuten kann, auch in die weibliche Psyche ein. Die empfindsame Frau wird damit zweckrational abgebremst, denn der „Sport läßt für übertriebene Formen der Selbstbespiegelung gar keinen Raum mehr; je stärker das Bewußtsein in der Koordination der Bewegungsabläufe aufgeht, desto erfolgreicher die sportliche Aktion.“<sup>28</sup> Dieses *Bewußtseinstraining* führt, wie viele Kritiker in den 20er Jahren meinen, zur Vermännlichung der Frau,<sup>29</sup> sie wird entseelt.

In *Ball im Netz* wird die Heldin des Romans, Fräulein Friederike Handt, als moderne, entseelte Frau vorgestellt. Bevor sie aber dieses Entwicklungsstadium erreicht, muß sie sich erst aus den erlernten Verhaltensmechanismen lösen, das dauert seine Zeit. Zunächst arbeitet sie als Lehrerin für moderne Sprachen. Ein Sieg in einem Tennisturnier verändert plötzlich ihr Leben, sie wird „Damenmeisterin von Heringsdorf“.<sup>30</sup> Diesen Titel erringt sie durch Zufall, denn sie nimmt einfach aus Spaß, aus einer bloßen Laune heraus, an diesem Match teil. Während des Spiels wird sie vom Graf Körmendy beobachtet, der verliebt sich sofort in das Fräulein. Sie ist, so der Graf, ein „ganz, ganz hervorragendes Talent“.<sup>31</sup> Fortan beschließt Körmendy, Friederike bedingungslos zu unterstützen, sie soll nach seinen Worten die beste Tennisspielerin der Welt werden: „Sie werden vielleicht lachen: jetzt habe ich es mir in den Kopf gesetzt, Sie zur Weltmeisterin im Tennis zu machen.“<sup>32</sup>

Zunächst sträubt sich die junge Dame gegen den Gedanken, eine berühmte Sportlerin zu werden; auch Körmendys finanzielle Angebote schlägt sie aus. Es ist ein anderes Argument, das ihr schließlich den Sport schmackhaft macht. Sie könnte, wenn sie eine berühmte Tennisspielerin wäre, ihr „Vaterland“, das seit dem Ersten Weltkrieg kein Ansehen mehr im Ausland besitzt, im positivsten Sinne, wie sie glaubt, präsentieren. Ihre Argumentation ist altbekannt: „Gerade in den letzten Jahren hatte man ja erlebt, wie gewaltig besondere Sportleistungen für die deutsche Sache im Ausland warben. Mit jedem neuen Sieg, den ein Deutscher in Amerika, England oder Frankreich erstritt, fiel eine der Schranken, die Haß

---

<sup>27</sup> Becker, Frank, 1994, 37. 1927 erschien Annemarie Kopp's Diplomarbeit, dort setzt sie sich in dem Kapitel *Wettkampf und Weiblichkeit* mit der Sportkleidung und dem modernen Körperbild der Frauen, das sich immer mehr vermännlicht, auseinander: „Der Wettkampf und der Sport wirken in dieser Richtung [„Vermännlichung der Frau“]. Sport und Wettkampf sind große Entwicklungsreize für den Körper und folgern Muskelwachstum. Die Fettschicht und die üppige, runde Körperform gehen verloren, und damit ist für die Verfechter des alten Begriffes der Weiblichkeit ein Geschlechtsmerkmal verlorengegangen. [...] Die Kleidung, insbesondere die beim Sport, gleicht sich der des Mannes an, die langen Röcke und langen Haare verschwinden.“ (Kopp, Annemarie, 1980, 131f.)

<sup>28</sup> Becker, Frank, 1994, 41.

<sup>29</sup> Heinrich Mann begrüßt in seinem Essay *Sie reichen sich die Hände* (1926) die zunehmende Annäherung und Angleichung der Geschlechter.

<sup>30</sup> Kappus, Franz Xaver, 1927, 5.

<sup>31</sup> Ebda., 8.

<sup>32</sup> Ebda., 15.

und Verblendung um das geliebte Vaterland ausgerichtet hatten.“<sup>33</sup> Fortan trainiert sie mit völliger Hingabe, denn für dieses Ziel ist Handt bereit, ihren Lebenswandel sofort ohne Bedenken umzustellen. Damit entspricht sie der Forderung, daß auch die weibliche Bevölkerung Nützliches fürs Vaterland leisten soll: „Nach Frauenhänden, Frauenherzen schreit/in diesen schweren Nöten diese schwere Zeit./Mag auch der Mann die neuen Zeiten bauen,/es steht ein Volk und fällt mit seinen Frauen!“<sup>34</sup> Ohne Zweifel möchte Kappus der zeitgenössischen Leserschaft ein Damenvorbild präsentieren, das zum Nachahmen einlädt. Daher verwundert es nicht, wie reibungslos Friederike ihren Weg geht. Schnell findet sie sich in ihrer Sportlerexistenz zurecht, – sie akzeptiert ihre Entseelung und verteidigt sie. Besonders deutlich wird das, als ihr Ssemenow, ein russischer Schriftsteller, seine Ansichten über das alte und neue Frauenbild vorträgt. Der seelentiefe Russe verteidigt die traditionelle Rollenverteilung. Die Frau müsse, so meint er, unbedingt wieder „an ihre ursprüngliche Bestimmung erinnert“ werden. Anders formuliert: Sie soll sich um Haus und Herd kümmern. Selbstbewußt kontert aber Friederike. „Die neue Zeit hat neue Menschen geschaffen. Wir Jungen stehen fester auf dem Boden der Wirklichkeit als unsere Mütter und Großmütter. Das hat auch unser Innenleben verwandelt.“<sup>35</sup> Die Versachlichung der weiblichen Lebenswelt schafft Distanz zu den älteren Generationen. Deren Arbeit wurde vor allem religiös und moralisch idealisiert und abgesichert; die moderne Frau greift jedoch in die Mechanismen der technisierten Welt ein, weil sie immer häufiger männliche Verhaltensweisen annimmt und auf spezifisch weibliche Weise transformiert. Ssemenow bringt das, wenn er Friederike antwortet, auf den Punkt: „Sie meinen die Vermännlichung der Frau – diese Karikaturen mit Eton-Kopf und Monokel, denen man immer häufiger auf der Straße und in den Lokalen begegnet? [...] In den Damen [...] drückt sich nur der extremste Typus der Gattung aus, die uns Amerika beschert hat.“<sup>36</sup> Es handelt sich, wie der Russe an gleicher Stelle formuliert, um die „Gattung des Sport-Girls“.<sup>37</sup>

Friederike aber akzeptiert ihre Aufgabe als „Sport-Girl“, denn sie will ihr Vaterland durch sportliche Erfolge im besten Licht erscheinen lassen. Dafür nimmt sie einiges in Kauf. Intellektualität ist bei diesem Vorhaben nicht gefragt. Als Ssemenow ihr eindringlich ins Gewissen redet, über ihren weiteren Lebensweg nachzudenken und dabei die Hoffnung ausspricht, daß sie sich „für die goldene Mitte“ entscheiden solle, antwortet sie prompt: „Das heißt, ich soll Tennis spielen und Bücher lesen?“<sup>38</sup> Das kommt für die ehemalige Lehrerin nicht mehr in Frage, fortan widmet sie sich aufopferungsvoll nur noch dem Sport. Auch ihre Sexualität wird für das sportlich-nationale Ziel auf Eis gelegt. Ssemenow stellt Handt er-

---

<sup>33</sup> Ebda., 17.

<sup>34</sup> Zit. nach: Langenfeld, Hans/Pfister, Gertrud, 1982, 978.

<sup>35</sup> Kappus, Franz Xaver, 1927, 30.

<sup>36</sup> Ebda., 31.

<sup>37</sup> Ssemenow unterscheidet klar zwischen Frauen- und Männersport: „Es ist etwas anderes beim Manne und bei der Frau. Der Mann, der Sport treibt, findet in seinem Beruf immer ein heilsames Gegengewicht. Wenn er auch wollte – er kann sich an den Sport nicht verlieren, weil er arbeiten und Geld herbeischaffen muß. Aber die Frau, die keinem Erwerb nachgeht – und um solche handelt es sich ja vor allem –, betrachtet den Sport nur allzuleicht als das Eigentliche.“ (Ebda., 31f.)

<sup>38</sup> Ebda., 42.

staunlicherweise einen Heiratsantrag, das ist waghalsig. Friederike gibt ihm konsequenterweise einen Korb, weil Tennis und Vaterland an erster Stelle stehen. Da ist kein Platz für den seelentiefen, bücherliebenden Russen: „Den ganzen Tag spiele ich jetzt Tennis – mehr brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. [...] Mein Weg führt in die weite Welt hinaus. Heute in einem Jahr bin ich wahrscheinlich schon in Amerika. Wenn ich in Paris oder Wimbledon Siegerin bleibe, will ich mir mein Brot künftighin als Berufsspielerin verdienen. Überall, wo es die deutsche Sache gilt, will ich mit ganzer Kraft auf dem Posten sein.“<sup>39</sup> Ssemenow sieht ein, daß er gegen diese nationale Sportbesessenheit keine Chance hat. Der zeitgenössische Rezipient lernt so, daß individuelle Bedürfnisse den kollektiven untergeordnet werden müssen. Denn was bedeutet es schon, einen Geliebten zu haben, wenn man, so der Autor, ein höheres Ziel erringen kann. Und von dem phantasiert Friederike inzwischen. Sie, die Rette- rin der Nation, formuliert schon vorab die ausländischen Zeitungsberichte: „Ja, sind doch ein prächtiges Volk, diese Deutschen! Noch mitten drin in den Nöten der Nachkriegszeit – aber schon wieder allen anderen voran!“<sup>40</sup> Nachdem Fräulein Handt schließlich ihr Ziel erreicht hat, sie gewinnt das große Turnier in Wimbledon, wird geliebt. Sofort nach dem Sieg stellt Körmendy ihr einen Heiratsantrag, sie willigt nach vollbrachter vaterländischer Arbeit glücklich ein.

Unkomplizierter und ohne gesellschaftliche Umklammerung geht es dagegen 1928 in Kasimir Edschmids Roman *Sport um Gagaly* zu. Die Ausgangslage dieses Textes weist deutliche Parallelen zu *Ball im Netz* auf. Der italienische Rennfahrer Cesare Passari verbringt die Sommerwochen auf den Gütern einer ungarischen Aristokratenfamilie. Während eines morgendlichen Lauftrainings gesellt sich die sechzehnjährige Komteß Pista Tossuth zu ihm. Cesare fällt ihr Talent sofort ins Auge, deswegen möchte er aus Pista eine große Tennisspielerin machen. Als sportliches Vorbild gilt ihm die erfolgreiche Gagaly Madosdy. Mit den zwei Frauen entwirft Edschmid ein modernes Sportlerinnenmodell, – für beide, und das unterscheidet sie von Friederike, sind der Sport und die Nation nicht das Maß aller Dinge, ganz im Gegenteil: Vielmehr erhalten Erotik und Sexualität einen höheren Stellenwert. Die oft diskutierte Vermännlichung des weiblichen Geschlechts finden wir auch in Edschmids Roman wieder, allerdings ins Positive gewendet. Passari stellt sich die perfekte Frau wie folgt vor: „Wie seine ganze Generation besaß er ein Frauenideal, das eine Frau ohne Hüften und ohne Brüste darstellte. Kurz, er liebte in der Frau dasselbe, was Achill in den Amazonen sah, die sich seelisch nur dadurch unterschieden, daß sie Frauen waren. Der Athlet liebte in der Frau den Mann.“<sup>41</sup> Die weibliche Seele wird zwar noch gerettet, aber der Körper wird vermännlicht und androgyn getrimmt. Cesare aber deswegen als latent homosexuell zu bezeichnen, wäre verfehlt, denn er liebt dieses *neue* Frauenmodell, weil anscheinend eine „ganze Generation“ von diesem Ideal begeistert ist. In Gagaly drückt sich dieser Paradigmenwechsel, wie der Rennfahrer findet, am vollkommensten aus: „In dieser Athene mit Tennisschuhen sah Passari ein sportliches und ein weibliches Ideal. Er empfand die Vorzüge

---

<sup>39</sup> Ebda., 184.

<sup>40</sup> Ebda., 47.

<sup>41</sup> Edschmid, Kasimir, 1928, 242.

des Mannes in einer Frau ausgedrückt. Diese Frau machte ihn beben, wenn er die etwas dunkle Stimme hörte. Zugleich wußte er, daß sie einen harten Geist besaß.<sup>42</sup> Die maskulinen Semantiken schreiben sich über den Sport in den weiblichen Körper ein und modellieren symbiotisch das moderne Sport-Girl. Daß dabei immer wieder auf männliche Eigenschaften zurückgegriffen wird, liegt offensichtlich daran, daß es noch keine spezifische Semantik für das moderne Frauenbild gab.

Nachdem Passari Gagaly in alle Liebesangelegenheiten eingeübt hat – „Er mußte sie fast in allem unterweisen, aber sie folgte“<sup>43</sup> –, verunglückt der Rennfahrer angeblich tödlich, das stellt sich später als Irrtum heraus. Gagaly und Pista lieben, wie sich nach dem Unfall herausstellt, beide den totgeglaubten Cesare. Sie verarbeiten ihre Trauer auf höchst komplexe Weise: „Die Leidenschaft der Komteß zur Madosdy war durch den Tod geweckt worden. Als Gagaly das Mädchen auf der Tribüne küßte, empfand Pista das gleiche Wollustgefühl, wie wenn Passari sie umarmte. Es ging durch Himmel und Hölle. Sie spürte durch den Kuß ihren Geliebten hindurch. [...] Beide liebten von diesem Kuß ab den Mann ineinander.“<sup>44</sup> Erst der angebliche Todesfall entfacht die Begierde zwischen Pista und Gagaly. Vielleicht kommt es zu diesem Abenteuer, weil beide Frauen Passaris Eigenschaften auf ihr Gegenüber projizieren. Dieser erotische Projektionsmischmasch wird durch das Auftauchen Cesares wieder zurückgenommen. Jetzt können die drei ihr freizügiges Sexualverhalten in concreto ausleben. Und das funktioniert problemlos, weil die Madosdy eine große Erbschaft gemacht hat, sie besitzt nun die „furchtbare Anmut einer 'Lady of Quality'“. Finanziell abgesichert kann so der Dreierbund das Leben in vollen Zügen genießen. Erleichtert wird dieses Verhältnis zusätzlich, weil Passari Pista heiratet, deswegen können sie in der Gesellschaft den Schein der Konformität wahren. Edschmid kann, um diese Konstellation zu konstruieren, mit den elastischen Möglichkeiten, die ihm als Schriftsteller zur Verfügung stehen, operieren. Aufgrund dieser Flexibilität kann er einen fiktiven Idealzustand entwerfen, der sich nur im literarischen Sportsystem abspielt und nur dort überlebensfähig ist, – dieses Idyll wird kategorisch gegen die reale Lebenswelt abgeschottet: Die gesamten Ereignisse des Textes finden in einem sozialen und politischen Vakuum statt. *Sport um Gagaly* ist im Gegensatz zu *Ball im Netz* utopisch. Wurde von Kappus das Sport-Girl Friederike inklusive der gesellschaftlichen Abhängigkeiten dargestellt, auch wenn die schon idealisiert waren, so distanziert sich Edschmid von jeder gesellschaftsrelevanten Problematik. Er hängt sie einfach ab, um seine Liebesutopie zumindest literarisch umzusetzen. Sport und Liebe können zwar harmonisch vereint werden, aber, und das ist entscheidend, sie können es bei Edschmid nur, weil die Beziehung zur Gesellschaft gordisch gekappt wird. Damit wird die Synthese von Sport und Liebe ad absurdum geführt, denn sie funktioniert scheinbar nur in der Utopie.

---

<sup>42</sup> Ebda., 136.

<sup>43</sup> Ebda., 165.

<sup>44</sup> Ebda., 354f.

Auch Siegfried von Vegesacks Roman *Liebe am laufenden Band* (1929) enthält einige utopische Elemente, die werden allerdings in ihrer Fragwürdigkeit offengelegt. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Maler Hermann Borstel, er befindet sich zunächst in einer Existenzkrise: „Er war wieder einmal am Ende. Schluß mit dem Malen, Schluß mit den Frauen, Schluß mit sich selbst.“<sup>45</sup> Der Künstler bringt sich jedoch nicht um, statt dessen bucht er eine Reise, er fährt aus der hektischen Stadt nach St. Anton – ins „Berghotel Sonnenhof“. Schon während der Bahnfahrt bessert sich sein Zustand, er leidet, so der Erzähler, an Liebeskummer. Dieser „Seelenballast“<sup>46</sup> reduziert sich mit der zurückgelegten Distanz zum Heimatort kontinuierlich. Als Borstel schließlich im Hotel eintrifft, erlebt er Ungewöhnliches: Zunächst soll er von Dr. Hirner, dem Chefarzt, begutachtet werden. Der Arzt ist der „Begründer der Bura-Lere [...]“. Es handelt sich nicht um eine theoretische Lehre, sondern um eine praktische Lebensreform, [...]. Bura-Lere ohne 'h', das heißt: Bund radikaler Lebens-Reform.“<sup>47</sup> Hermann wird in diesen Kreis integriert, nachdem Dr. Hirner ihn für würdig befunden hat. In den Bund wird nur eine sogenannte Elite aufgenommen: „was Borstel hier auf dem Sonnenhof sah, war durchaus nicht 'Masse', vielmehr Auswahl. Bei dieser schien sich Dr. Hirner vor allem nach zwei Grundsätzen zu richten: erstens war das Menschenmaterial physisch gesund, man sah auffallend gute, sportlich durchgebildete Körper, und zweitens schien er auf geistige Qualitäten besonderes Gewicht zu legen.“<sup>48</sup> Dieses Programm ist nur zu bekannt, wenige Jahre nach der Erstveröffentlichung des Romans wurde dieses selektive Verfahren auf grausamste Weise durchgesetzt.

Im Sonnenhof wird jedoch unter anderen ideologischen Prämissen gearbeitet. Der Bildhauer Johannes hält im Hotel einen Vortrag über „Nacktkultur als Weltanschauung“: War die Beziehung zwischen Mann und Frau bisher von „Muckertum“, „Prüderie“ und „verdrängte[r] Lüsterheit“ dominiert worden, so konnte die „moderne Sportbewegung“<sup>49</sup> dazu beitragen, daß der Mensch wieder in seiner ursprünglichen Nacktheit dastehe: „Er demaskiert den pathetischen Eros als das, was er im Grunde ist, als einen natürlichen physiologischen Trieb, ganz wie Hunger oder Durst.“<sup>50</sup> Die Geschlechterbeziehungen müssen deswegen, so Dr. Hirner, enterotisiert werden. Als Hilfsmittel wird der Sport auf den Plan gerufen: „Durch die moderne Sportbewegung, die Koedukation ist es ja schon viel besser geworden, als es vor zehn, zwanzig Jahren war.“<sup>51</sup> Oberstes Ziel der Bura-Bestrebungen ist die „Gemeinschaftsehe“. Die reale Umsetzung dieses Ehemodells wird bei jedem Essen eingeübt, zu jeder Mahlzeit werden die Tischpartner ausgetauscht. Kaum stellt man sich auf sein Gegenüber ein, schon wird es wieder verabschiedet: „Es war nicht leicht, sich in dem bunten Durcheinander zurechtzufinden, und glaubte man endlich, die verschiedenen Pärchen richtig placiert zu haben, brachte der nächste Tag eine überraschende Umgruppierung.“<sup>52</sup> Aber da spielt

<sup>45</sup> Vegesack, Siegfried von, 1929, 7.

<sup>46</sup> Ebda., 23.

<sup>47</sup> Ebda., 44.

<sup>48</sup> Ebda., 76.

<sup>49</sup> Ebda., 118.

<sup>50</sup> Ebda., 51.

<sup>51</sup> Ebda., 52.

<sup>52</sup> Ebda., 157.

Hermann nicht mehr mit. Er zieht es lieber wieder vor, sich mit seinem städtischen „Seelenballast“ auseinanderzusetzen, denn der sportlich-moderne Handel mit den potentiellen Ehepartnerinnen führt, weil die Rotation zu dynamisch ist, zu keinem Erfolg. Seine Entscheidung steht fest, er wird zu „seinem unvollendeten Werk und zu der Frau, vor der er geflohen war,“ heimkehren. „Aber er kehrte als ein anderer zurück. Er hatte sein Ich gesprengt. Er war am anderen Ufer gewesen. Er hatte sich entschieden: 'Alles oder nichts.' Nur wer alles aufs Spiel setzt, kann alles gewinnen. Liebe ist nicht teilbar [...]. Er war bereit für das größte, für das gefährlichste Abenteuer: für die Ehe.“<sup>53</sup> Borstels Entschluß ist noch aus einem anderen Grund nachvollziehbar: Sport und Liebe werden im „Sonnenhof“ versachlicht. Der Sport bietet nur die Grundlage für einen gesunden Körper, mehr nicht. Und die Alltags-Erotik tauscht Dr. Hirner gegen eine medizinisch verstandene Sexualität aus. Diese entseelte Konstellation funktioniert nur im gesellschaftlichen Vakuum des Berghotels. Wieder zeigt sich, daß Sport und Liebe offenbar nur in der Utopie funktionieren.

Betrachten wir einen entspannteren Fall. 1922 erschien Paul Morands Erzählung *Die Nacht des „Sechs-Tage-Rennens“*. Dieser Text wird von keinen nationalen oder utopischen Ansprüchen abgebremst oder forciert. Die Liebe könnte demnach ihren freien Lauf nehmen. Zunächst funktioniert das auch: Der Ich-Erzähler verliebt sich in Léa, die hat jedoch einen Freund, Petitmathieu. Er „ist Rennfahrer ... Ein *six-day-man* ... Er fährt sechs Tage.“<sup>54</sup> Günstige Voraussetzungen für den Verliebten, – denn ein Mann, der fast die gesamte Woche radfährt, kann sich zwangsläufig nur selten um seine Freundin kümmern. Doch dann geschieht Unerwartetes. Tief in der Nacht geht der Erzähler mit Léa zum Rennen. Er ist begeistert, fortan drehen sich seine Gedanken nur noch um diesen Sport. Als er am nächsten Tag Léa trifft, wird ihm das bewußt: „Meine erste Frage galt den Neuigkeiten vom Rennen. [...] Ich merkte, meine Freude, Léa wiederzusehen, war nicht ungetrübt. [...] aber unaufhörlich mußte ich an die runde, rasende Schlacht denken, die dort hinten weiterging.“<sup>55</sup> Ein Teil seiner libidinösen Energie verschiebt sich auf das Sechstagerennen. Léa, das Objekt der Begierde, rückt in den Hintergrund, sie verschwindet allerdings nicht vollständig aus seinem Blickfeld, seinem sexuellen. Der Sportsüchtige hilft am nächsten Tag sogar Petitmathieu, – mit Enthusiasmus beschreibt der Neuling das Reifenflicken, und schon gibt es ein Problem: „Léa überraschte mich bei dieser Tätigkeit. Ich war so beschäftigt, daß ich kaum mit ihr sprach. Sie beklagte sich darüber. Ich zuckte mit den Achseln.“<sup>56</sup> Der Erzähler blüht so intensiv in der sportiven Tätigkeit auf, daß er kaum noch Gedanken an Sexuelles verschwendet. Trotzdem – so nebenbei – schläft er doch mit Léa. Am nächsten Morgen ist der Liebhaber jedoch nicht mehr bei der Sache, denn das Finale des Sechstagerennens findet an diesem Tag statt. Léa indes schwärmt ihm vor, wie verliebt sie sei. Das ist nett gemeint, aber ihr Geliebter hat anderes im Sinn: „Nichts hätte mich gestern noch seliger machen können, antwortete ich und streichelte sie. Und vielleicht morgen. Aber heute ist mein ganzes Herz hier beim Rennen: Ich bin von einem einzigen Gedanken beherrscht, und das ist

---

<sup>53</sup> Ebda., 226.

<sup>54</sup> Morand, Paul, 1994, 81.

<sup>55</sup> Ebda., 87.

<sup>56</sup> Ebda., 91.

der Sieg Petitmathieus. Ich gehöre mir nicht mehr [...]. Wir sind ein Teil des Velodroms geworden“.<sup>57</sup> Der Radfan ist außer sich, er ist Bestandteil des Rennens geworden, seine ganze Identität ist in die anstehende „Schlacht“ involviert. Er besitzt keine Gewalt mehr über sich, so stark ist die Macht des Sports. Selbst die Frau, die neben ihm liegt, kommt mit ihren Reizen nicht gegen diese Begeisterung, die wie ein Dämon eingreift, an. Der „Sieg Petitmathieus“, der Erfolg des Mannes, den er noch in der vergangenen Nacht betrogen hat, wird für ihn zum wichtigsten Ziel. Der Sport siegt hier, keine Frage, aber die Liebe ...

Auch in Egon Erwin Kischs Text *Elliptische Tretmühle* (1925) finden wir eine sportversessene Szene. Ort des Geschehens ist wieder ein Sechstagerrennen. Die Begeisterung ist dort beim männlichen Publikum so intensiv ausgeprägt, daß selbst der „eifersüchtigste Gatte [...] seine Frau ein halbes Dutzend Tage und Nächte unbeargwöhnt und unbewacht [läßt]; sie kann gehen, wohin sie will, rechts, links, rechts, links, ruhig bei ihrem Freunde essen, trinken und schlafen, denn der Gatte ist mit Leib und Seele beim Sechstagerrennen.“ Wie bei Morand, so zählt auch hier nur noch der Sport. Alles andere, was vorher in irgendeiner Weise wichtig war – und sei es auch die ausgeprägteste Form von Eifersucht –, wird für die Dauer des Rennens vergessen. Es gibt nur *einen* Grund, der dieses „Vergnügen“ unterbrechen könnte, – ein gewisser Hahnke bekommt das unwiderlegbar zu spüren: „Am dritten Renntage verkündete nämlich der Sprecher durch das Megaphon [...]: 'Herr Wilhelm Hahnke, Schönhauser Straße 139, soll nach Hause kommen, seine Frau ist gestorben!'“<sup>58</sup>

Eifersucht ist für Hahnke und die übrigen Zuschauer aus dem Sport ausgegrenzt. In Georg Kasacks Hörspiel *Ballwechsel* dagegen, das zuerst 1930 gesendet wurde, erhält sie eine bedeutende Rolle. Zwei Tennisspieler, Red und Green, liefern sich auf dem Turnierplatz nicht nur ein sportliches Duell.<sup>59</sup> Was in den beiden Köpfen während des Wettbewerbes vorgeht, wird den Rundfunkhörern sofort mitgeteilt, denn der Sportreporter, der das Spiel kommentierend einleitet, weist die Zuhörer darauf hin, daß das Match auf modernste Weise übermittelt wird: „Wir haben [...] für dies heutige Spiel eine neue technische Übertragungsmethode eingeführt, bei der Sie mit Hilfe von Mikrowellen an den Gedanken der Spieler teilnehmen können.“<sup>60</sup> In den beiden Spielerhirnen dreht sich, wie wir erfahren, nicht alles um den Ball, sondern zugleich um die Damenwelt. Green denkt an seine Frau Lotte, die hat, so vermutet er, ein Techtelmechtel mit seinem Freund Werner. Red dagegen ist hin- und hergerissen zwischen Evelyne und Betty. In Greens Gedankenwelt geht es drunter und drüber: „Ich muß eben eine Taktik haben/Eine Tiktak haben/Wie war das eigentlich mit der

---

<sup>57</sup> Ebda.

<sup>58</sup> Kisch, Egon Erwin, 1983b, 231.

<sup>59</sup> Ein tödliches Duell dagegen liefert sich aus Eifersucht der Tennisspieler Jonas aus Bodo Kirchhoffs Novelle *Gegen die Laufrichtung* (1995). Er bringt einen Bekannten seiner Freundin aus Eifersucht um. Während der Tat setzt er seine motorischen Tennisfähigkeiten gekonnt mit einem Messer um: „noch immer kann er sich die Tat nur als Reflex erklären, gleich einer traumhaften Bewegung am Netz; kein Psychologe ist dieser Erklärung gefolgt“. Und er macht die Bewegung, „die er im Leben unzählige Male gemacht hat, wenn er den Ball mit der Rückhand die Linie entlang spielen wollte: ansatzlos zieht er durch und sieht Roths Kehle durchtrennt“. (Kirchhoff, Bodo, 1995a, 14; 78.)

<sup>60</sup> Kasack, Georg, 1930, 61.

Uhr/Eigentlich merkwürdig aber/Warum soll Werner meiner Frau keine Uhr schenken/Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft haha/Wie komme ich jetzt auf Lottes Armbanduhr/Dem Glücklichen schlägt/Äh ich muß eine bestimmte Taktik haben/So“.<sup>61</sup> Während Green mehr oder weniger motiviert nach einer Taktik sucht, stellen sich plötzlich Eifersuchtsgefühle ein. Dieser Einbruch der Beziehungssemantik gefährdet sein sportliches Leistungsvermögen, die Konzentration läßt sichtlich nach, aber die Bewegungs- und Gedankenabläufe des Spielers sind so gut eingeschliffen und konditioniert, daß er mechanisch weiterspielen kann, – sein sportives Gleichgewicht wird trotzdem durch die Eifersucht destabilisiert. In Reds Gehirn tauchen auch die Frauen auf: „Also liebe Betty ich will dir mal was sagen ich kann dich sehr gut leiden verstehst du/Aber mach mir keine Szene wegen Evelyne/Misch dich da nicht hinein es hat gar keinen Zweck/Es ist der Frauen Los zu dulden und zu leiden [...]. Wer kanns denn wissen mein Schatz mit wem die Hochzeit ist/Achtung – gut“.<sup>62</sup> Red, offensichtlich ein Macho, steht, wie er meint, über den Dingen.

Zunächst jedoch wird Greens Spiel schwächer, weil seine Eifersucht sich steigert. Die Konzentration läßt rapide nach, – obwohl er vierzig zu Null führt, verliert er den Punkt. Wieder sind es die eingeübten Mechanismen, die den Spieler zwingen, sich auf das Match zu konzentrieren. Das funktioniert allerdings nur unter erheblichen Anstrengungen, denn Green schlittert in eine bedrohliche Existenzkrise hinein: „Träume ich denn/Ich spiele um die Meisterschaft/Ich spiele für die Ehre des Klubs/Aber mein Leben/Wie war das doch/Wie rasch das geht/Fehler“.<sup>63</sup> Green philosophiert, soweit es der schnelle Schlagabtausch zuläßt, nicht nur über das Tennisspiel, sondern auch über sein Leben. Solche Gedanken unterminieren zwangsläufig seinen Spielablauf. Aber auch Red stolpert plötzlich über die Frauenfrage: „Soll ich nicht nervös sein bei der dummen Geschichte mit den Weibern [...]. Was einem da immer im unpassendsten Augenblick für Gedanken kommen“.<sup>64</sup> So gelassen, wie Red sich zunächst gab, ist er nun doch nicht; auch er wird von den eigenen Beziehungsproblemen erheblich gestört. Liebe und Sport können bei diesem Match nicht rational aufgelöst werden. Aber da beide Semantiken sich in den Köpfen der Tennisstars aufreiben und den Spielablauf behindern, müssen beide Zeichenebenen, wenn ein Spieler den Kampf gewinnen soll, zusammengekoppelt werden. Genau diese Strategie aktiviert Green, wahrscheinlich unbewußt. Plötzlich spielt er nicht mehr mit Bällen, sondern mit „Köpfen“: „Da fliegt Lottes Kopf/Hin und her/Hier wird mit Lottes Kopf gespielt“.<sup>65</sup> Damit ist die Differenz zwischen Sport, Liebe und Eifersucht gekappt. Green projiziert seine Eifersuchtsprobleme auf das Tennisspiel und bekämpft sie dort. So schreibt sich das störende a-sportliche Element plötzlich in das Match ein. Es wird produktiv – wenn auch aggressiv – für das Spiel genutzt. Beide Semantiken gehen eine Symbiose ein, die wird von Green agonal instrumentalisiert. So wird der Zweikampf von einem *Tennisspiel* in einen *Eifersuchtskampf* umfunktioniert, – der Sport tritt in den Hintergrund. Ein Blick in Greens Gedankenwelt bestätigt das: „Das geht

---

<sup>61</sup> Ebda., 62.

<sup>62</sup> Ebda., 63.

<sup>63</sup> Ebda., 65.

<sup>64</sup> Ebda., 67.

<sup>65</sup> Ebda., 68.

mich nichts an was Sie da zählen/Jetzt ist/Werners Kopf im Spiel/Hilft nichts schön im Bogen muß er springen/Hoppla/Ihr Kopf rollte eben aus Werner/Das ist kein Ballspiel mehr/Das ist Rausch/Beifall Rausch/Köpfespiel/Pfänderspiel/Mein eigener Kopf zum Pfand/Ich schlag meinen eigenen Kopf übers Netz“.<sup>66</sup> Greens aggressive Dynamik erreicht rauschhafte Zustände: Das „Ballspiel“ wird ad absurdum geführt, jetzt zählt nur noch der Ehekampf. In seiner Ekstase, die nicht rational abgesichert ist, glaubt er, seine Beziehungsprobleme auf dem Tennisplatz lösen zu können. Zwar gewinnt er das sportliche Match, aber den Kampf um seine Frau kann er nicht für sich entscheiden. Das aber glaubt Green. Nach dem Spiel beobachtet er, wie Lotte mit Werner „Arm in Arm“ davongeht. Das irritiert ihn maßlos: „Was bedeutet denn das/Ich habe doch alles/Überwunden während ich spielte/Ich habe alles/Begriffen und du hast das nicht gespürt Lotte/Daß ich ... [...] Habe ich denn nicht Werner/Geschlagen/Und ich soll jetzt sagen daß ich gewonnen habe/was soll ich sagen/Wenn denn/Alles dreht sich/Dreht sich“.<sup>67</sup> Die Sport- und Liebessemantik kann Green nach dem Spiel nicht mehr voneinander trennen, deshalb ist das Verhalten von Lotte und Werner aus seiner Sicht unfassbar, denn Green glaubt ja, daß er Lotte bewiesen habe, daß er für ihre Ehe gekämpft hat. Green gelingt die Entkoppelung beider Semantiken nach dem Spiel nicht, der Sprung vom Sport in die Alltäglichkeit, die nach anderen Regeln funktioniert, bleibt dem Spieler deswegen verschlossen. Die einzige Möglichkeit, um diesen Problemdruck zu bewältigen, ist die Flucht in die Bewußtlosigkeit: „alles dreht sich“.

Fünfundzwanzig Jahre nach Kasacks Szenarium wird Martin Walsers Hörspiel *Ein grenzenloser Nachmittag* gesendet. Die Problemlage ist von ähnlicher Art wie bei Kasack, sie wird allerdings harmonisierend aufgelöst. Ein vierzig- bis fünfzigjähriges Ehepaar, Eduard und Gisa Delbrück, warten an einem Sonntagnachmittag auf den Besuch der Familie Merlon. Herr Merlon arbeitet in derselben Firma wie Eduard, er erhofft sich von diesem Geschäftstreffen, daß er in der Firmenhierarchie aufsteigen kann. Die Delbrücks, so beginnt das Hörspiel, vertreiben sich die Zeit mit Tischtennispielen. Sobald Langweile einsetzt, greifen sie zum Schläger. An diesem Nachmittag jedoch kommt es zu einer Ehekrise. Gisa erträgt dieses eintönige 'Ping-Pong-Leben' nicht mehr. Vielleicht, so argumentiert sie, hätte man Kinder in die Welt setzen sollen. Aber die Delbrücks hatten sich vor vielen Jahren entschlossen, „keine Spuren“ zu hinterlassen. Statt dessen spielen sie Tischtennis, denn es hat, wie Eduard nachdenklich feststellt, gewisse Vorteile: „Tja, die Tischtennisbälle sind geradezu grausam reinlich. Sie hinterlassen keine Spuren. [...] In der Beziehung gleichen wir also den Tischtennisbällen.“<sup>68</sup> Diese sportive Fixierung verdrängt die Kinderwünsche. Der Sport kann die Eheprobleme jedoch nur über einen begrenzten Zeitraum überspielen, – folglich bricht Gisa aus diesem Verhalten aus: „ich bin kein Zelluloidball, ich will nicht spurlos leben, ich will haften, ich will mich schinden, sorgen, plagen, ich will, daß mich das Leben fertigmacht bis auf die Knochen, ich hasse deine grausame Reinlichkeit, deine un-menschliche Leichtigkeit, du, du Tischtennispieler! [...] Du hast aus unserem Bett eine

---

<sup>66</sup> Ebda.

<sup>67</sup> Ebda., 70.

<sup>68</sup> Walser, Martin, 1997, 55.

Tischtennisplatte gemacht!“ Die Vermischung der Sport- und Ehesemantik gelingt also auch in Walsers Hörspiel nicht, denn sie bringt nur Paradoxes hervor. Doch Eduard kontert: Er möchte wie bisher weiterleben, weil er sich nur so vor der bedrohlichen Umwelt sicher fühlt. Deshalb hat er seine Tischtennisstrategie entwickelt: „Was so rund herum täglich in der Welt passiert, das darf ich nicht ernst nehmen, sonst ... sonst ... das erwürgt – – – gar nicht hinsehen, das ist das einzige, ein Tischtennisball werden, künstlich, ohne Empfindungen, ein paar nette Spiele, mehr halt ich nicht aus.“ Einzig Gisa stellt für ihn, wie er ausdrücklich bemerkt, die Verbindung zur Realität her, sie ist sein letzter „Faden zur Wirklichkeit“.<sup>69</sup>

Die Fronten scheinen unüberbrückbar, doch da geschieht Unerwartetes. Herr Merlon ruft an und teilt Eduard mit, daß er nicht kommen könne, weil der Firmendirektor seine Familie überraschenderweise besucht hat. Unterschwellig läßt Merlon durchblicken, daß er in der Firmenhierarchie aufsteigen wird: „Es wird sich verschiedenes ändern im Betrieb. Einiges sogar. Ja, und meine drei Kinder sitzen auf seinen Knien. Sie sagen Onkel zu ihm. [...] Ja, und was ich noch sagen wollte, ich glaube, Sie sollten morgen trotzdem ins Geschäft kommen.“<sup>70</sup> Eduard reagiert sofort, er verdrängt alle Ängste und nimmt den Kampf auf. Zwar kann er dem Direktor keine spielenden Kinder offerieren, er hat jedoch anderes zu bieten, er will einen „Versuch“ wagen: „Ein Versuch – – – etwas anzufangen – – – vielleicht nicht einmal das, Gisa, vielleicht zuerst nur einmal der Versuch, mit etwas aufzuhören ... was meinst du ... wir könnten das Tischtennis verschenken ... Platte, Netz, Schläger und Bälle ... und eventuell auch die Puppen ... die Nachbarskinder interessieren sich vielleicht dafür.“<sup>71</sup> Der Problemdruck, der auf dem Ehepaar lastet, wird erstaunlich schnell vermindert. Der Eingriff in das Berufsleben Eduards erweist sich als Auslöser, um das seltsam anmutende regressiv-libidinöse Verhalten endgültig zu verabschieden, – der Neuanfang kann somit beginnen.<sup>72</sup> Die Differenz zwischen Sport und Ehe, die Green nicht mehr erkennen konnte, wird bei Walser dagegen kategorisch betont: Die Delbrücks, die das Tischtennis spielen lediglich als Kompensation funktionalisierten, um die Kinderwünsche und die Umweltängste zu unterdrücken, können unverhofft, in der Auseinandersetzung mit der realen Arbeitswelt des Mannes, die neurotischen Altlasten abstoßen. Konnte Heinrich Mann in seinem Essay *Bubikopf* über den Sport ein neues Liebeskonzept entwickeln, so ist Walser fast drei Jahrzehnte später dazu nicht mehr in der Lage. Ganz im Gegenteil: Sport bietet sich für ihn nur noch als eine Folie an, um die neurotischen Verhaltensweisen eines Ehepaars in der hochindustrialisierten Gesellschaft kritisch darzustellen. Den einzigen Ausweg aus dem Dilemma der Delbrücks sieht der Autor darin – und vielleicht ist das für die Nachkriegszeit typisch –, sich konstruktiv mit den beruflichen Anforderungen auseinanderzusetzen.

---

<sup>69</sup> Ebda., 77.

<sup>70</sup> Ebda., 80.

<sup>71</sup> Ebda., 81.

<sup>72</sup> Trotzdem sieht die Zukunft für das Ehepaar ungewiß aus: „GISA Ja – – – und dann ...? EDUARD Und dann?! Dann sorgen wir dafür, daß wir am Leben bleiben ... und .../GISA Und? EDUARD Und möglichst gute Spuren hinterlassen. GISA Sicher, Eduard!? EDUARD Vielleicht, Gisa!“ (Ebda., 81f.)

Nach diesem Zeitsprung in die 50er Jahre richten wir den Blick nochmals zurück. Im Mittelpunkt steht nun Marieluise Fleißers Roman *Eine Zierde für den Verein – Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen*.<sup>73</sup> Zunächst wird Gustl Gillich vorgestellt, er ist – neben Frieda Geier – Protagonist der Handlung. Gustl, inzwischen Besitzer eines Tabakgeschäftes, mußte einen harten Weg hinter sich bringen, bis er seinen Laden eröffnen konnte. Zunächst führte er ein geordnetes Leben als ehrbarer Sohn altbekannter Bürger. Außerdem war er der Star des Schwimmvereins – sein Leben erfüllte sich vor allem im Sport. Frauen interessierten ihn nicht, denn er „hatte einen vollwertigen Ersatz an der Leistung“.<sup>74</sup> Das ändert sich, als Frieda auftaucht, sie verliebt sich sofort in ihn: „Frieda könnte mit den Zähnen an ihm reißen, sich in ihm vergraben“.<sup>75</sup> Beide werden ein Paar, – doch das schadet dem Sport. Gillich baut ab, weil er sein Training vernachlässigt: Er widmet sich lieber seiner Geliebten. Nach einer empfindlichen Schwimmniederlage schlägt ihm Frieda vor, daß er wieder mehr trainieren sollte. Auf diesen Kompromiß geht Gustl nicht ein, denn er ist inzwischen so genervt von dem Hin und Her zwischen Sport und Liebe, daß ihm folgendes durch den Kopf geht: „Wenn er so wäre, wie sie von ihm verlangt, dann würde Frieda für ihn überhaupt nicht existieren. Gustl erinnert sich sehr wohl, daß er in den Hoch-Zeiten der Leistung kein Interesse für ein weibliches Wesen aufgebracht hat. Damals litt er weniger unter dem Zölibat.“<sup>76</sup> Der angeschlagene Schwimmstar entscheidet sich konsequenterweise wieder für den Sport. Gillich und Frieda trennen sich. Um sein angegriffenes Selbstbewußtsein zu stabilisieren, trainiert er wie besessen. Nur so kann die „saugende Leere“, die durch den Liebesentzug entstanden ist, ausgeglichen werden. Er will die Affäre vollständig vergessen, deswegen muß er seinen Körper regelrecht abhängen: „Gustl hat was zugelernt in seiner schlimmsten Zeit: das angeborene Nein, das dem Körper gesetzt ist, zu verachten.“ Der Liebeskummer erfordert den allerhöchsten körperlichen Einsatz. Nur wenn er sich über das normale Trainingspensum hinaus belastet, können die letzten libidinösen Reste abgearbeitet werden. Gillichs Beziehungsdilemma verursacht offensichtlich starke Nachwirkungen: Er überwindet sie, zwar mit brachialer Gewalt, aber Gillich erreicht sein Ziel, – die Liebe verliert. Sie hat in Gustls Leben fortan keine Chance mehr. Sein Ehrgeiz beschert ihm – sozusagen als Belohnung – zwei Erfolge, einen ökonomischen und einen sportlichen: „Er macht Resultate, auf die er nicht mehr zu hoffen wagte. Dann war es wenigstens zu etwas gut. Sonst hat er mit niemand was vor. Da kann er sich ganz auf die lange Strecke konzentrieren, wenn im Geschäft das Nötigste vollbracht ist. Alles, was Weib heißt, hat er verschworen.“<sup>77</sup>

Auch in Friedrich Torbergs Text *Die Mannschaft – Roman eines Sport-Lebens* (1935) ist die Liebe nur ein leidiger Störfaktor. Im Unterschied zu Fleißers Erzählung geht es hier indes

---

<sup>73</sup> 1930/31 schrieb Fleißer aus Geldnot und in großer Hast den Roman *Mehltreisende Frieda Geier*, er erschien im Herbst 1931 und wurde – stilistisch überarbeitet und mit neuem Titel (*Eine Zierde für den Verein – Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen*) versehen – erst 1972 im Rahmen der Werkausgabe neu herausgegeben.

<sup>74</sup> Fleißer, Marieluise, 1987, 104.

<sup>75</sup> Ebda., 91.

<sup>76</sup> Ebda., 104.

<sup>77</sup> Ebda., 188.

recht entspannt und abgeklärt zu. Harry Baumeister, Zentrum der Handlung, ist ein begeisterter und siegesgewohnter Wasserballspieler, sein gesamtes Leben dreht sich vor allem um diesen Sport. Auch die Damenwelt kann daran nichts ändern: Er lernt Leni Hesselroth, eine erfolgreiche Schwimmerin, kennen. Beide verlieben sich, es kommt zu einem kurzen erotischen Intermezzo, – mehr nicht. Harry erkennt die Differenz zwischen Sport- und Liebessystem pointiert: „Keinesfalls erwuchs ihnen aus dem Sport ein wesentlich Förderndes ihrer Liebe (oder sie merkten es doch nicht). [...] (Er hatte auch niemals, wenn er sie am Start sah oder gar im Wasser, ein Gefühl der Vertrautheit mit ihrem Körper; das gehörte eben anderswohin.) Und sie war ja als Schwimmerin wirklich eine völlig andre“.<sup>78</sup> Lenis Sportkörper unterscheidet sich von ihrem Liebeskörper; ihre sexuelle Seite ist Harry vertraut, aber ihre sportliche bleibt ihm fremd. Dieses Auseinanderdriften von Sport und Liebe kann nicht harmonisch in eine sinnvolle Partnerschaft übersetzt werden, weil das Verhältnis beider durch und durch aporetisch ist. So bedingungslos wurde bisher die Distanz zwischen Sport und Liebe noch nicht formuliert. Beide Athleten sind vollends auf sich selbst fixiert, auch in Liebesdingen. Ein Sportkamerad Harrys erkennt diese monomanische Konzentration haarscharf, – in einem Brief äußert er seine Vermutungen: „Sie mögen immerhin recht haben, und Schwimmen verhält sich zu Wasserball wie die Selbstbefriedigung zum Beischlaf. Wollen Sie sich aber vor Augen halten, daß häufig auch dem Beischlaf nur die Funktion einer Selbstbefriedigung zukommt.“<sup>79</sup> Damit wird das Verhältnis zwischen Baumeister und Leni enttarnt, und zwar als das, was es wirklich ist, eine mehr oder weniger individuelle „Selbstbefriedigung“, die sich nur im Sport erfüllt. Nicht umsonst bezeichnet der Briefautor Leni als Harrys „Sexualkameradin“. Dieses kameradschaftlich-sachliche Liebesverhältnis kann nie die Tiefe der klassisch-romantischen Liebe ausloten, aber das ist den beiden Sportlern ohnehin egal, denn die erlebnis- und erfahrungsträchtigeren Zustände genießen sie ohnehin im Wasser.

Eine weitere hartnäckige Sport-Fixierung finden wir in Hans Breidbach-Bernaus Roman *Der Läufer* (1955). Peter Kramer, ein sechzehnjähriger Junge, irrt im Nachkriegssommer 1945 durch das südwestliche Deutschland. Er möchte sich eine sichere Existenz aufbauen, das gelingt ihm nach einiger Zeit auch: Zunächst arbeitet er in einem Fotolabor, dort verliebt er sich in die Chefin, Angela Kortisen. Nach einigen Monaten jedoch lernt seine Geliebte eine bessere Partie kennen, einen Ingenieur, der wird geheiratet. Um seine Enttäuschung zu bewältigen, betreibt er Sport, er läuft regelmäßig. Vom weiblichen Geschlecht will er sich fortan fernhalten: „Er war gern gesehen bei Frauen und Mädchen. Aber er wies den Gedanken weit von sich. Er mußte härter werden, wollte er im Leben bestehen. Er wollte lieber nach seinem Stern suchen!“<sup>80</sup> Im Vordergrund steht nun für Peter die Suche nach seinem individuellen Lebensweg, den kann er nur finden und verwirklichen, wenn er hart arbeitet. Diese Tüchtigkeits-Forderung taucht in den Sportromanen der Nachkriegszeit immer wieder auf. Das ist verständlich, denn für die Wiederherstellung des zerstörten Landes benötigte

---

<sup>78</sup> Torberg, Friedrich, 1968, 311.

<sup>79</sup> Ebda., 312.

<sup>80</sup> Breidbach-Bernau, Hans, 1955, 86.

man jede Kraft und die sollte sich nicht in destruktiven Liebesangelegenheiten verschleifen. Im Gegensatz dazu kann Sport als Vorbild für den wirtschaftlichen Aufbau in Anspruch genommen werden, denn er fördert Willenskraft, Durchsetzungsvermögen und Kampfgeist. Dieses Erziehungsprogramm wirkt auch prompt bei Kramer: „Es war fast so, als ob sein Dasein eine neue Dimension bekommen hätte. Jetzt gewann er, was ihm früher fehlte: Ausdauer, Treue, Beharrlichkeit und die Fähigkeit wirklicher Hingabe.“<sup>81</sup> Diese Dimensionserweiterung wirkt sich auf sein Leben aus, sein Ehrgeiz und seine „Selbstzucht“ zahlen sich beruflich und sportlich aus. Aber Peter wird noch einmal aus der Bahn geworfen, wieder ist eine Frau im Spiel. Auf einer Siegesfeier lernt er Renate kennen, beide haben eine kurze, allerdings intensive Affäre. Das zahlt sich für den Läufer nicht aus, ganz im Gegenteil, denn diese „zauberhafte Begegnung“ hielt ihn in „Bann“.<sup>82</sup> Der Junge bekommt für seinen erotischen Ausrutscher die entsprechende Quittung: Peter vernachlässigt, weil er sich zunächst nicht aus dem „Bann“ Renates befreien kann, sein Training. Deshalb bricht er im nächsten Rennen – ihm fehlen die notwendigen Trainingskilometer – mit einem Kreislaufkollaps zusammen. Doch wieder bietet ihm das Laufen Zuflucht, hier kann er sich von seinem destruktiven Frauenerlebnis erholen. Der beste Langstreckentrainer der Welt taucht plötzlich – wie ein *deus ex machina* – auf. Professor Serdeler „griff im rechten Augenblick in sein Schicksal ein.“<sup>83</sup> Mit seiner Läuferkarriere geht es nun steil bergauf. Und nochmals kommt eine Frau ins Spiel, Beatrix. Sie kommt aus ebenso ärmlichen Verhältnissen wie Peter, auch sie arbeitet hart für ihren Erfolg. Nicht umsonst ist sie die beste Schülerin eines berühmten Bildhauers. So eine Frau, die als Vorbild für die Bevölkerung ausgezeichnet geeignet ist, kommt für den gleichgesinnten Kramer durchaus in Frage: „So verschieden ihre beiden Welten waren, – gemeinsam war ihnen, daß sie Erfolg und Können nur in langsamer, unbeeirrbarer Arbeit erreichen konnten“.<sup>84</sup> Beide werden ein Paar. Zwar muß Beatrix für zwei Jahre nach Amerika, weil sie dort ein Stipendium erhalten hat, aber das schadet der Liebe nicht, ganz im Gegenteil, denn Peter wird Deutscher Meister über die 5000-Meter-Distanz.

In Kramers Liebessemantik kommt es zu einer erwähnenswerten Bedeutungsverschiebung. Serdeler wird bei einem Autounfall schwer verletzt. Peter eilt ins Krankenhaus, und dort teilt ihm der Professor sein Vermächtnis mit: „Es muß gelaufen werden!“<sup>85</sup> Das versteht Peter, und er beschließt, für die nächsten Olympischen Spiele, die in zwei Jahren stattfinden, zu trainieren, und zwar „zur Ehre unseres Landes und zum Ruhme des Sports!“ Aber nicht nur dafür will der Läufer arbeiten, denn noch eine Komponente, eine, die sich von der Gesellschaft abkoppelt, ist ihm wichtiger: Metaphysische Restbestände schlagen regelrecht in den Roman ein. Der Junge erkennt zwar, daß der technische Fortschritt, der den Wiederaufbau ermöglicht, auch Nachteile mit sich bringt, die diskutiert er aber nicht kritisch, vielmehr greift er auf eine altbekannte metaphyselnde Strategie zurück: „Es ging um das Strenge, Reine im Sport, das den Menschen formt und wandelt, um den Weg auf einsamen Waldpfä-

---

<sup>81</sup> Ebda., 88.

<sup>82</sup> Ebda., 139.

<sup>83</sup> Ebda., 152.

<sup>84</sup> Ebda., 165.

<sup>85</sup> Ebda., 227.

den. [...] Aber seine Sehnsucht war es gewohnt, die Weite der Zeit und des Raumes sieghaft zu überwinden.“ Nur in der Einsamkeit kann der Läufer zu sich selbst finden. Diese Identitätsmöglichkeit allerdings mit dem „Reinen im Sport“, was auch immer das sein mag, zu vergleichen, mutet schon seltsam realitätsfern an. Auch die Beziehung zu Beatrix erscheint am Ende unrealistisch, denn sie wird ausdrücklich von Peter in Distanz gedacht. Zwar wartet er auf einen Gruß aus der Ferne, aber er ist es ja gewohnt, „sein ganzes Läuferleben von jeher dem fernen Ziel zu widmen.“<sup>86</sup> Nur dieses hoffnungsvolle Erwarten, auf das er sich während seiner einsamen Runden hinarbeitet, schenkt ihm Erfüllung: nicht die reale Verwirklichung. Ohnehin ist das Laufen der wahre Mittelpunkt seines Lebens. Und wie wichtig dieser Sport, sein „Stern“, für Peter ist, weiß nur er: „Er hatte ja stets seinen Stern, hoch am Himmel, der nur ihm allein leuchtete und den sonst keiner sah noch verstand.“<sup>87</sup> Auch Beatrix könnte seine Einstellung nicht verstehen. Wieder also siegt der Sport.

In Richard Kirns Roman *Das große Spiel* (1942),<sup>88</sup> gewinnt die Liebe dagegen, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, ein wenig an Boden. Es geht um die Deutsche Fußballmeisterschaft. Die Mannschaft aus Wupperbrück, der FC Gloria, steht kurz vor dem Titelgewinn. Plötzlich kommt Unruhe in das Team, die Männerwelt wird von einer Frau, von der neunzehnjährigen Verkäuferin Grete Gabler, bedroht. Denn die verliebt sich in Werner Fehling, den neuen Spieler des FC Gloria. Es kommt zwischen beiden zu einem kurzen erotischen Techtelmechtel. Problematisch wird diese Liebe, weil Grete schon einen Freund hat, der heißt Jupp Jäger, und er spielt auch im Team mit. Der Trainer, Karl Wildbrandt, kommt dem heimlichen Liebespaar auf die Schliche, er erkennt die Gefahr: „Ich weiß nicht, was aus der Sache wird, wenn Jupp noch in dieser Woche dahinterkommt. Und am Sonntag fahren wir nach Berlin ...“<sup>89</sup> Er handelt sofort, denn es gilt den „Stolz der Stadt“, den FC Gloria, mit allen Mitteln zu verteidigen. Wildbrandt stellt Grete zur Rede, eindringlich besteht er darauf, daß sie sich von seinem Stürmer distanziert. Die junge Frau ist einsichtig, sie erkennt ihren Fehler. Werner dagegen wird überhaupt nicht kritisiert, er soll mit diesen Problemen nicht belastet werden, weil darunter seine Leistung leiden könnte. In der Folge verbündet sich Grete mit der Exgeliebten Fehlings, mit Annemarie Sand, die liebt ihn immer noch. Die beiden Frauen gehen gemeinsam zum Finale. Nach der ersten Halbzeit liegt der FC Gloria mit 2:0 im Rückstand. Der Sieg scheint undenkbar. Aber es geschieht ein Wunder: Die beiden Damen sitzen auf der Tribüne – und sie werden bemerkt, auch von Werner: „da blickte er genau in Annemaries lachendes Gesicht. Ihre Augen strahlten, und sie winkte ihm begeistert zu. [...] Fehling winkte begeistert zurück. Er bemerkte auch Grete, aber sie war für ihn wie ein Schatten.“<sup>90</sup> Die Liebe entbrennt blitzartig zwischen Annemarie und Werner. Der Stürmer zieht sich allerdings in der Pause eine Knieverletzung zu, denn es kommt zu einem Handgemenge mit dem eifersüchtigen Jupp Jäger. Werner kann deshalb

---

<sup>86</sup> Ebda., 229.

<sup>87</sup> Ebda., 230.

<sup>88</sup> Das Buch entstand nach dem Drehbuch des gleichnamigen Bavaria-Films von Toni Hupperts, R.A. Stemmler und Richard Kirn. Dieser Film war sehr erfolgreich.

<sup>89</sup> Kirn, Richard, 1942, 142.

<sup>90</sup> Ebda., 230f.

die zweite Halbzeit nicht bestreiten. Nach der regulären Spielzeit steht es 2:2, das Finale wird verlängert. Und obwohl Fehling unter starken Schmerzen leidet, spielt er in der Verlängerung mit. Die Liebe zu Annemarie verleiht ihm diese Kraft. Prompt schießt er auch den Siegestreffer. Trotz sportlichem Happy-End sollte festgehalten werden, daß die Frauen, vor allem Grete, als Störfaktoren begriffen werden. In dem Augenblick, wo sich die Gefahr abzeichnete, wurde die junge Frau massiv unter Druck gesetzt. Ihr libidinöser Einbruch in die männlich dominierte Fußballwelt wurde sofort abgebremst und sanktioniert, weil der „Stolz der Stadt“ dadurch bedroht wurde. Grete und Annemarie werden erst akzeptiert, als beide mehr oder weniger passiv auf der Zuschauertribüne sitzen. Die Grenzen sind folglich klar gezogen: Die jubelnde, problemelastete Anfeuerung der Fußballer ist erlaubt, ein erotischer Eingriff in die Struktur der Mannschaft dagegen wird bestraft.

Ganz anders dagegen sah die Fußballwelt in der DDR aus. 1954 erschien Ludwig Tureks Roman *Mittelstürmer Werner Schwing – Roman um Sport und Liebe*. Der Titel ist Programm. Im Unterschied zum westdeutschen Sport wird die Frau in das sozialistische Kollektiv eingebunden, zumindest nach der marxistisch-leninistischen Theorie und der staatlich absegneten Sportliteratur. Schwing verliebt sich in Inge Bölting. Sie arbeitet im Westen, wird dort aber von ihrem Chef ausgebeutet. Zunächst muß der Ost-Fußballer seine West-Freundin sozialistisch erziehen, damit sie aus den kapitalistischen Fängen befreit wird. Die Umpolung wird forciert, weil Inge zufällig in einen Vortrag geht, der sich mit dem „Sport im Wandel der Zeiten“ beschäftigt. Und hier wird ihr eindringlich eingeredet, wie groß der Vorsprung des Ostsports gegenüber den kapitalistischen Nationen ist: „Mit dem wachsenden Wohlstand in unserer Republik wächst die Zahl unserer Sportanlagen, [...] Schon können wir mit Stolz auf die ersten Erfolge im gesamtdeutschen, ja sogar im internationalen Sport blicken. Diese Erfolge danken wir der Breite unserer Sportbewegung in der Deutschen Demokratischen Republik und den ausgezeichneten Trainingsmöglichkeiten.“<sup>91</sup> Diese 'Einsichten' überzeugen Inge, sie distanziert sich folglich sofort radikal vom Westen. Dafür wird sie umgehend sozialistisch belohnt. Sie bekommt ohne Probleme eine neue Ost-Arbeitsstelle. Die Betriebssportgemeinschaft, für die Schwing spielt, stellt sie als Sekretärin ein. Sport und Liebe können demzufolge miteinander harmonieren, aber – und das soll nicht verschwiegen werden – hier funktioniert diese Vereinigung auf Befehl. Wie die Ost-Realität in Sachen Liebe wirklich aussah, kann über die Sportliteratur nur schwer entschieden werden, weil beide mehr oder weniger intensiv von der SED gesteuert wurden.

Wenden wir uns abschließend einer eindeutigen Beziehung, die das Verhältnis von Sport und Liebe prägt, zu: Beide werden autoerotisch in einer Person vereint. 1981 erschien Paolo Volponis Roman *Der Speerwerfer*. Damiano Possanza, der Protagonist der Erzählung, entdeckt mit neun Jahren, daß seine Mutter mit Trajano Marcacci schläft, obwohl sie verheiratet ist. Der Junge wird von diesem Erlebnis massiv traumatisiert. Eine kurzzeitige Problemverschiebung gelingt ihm durch Zufall über den Sport: Eines Tages marschiert er zum Sportplatz, dort läßt er sich aus einer Laune heraus einen Speer geben, plötzlich erscheint

---

<sup>91</sup> Turek, Ludwig, 1954, 93.

auf der anderen Seite des Feldes Trajano. „Da setzte er blindlings [...] seine Bewegung fort und schleuderte das Geschoß auf diesen Eroberer.“<sup>92</sup> Er trifft den Mann nicht, aber seine gesamte Verachtung, die er in den Wurf hineinlegt, trägt den Speer sehr weit. Trajano ist begeistert, er kann ja nicht ahnen, was der Werfer wirklich im Sinn hatte. Fortan fördert er Damiano, und der ist für kurze Zeit erfolgreich. Sein Erfolgsrezept ist einfach: „Steine schleudern, das hatte Tage ausgefüllt, ganze Phasen seines Lebens. Steinwürfe auch gegen die Onanie, als Ersatz und um nicht daran zu denken. Steinwürfe als Vorsätze, als Wahrzeichen und Voraussagen: wenn ich bis dorthin komme ... wenn ich das und das treffe ...“.<sup>93</sup> Er reagiert seine Schuldgefühle durch Steinwerfen ab, als Nebenprodukt springt ein muskulöser Oberkörper heraus. Über diesen Umweg, der alles andere als ein normales Training ist, wird er zum erfolgreichen Speerwerfer. Das kann jedoch auf Dauer nicht gut gehen, denn er schöpft seine Kraft aus der Transformation seiner sexuellen Schuldgefühle. Damiano gelingt es deshalb nicht, eine Frau körperlich zu lieben, zwei Versuche scheitern kläglich. Statt dessen onaniert er weiter, denn nur über diesen Weg kann er seine Identität kurzzeitig stabilisieren: „Danach war sein Körper jedesmal zu einer festen Einheit zusammengefügt, in sich geschlossen und versiegelt in der Befriedigung“.<sup>94</sup> Sport und Onanie können den Jungen allerdings nicht retten, er läuft regelrecht – verstrickt in seine selbstreferentielle Körperlichkeit – heiß. Der Knoten reißt, als seine Schwester, die er abgöttisch liebt, beim Erntedankfest mit einem fremden Mann tanzt. Seine Eifersucht ist grenzenlos, deswegen tötet er sie. Anschließend begeht er Selbstmord, indem er sich wie ein „Speer“ in die Tiefe stürzt. Endlich findet er Erlösung: „Die Erfahrung der Leere überzeugte ihn, daß er nun endlich in das langgesuchte Wunder Eingang fand: gestillt alles Verlangen und aller Schmerz, nur Wollust und Freude an der eigenen Geschicklichkeit.“<sup>95</sup>

Weitaus sachlicher und ohne Schuldgefühle wird das autoerotisch-sportive Verhalten in Bodo Kirchoffs Band *Body-Building* (1980) beschrieben. Er enthält eine Erzählung, ein Schauspiel und einen Essay, alle drei kreisen um das Body-Building. In der Erzählung *Der Mittelpunkt des Universums* treffen wir auf einen Bibliotheksangestellten, der nur auf sich und seinen Körper fixiert ist. Sein „Begehren konzentriert sich auf Beine, auf deren Anblick und sonst nichts.“<sup>96</sup> Frauen interessieren ihn fast überhaupt nicht. Seine libidinöse Energie lebt er vorzugsweise über die eigene Person aus. Sein Sexualverhalten verläuft jeden Tag nach demselben Muster. So geht er zwar jeden Abend auf seinem ritualisierten Spaziergang ins Bordell – „Crazy Love, Elbestraße 45“ –, aber er vermeidet jeden intimen Kontakt mit den Prostituierten, denn keine dieser Frauen entspricht seinem Körperideal. Dieser allabendliche Bordellbesuch ist für ihn trotzdem ein „erster Höhepunkt“.<sup>97</sup> Der zweite folgt sogleich: Er spricht eine hinkende Hure an, begleitet sie in ihr Zimmer, wäscht sich dort nur die Hände, bezahlt 50 Mark und geht. Der dritte Höhepunkt dagegen ist da schon vielver-

---

<sup>92</sup> Volponi, Paolo, 1988, 66.

<sup>93</sup> Ebda., 104.

<sup>94</sup> Ebda., 177.

<sup>95</sup> Ebda., 230.

<sup>96</sup> Kirchoff, Bodo, 1980, 9.

<sup>97</sup> Ebda., 15.

sprechender, – sobald er in seine Wohnung zurückgekehrt ist, beginnt ein seltsames Ritual, um den Gipfel vorzubereiten: „Ich hole mir die Hanteln, die unter dem Bett sind, stelle mich vor den Schminktisch, nehme eine Art Grundstellung ein – in jeder Hand ein Gewicht – und hebe sie dann abwechselnd an, bis vor die Brust, dreißigmal.“<sup>98</sup> Dieses Vorspiel wird noch von anderen Kraftübungen begleitet, anschließend setzt er sich vor den Spiegel des Schminktisches und betrachtet sich genußvoll, bis er „endlich zum Tagesabschluß übergehen“<sup>99</sup> kann. Er onaniert vor dem Spiegel. Das Sperma landet auf dem Tisch, er nimmt es „mit Hilfe eines halbsteifen Fotos“ auf und schluckt es herunter. Der narzißtische Kreislauf ist damit geschlossen, der dritte Höhepunkt erreicht. Zwar kommen kurzzeitig Schuldgefühle auf, aber die werden, während er seinen Körper betrachtet, verdrängt: „Habe mir den Mund gewischt, bin aufgestanden und begann zu posen, was ich jetzt immer noch mache. Ich schaue mich an, diesen unglaublichen Körper mit seinen sagenhaften Einzelheiten, und weiß inzwischen genau: Jene Angst, die alles begleitet, stammt überhaupt nicht von mir.“<sup>100</sup> Diese „Angst“, so darf getrost behauptet werden, bedroht auf jeden Fall den Bodybuilder. Und sie wird sich, allerdings nicht in Kirchhoffs Text, einen Weg bahnen, einen, der die narzißtische Umklammerung aufsprengen kann.

Die Entseelung und Entsinnlichung des Sports und der Liebe scheinen am Ende des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Sport, so wurde behauptet, könne ein „Fluchtpunkt der Sinnlosigkeit“ (Luhmann) sein. Dasselbe kann getrost – vordergründig – von der Liebe behauptet werden: „Angesichts der Relativierung und Auflösung aller Verbindlichkeiten gewinnt Liebe den Status des letzten Ortes unbezweifelbarer Sicherheit.“<sup>101</sup> Aber so unhintergebar ist diese Einschätzung nicht, die diskutierten Texte haben dies zur Genüge gezeigt. Vor allem seit den 80er Jahren, im Zeitalter des hochgeschraubten Individualismus, ist für viele Personen der kommunikative Problemanstieg, der sich automatisch bei einer Zweierbeziehung einstellt, nicht selten zu groß: Einfacher erscheint deswegen die Flucht in den monomanischen Körperkult, denn dort dreht sich alles nur um die eigene Existenz. Die Falltüren, die sich allerdings hier öffnen können, unterminieren nicht selten diesen Narzißmus auf recht subtile Weise. Offener und eindeutiger wird das Verhältnis zwischen Sport und Liebe dagegen in Botho Strauß' Erzählung *Atalante* (1987) verhandelt. Atalante, einst in der Antike die Tochter des Schoineus und erfolgreiche Jägerin, wird im modernen Gewand vorgestellt. Sie tritt als „Läuferin im grauen Trainingszeug“<sup>102</sup> auf die Gegenwartsbühne. Ihr herausragendes Kennzeichen: Sie darf nicht lieben. Strauß weist darauf hin, wenn er sich auf das 10. Buch aus Platons *Staat* bezieht. Dort sind die verstorbenen Seelen gerade dabei, sich eine neue zu suchen. Als Atalante an die Reihe kommt, erblickt sie ein Los, „das auf große Ehren für einen Wettkämpfer hindeutete: da habe sie sich nicht enthalten können es zu wählen.“ (620b) Diese Wahl läßt keinen Platz für die Liebe, denn die Jägerin will immer siegen, – die Männerwelt steht somit auf verlorenem Boden: „Ein festes

---

<sup>98</sup> Ebda., 23.

<sup>99</sup> Ebda., 26.

<sup>100</sup> Ebda., 27.

<sup>101</sup> Beck, Ulrich, 1995, 59.

<sup>102</sup> Strauß, Botho, <sup>2</sup>1987, 66.

Bündnis käme für sie nicht in Frage.“<sup>103</sup> In der Antike waren Atalantes Aktivitäten bedeutungsreich, am Ende des 20. Jahrhunderts werden sie jedoch narzißtisch reduziert und pragmatisch zentriert.<sup>104</sup> Das betrifft die gesamte *Fun*-Generation: „Zweifellos gehört sie zu jener noch unbesungenen Generation der Gewinner und Entspannten, der Wohlgenuten und Aufgeräumten. Der Sorgen überdrüssig, wissen sie nur noch, was nützt und gefällt“.<sup>105</sup> Atalante, höhere Verwaltungsangestellte, kostet dementsprechend ihr Leben aus. Doch da geschieht etwas Unerwartetes. Eines Tages steht ein Mann vor ihr, der gar nicht in das übliche Männerschema paßt: „Das war der *Fremdling des Begehrens*, ein zeitverirrter Krieger, der den Geschlechterkampf wiederaufnehmen wollte.“<sup>106</sup> Und er gewinnt den Kampf, Atalante reizt seine reine „Gestrigkeit“, die bloße fordernde Männlichkeit. Sie unterwirft sich bedingungslos seinen Wünschen – mit Genuß: „Die gutgespielte männergleiche Rolle fällt wie ein leichter Überwurf, die Jägerin wechselt ihre Waffen, wird schmelzend lügnerrisch, kokett und schutzbedürftig, unstet und lasterhaft; sie lacht, verhöhnt und betet an; sie hält die derbsten Blicke aus und läßt sich 'Weib' nennen.“<sup>107</sup> Damit ist die traditionelle Geschlechterbeziehung wieder hergestellt, so etwas wie Liebe scheint, wenn die Frau die „männergleiche Rolle“ aufgibt, möglich zu sein.

Aber die Lage ist komplizierter, denn mit den althergebrachten Beziehungsmustern ist nicht mehr viel los. Kurz bevor der *gestrige* Mann auf die autoerotische Läuferin trifft, erzählt Strauß eine Episode aus dem Leben der mythologischen Atalante: Die darf nur den Mann heiraten, der sie im Lauf besiegt. Sie wird aber überlistet, denn Aphrodite gibt einem der Bewerber drei goldene Äpfel, die läßt er während des Wettlaufes fallen. Atalante bückt sich und hebt die Früchte auf, deswegen verliert sie den Kampf, es wird also geheiratet. Und es kommt – durch die List des Ehemanns – zu einem erotischen Intermezzo. Dafür werden beide bestraft, sie werden „in Löwen verwandelt, denn damals glaubte man, Löwen paarten sich nicht mit Löwen, sondern nur mit Pardern. So sollte es ihnen unmöglich sein, je wieder einander zu lieben.“<sup>108</sup> Dieser antike Liebesentzug wird am Ende des 20. Jahrhunderts regelrecht paradoxiert. Denn fest steht auch jetzt noch, daß das mythologische Verbot bestehen bleiben *muß*: Atalante darf keinen Mann lieben. Und genau das diagnostiziert auch Strauß, er entlarvt den gegenwärtigen Liebeshandel in seiner Trivialität. Deshalb kann der Anspruch auf zwischenmenschliche Liebe nicht mehr eingelöst werden, – der Autor beschreibt das Ende: „Mann und Frau nach dem Kampf. Was bleibt, sind Meinungen; letzte Geplänkel. [...] Es ist nicht ganz leicht zu begreifen, was Ich und Ich voneinander wollen. Kein zwingender

---

<sup>103</sup> Ebda., 68.

<sup>104</sup> Nanda Fischer bemerkt dazu folgendes: „Die traditionelle Männer- und Frauenrolle sind vertauscht. Dieser Rollentausch wird über die Jagdmetaphorik evident. Atalante wird zur 'unheilbringenden' Jägerin erklärt, der Aggressivität und Gewalt nicht fremd sind. Da das Prinzip Wettkampf und Sieg sie völlig bestimmt, erfährt sie den 'Anderen' als Begrenzung ihrer Person und kann sich deshalb auf ein Du nicht einlassen. In der griechischen Mythologie steht Atalante für diejenige Frau, die nur den Mann möchte, der sie im Wettkampf besiegt. Die moderne Atalante ist sich selbst genug. Sie möchte nur jeden besiegen. Atalante ist Athletin in einer Zukunftsgesellschaft, in der der Geschlechterkampf längst Historie ist.“ (Fischer, Nanda, 1989b, 106.)

<sup>105</sup> Strauß, Botho, <sup>2</sup>1987, 69.

<sup>106</sup> Ebda., 71.

<sup>107</sup> Ebda., 72.

<sup>108</sup> Ebda., 71.

Grund mehr zwischen solchen beiden. Kein Grund mehr unter den Füßen, nur noch der Himmel über dem Kopf, der grenzenlose Äther der erlösten Gleichheit. 'So sollte es ihnen unmöglich sein, je wieder einander zu lieben.'<sup>109</sup> Mit dem gleichen Schlußsatz endet auch die antike Liebessequenz. Lediglich die Bestrafung sieht, wenn sie denn überhaupt als solche verstanden wird, in der Gegenwart anders aus. Niemand wird in einen „Löwen“ verwandelt, es herrscht vielmehr „Gleichheit“ vor, denn es gibt keinen sinnstiftenden „Grund“ mehr zwischen Mann und Frau. Ganz so radikal wie bei Strauß wird die Geschichte sicherlich nicht ausgehen. Denn Sport und Liebe, das sind zwei anthropologische Konstanten, die immer wieder, je nach dem Stand der gesellschaftlichen Prägungsformen, in je verschiedener Weise miteinander auskommen. Vielleicht bringt es Sarah Kirschs Gedicht *Don Juan kommt am Vormittag* (1973)<sup>110</sup> auf den Punkt. Zwar hat die romantische Mondscheinliebe vorerst abgedankt, aber Don Juan, der erotische Archetyp, kann sich problemlos auf die neuen Umstände einstellen:

Don Juan kommt am Vormittag  
So schrieb er im Telegramm was  
Mich nachdenken ließ ich hatte den Mond  
Eingeplant und Fontänen nun blieb  
Nicht viel Zeit nicht mal die Augen  
Größer malen die Füße nicht waschen  
Ich stand wo sie anfängt die Stadt sah ihn  
Im wehenden Mantel auf einem Rennrad  
Den weißen Schal von der Schulter flattern  
Herannah die Lippen zersprungen und tief  
Lagen die Augen ich fragte ihn  
Weshalb er so früh sei sicher später  
Ein Rendezvous mit einer Schönheit  
Achwasdummheit er stellte das Rad  
Schräg in die Luft er nahm den Hut ab  
Legte uns beide ins Gras das rings  
Üppig zu werden begann zog Vögel  
Aus Metall auf die fingen zu singen  
An daß es schallte Variationen  
Über ein Thema von Mozart ich kenn das  
Sagte er und alle Platten-  
Spielersysteme Schönberg und  
Ich wird dich jetzt das wird aber gut sein

---

<sup>109</sup> Ebda., 72.

<sup>110</sup> Kirsch, Sarah, 1976a, 46.

## Weltausgrenzung – die „Glaswand des Sports“<sup>1</sup>

Christian Graf von Krockow weist zu Recht darauf hin, daß Helmuth Plessners<sup>2</sup> These, daß der Sport in der Lage sei, die Anforderungen der Arbeitswelt zu kompensieren,<sup>3</sup> problematisch ist, weil sie als eine „unzulässige Vereinfachung eines sehr komplizierten Sachverhalts und insofern als ein Trugbild des ersten Augenscheins“,<sup>4</sup> erscheine. In vielen Fällen trifft Plessners Vermutung auch zweifelsohne zu. Hugo von Hofmannsthal etwa deutet am 2. Mai 1897 in einem Brief an Arthur Schnitzler implizit auf diese Funktionsverortung hin, wenn er folgendes schreibt: „Das Radfahren macht mir eine große Freude: es ist wunderschön, ein bisschen ermüdet und erhitzt sich irgendwo still hinzusetzen und über die Sträucher, die Wiesen und die Hügel hinzuschauen, und abends ist es sogar wunderschön, in den Straßen der Vorstädte zu fahren. [...] ich fühle mich doch nun recht viel freier und weniger verworren und bin viel zufriedener.“<sup>5</sup> Hofmannsthal entspannt sich beim Radfahren, das er als „wunderschön“ empfindet, von seiner Arbeit. Sein sportiver Zustand stabilisiert nur zu offensichtlich seine verworrenen Gefühlslagen. Sport vermag jedoch noch mehr zu leisten. Er koppelt sich, um auf Krockow zurückzukommen, vielfach vollständig von der Arbeitswelt ab und bildet eine Eigenwelt, die für einen begrenzten Zeitraum lustvoll erlebt werden kann. Sport zeichnet deswegen „nicht Weltlichkeit, sondern eine Tendenz zur 'Entweltlichung', das heißt zur *Ausgrenzung* aus der Welt des Ernstes im Sinne von Arbeit und Arbeitserfolg“<sup>6</sup> aus. Diesen Zustand kann man auch als „Verdichtung“ bezeichnen. Brian Sutton-Smith hat diese wie folgt beschrieben: „In sportlichen Ereignissen läuft die Handlung stets, gerade so wie in Filmen, beschleunigt ab. Sport handelt sozusagen von den Schlaglichtern des Lebens. Im gewöhnlichen Leben braucht man manchmal Jahre, um zu erfahren, ob man gewinnt oder verliert.“ Die Verdichtung bewirkt eine Art von Hochgestimmtheit, – eines ihrer hervorstechenden Merkmale besteht darin, „daß dieses unmittelbare Handeln uns gleichsam beherrscht. Es bleibt keine Zeit, sich seiner selbst oder anderer Dinge bewußt zu werden.“<sup>7</sup> Diese „Weltausgrenzung auf Zeit“<sup>8</sup> findet sich in der Sportliteratur kontinuierlich, deswegen wird dieses Motiv in der Folge, angefangen bei Conrad Ferdinand Meyers Gedicht *Die Schlittschuhe* (1880) bis hin zu Péter Nádas *Lebensläufer* (1989), in seinen unterschiedlichen Facetten, die über die bloße Sporttheorie hinausgehen, vorgestellt.

Wegen der Stärke der Eisdecke war der Schiffsverkehr vom 22. Januar bis zum 8. März 1880 auf dem Züricher See eingestellt. Auf dem Eis wurden Wirtschaften betrieben, – wie

---

<sup>1</sup> Enquist, Per Olov, 1979, 113.

<sup>2</sup> Vgl. Plessner, Helmuth, 1985.

<sup>3</sup> Zu der gleichen Einschätzung kommt auch Holthusen: „Sport scheint doch eben gerade die *Ent*-lastung des Menschen zu sein: nicht nur vom Ernst seiner Arbeit, sondern von all jenen elementaren Getriebenheiten biologischer, soziologischer und politischer Natur, die ihn mit Schicksal beladen.“ (Holthusen, Hans Egon, 1960, 60.)

<sup>4</sup> Krockow, Christian Graf von, 1980, 14.

<sup>5</sup> Hofmannsthal, Hugo von/Schnitzler, Arthur, 1964, 14.

<sup>6</sup> Krockow, Christian Graf von, 1980, 38.

<sup>7</sup> Sutton-Smith, Brian, 1978, 195f.

<sup>8</sup> Krockow, Christian Graf von, 1980, 41.

auf einem Volksfest tummelten sich tausende Menschen auf der Eisfläche.<sup>9</sup> Auch Meyer war unterwegs, vielleicht inspirierten ihn diese Ausflüge zu seinem Gedicht.<sup>10</sup> Mit diesem Text transzendiert er die realen Erlebnisse in ein imaginäres „Märchenglück“. Ein Knabe erbittet von seinem Onkel ein altes Schlittschuhpaar: „Hör, Ohm! In deiner Trödelkammer hangt/Ein Schlittschuhpaar, danach mein Herz verlangt!“ Der Onkel möchte das Paar aber für sich behalten. Warum dieser Widerstand? Die folgenden Verse liefern Aufklärung: „Der liebe Quälgeist läßt mir keine Ruh,/Er zieht mich der verschollnen Stube zu“. Diese Geheimkammer ist nichts anderes, so darf vermutet werden, als eine verdrängte Erinnerung des Oheims. Sie kehrt nun als Tagtraum wieder:

„Da sind sie!“ Ich betrachte meine Habe,  
Die Jugendschwingen, die gestählten Schuhe!  
Mir um die Schläfen zieht ein leiser Traum ...  
„Du gibst sie mir!“ ... In ihrem blonden Haar,  
Dem aufgewehten, wie sie lieblich war, [...].

Der Knabe deutet auf die Schuhe und drückt nochmals seinen Wunsch aus. Der Onkel dagegen nimmt ihn nicht mehr wahr, denn er ist schon in einer Traumwelt versunken, – ein liebliches blondes Geschöpf erscheint ihm. Dieser Zeitsprung führt uns scheinbar in einen gesellschaftsfreien, autonomen Liebesbereich. Denn die Stadt liegt mit ihren Zwängen, Vorschriften und Verboten „eingeschleiert“ vom Nebel hinter den beiden. Das Eis dagegen ist „spiegelhell“, aber auch „glatt“. Was sich gerade ereignet, kann jeden Moment wieder aus der Bahn rutschen. Der Onkel folgt der Angebeteten auf dem Eis und zieht immer engere Bahnen um sie, es wird romantisch:

Da lockt' es ihren Fuß in Einsamkeiten,  
In blaue Dämmerung hinauszugleiten,  
Ins Märchenreich; sie zagte nicht und eilte  
Und sah, daß ich an ihrer Seite fuhr,  
Nahm meine Hand und eilte rascher nur.  
Bald hinter uns verscholl der Menge Schall, [...].

Die beiden, auf dem Weg in das einsame „Märchenreich“, lassen endgültig die Gesellschaft hinter sich. Jetzt befinden sie sich im legitimationsfreien Liebesreich, aber Vorsicht ist geboten, denn das insulare Glück spielt sich auf dem glatten Eis ab. Beide schweben zunächst noch leicht und freudetrunken über die einsame Fläche. Die „beschwingte Flucht“ bereitet ihnen das höchste Glück. Lange währt dieser Zustand jedoch nicht, denn solch eine freie, märchenhafte Liebe konnte am Ende des 19. Jahrhunderts – gesellschaftsbedingt – nicht konserviert werden. Ohne den Segen der staatlichen Institutionen ist so etwas nicht möglich, nur in der Phantasie, im weltausgrenzenden Raum, funktioniert dieses Liebesgeplänkel, nicht aber in der realen Lebenswelt. Das Ende der Imagination wird regelrecht eingeklingelt, die Zauberwelt verkehrt ihre Vorzeichen, die Alltagswelt meldet sich wieder:

<sup>9</sup> Vgl. Meyer, Conrad Ferdinand, 1964, 391.

<sup>10</sup> Meyer, Conrad Ferdinand, 1963, 98f.

In stiller Luft ein ungewisses Klingen,  
Wie Glockenlaut, des Eises surrend Singen ...  
Ein dumpf Getos, das aus der Tiefe droht –  
Sie lauscht, erschrickt, ihr graut, das ist der Tod!  
Jäh wendet sie den Lauf, sie strebt zurück, [...]  
Dem Lärm entgegen und dem Lichtgefunkel,  
Sie löst gemach die Hand ... o Märchenglück! ...  
Sie wendet sich von mir und sucht die Stadt,  
Dem Kinde gleich, das sich verlaufen hat –

Todesangst kommt auf, die Schöne fühlt sich massiv bedroht, sie flüchtet in Richtung Stadt: Die Liebe wird im wahrsten Sinne des Wortes auf Eis gelegt. Das ist folgerichtig, denn solch ein „Märchenglück“ könnte sich nie in der Gesellschaft verwirklichen, weil es per definitionem fiktional ist. Aber, und das ist hier entscheidend, über den Sport, über das Eislaufen, wird ein Mittel zur Verfügung gestellt, mit dem die gesellschaftlich reglementierte Umklammerung kurzzeitig verlassen werden kann. Hier ereignet sich in der Tat eine „Weltausgrenzung auf Zeit“. Der Ohm jedenfalls wacht wieder auf und schenkt dem Jungen, nachdem er seine alte Liebe hat Revue passieren lassen, die Schlittschuhe: „Ei, Ohm, du träumst? Nicht wahr, du gibst sie mir./Bevor das Eis geschmolzen?“ ... 'Junge, hier.'“

Die Märchenwelt sieht dagegen ein knappes halbes Jahrhundert später in Ödön von Horváths *Sportmärchen*, die zunächst 1924 in verschiedenen Zeitungen und im Münchner *Simplicissimus* abgedruckt wurden, schon ganz anders aus. Dort wird über den Sport kein verliebtes, weltausgrenzendes Glück vermittelt. Vielmehr wird der brutale, geistlos bornierte Sport als massenpsychotisches Phänomen kritisiert. Die Welt des Sports ist im wörtlichen Sinne „wunderbar“: Im Raum sportlicher Handlungen ist die Verbindung mit dem Wunderbaren – wie im Volksmärchen – zwar vorhanden, sie wird aber von Horváth als Krankheit der Zeit begriffen, deswegen beschreibt er sie satirisch. Seine Sportmärchen transzendieren die erfahrbare Realität des Sports nicht wie bei Meyer, indem sie die Aktualität des Alltags auf das unerschlossene Mögliche hin ausweiten, sondern weil sie die Welt parabelhaft vereinfachen. Die potentielle Vielfalt der menschlichen Beziehungen zur Umwelt wird auf eine über den Sport vermittelte Relation reduziert, – die wird in ihrer gesamten Trivialität und brutalen Erbarmungslosigkeit kritisiert. So zum Beispiel in dem kurzen Text *Der Faustkampf, das Harfenkonzert und die Meinung des lieben Gottes*.<sup>11</sup> Die Stadt ist mit Plakaten zugепflastert, sie kündigen aufdringlich einen Boxkampf an: „!k.o.!! k.o.!!!/heulten grelle Plakate in die Stadt; und der eines überhörte,/dem sprangen drei ins Gesicht:/!k.o.!! k.o.!!!“ Es regt sich jedoch Widerstand, „ein einziges Zeitschriftlein“ in einer Buchhandelsauslage wagt zu widersprechen. Sein „Stimmlein“, ein leises Vernehmen der überrumpelten, zuplakatierten Kultur, kündigt ein „Harfenkonzert“ an. Doch auch dieser minimale Widerstand wird gebrochen, denn ein „grober Mann“ nähert sich dem Schaufenster und überklebt den ohnehin geringen Wirkungskreis der kulturellen Ankündigung. Der Schock in

---

<sup>11</sup> Horváth, Ödön von, 1988, 47.

Anbetracht dieses brutalen Vergehens sitzt bei dem „Zeitschriftlein“ tief, denn es ahnt, „daß seine Sache im Sterben sei.“ Hochdifferenzierte Kunstgüter haben gegen das semantisch reduzierte, aber durchschlagende „!k.o.!! k.o.!!!“ keine Chance. Das „Zeitschriftlein“ wählt als letzte Konsequenz den Freitod: „es schlich aus der Auslage, riß sich in Stücke und erhängte sich an einem gewissen Ort.“ Keine Klagen kommen auf, ganz im Gegenteil, die Kultur kann, ohne Aufsehen zu erregen, getrost von der Weltbühne verschwinden. Auch dem „lieben Gott“ entlockt dieses tragische Ende keine Mitleidsgeste, vielmehr quittiert er den Selbstmord gleichgültig und sprachlich so knapp wie die k.o.-Ankündigung der Plakate: „Später, als man das dem lieben Gott mitteilte, da zuckte er die Achsel und meinte: 'Hja, mein Gott – – –'“.

Nicht umsonst wählte Horváth die Tradition des Kunstmärchens.<sup>12</sup> Seit seiner Einführung in die deutsche Literatur ist im deutschen Kunstmärchen die Möglichkeit zur Zeitkritik angelegt. Schon der thematisch eingrenzende Titel *Sportmärchen* ist für eine Märchensammlung ungewöhnlich: Im traditionellen Märchen wurden noch grundlegende, umfassende Lebensfragen erörtert, die thematische Reduzierung bei Horváth läßt dagegen den Charakter des Antimärchens nur zu offensichtlich erkennen. Wenn sich die Person im Volksmärchen sicher sein darf, daß sie in sinnvollen Bahnen lebt, ist es ebenso sicher, daß jeder der naiv befangenen Sportler aus Horváths Märchen in völliger Sinnlosigkeit existiert. Es geht allerdings auch anders: Horváth spricht 1937 in seinem Roman *Jugend ohne Gott* dem Fußballspiel einen durchaus positiven, weltausgrenzenden Moment zu. So können sich die Zuschauer während des Spiels von ihrem alltäglichen Leben distanzieren: „Wenn der Rechtsaußen den linken Half überspielt und zentert, wenn der Mittelstürmer den Ball in den leeren Raum vorlegt und der Tormann sich wirft [...] dann existiert für den Zuschauer nichts auf der Welt, außer dem Fußball, ob die Sonne scheint, obs regnet oder schneit. Dann hat er alles vergessen.“<sup>13</sup>

Auch Musil bemerkt, daß man über den Sport beglückende Zustände erleben kann, ein Tagebucheintrag vom Februar 1914 verdeutlicht das: „Seltsamer Grunewald bei Eichkamp: Mit Turn- und Spielplätzen. Mädchen in blauen Pluderhosen gehen Arm in Arm. Auf einem Sportplatz nehmen zwei junge Leute in Schwimmhosen ein Sonnenbad. Man läuft, man schlägt Ball, man spielt Faustball, zwei Paare fechten sogar, mit Turnerapplomb. Es ist wie wenn man Stadthunde ins Freie hinausläßt; ein ausbrechender sinnloser Bewegungsdrang; ganz blödsinnig glücklich, was sie treiben.“<sup>14</sup> Sport wird hier als völlig zweckfreies Spiel beschrieben, keine gesellschaftliche Umklammerung kann das Treiben stören.<sup>15</sup> In Literatur und Sport können, wie erwähnt, Freiräume geschaffen werden, die in der rationalisierten

---

<sup>12</sup> Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Baur, Uwe, 1989.

<sup>13</sup> Horváth, Ödön von, 1994, 14.

<sup>14</sup> Musil, Robert, 1976a, 297.

<sup>15</sup> H.C. Artmann beschreibt in *Die Rodelkunst von Anno dreißig* (1972) dasselbe zweckfreie Phänomen: „Heute, im schneelosen Winter 1960, ist die Zeit der abenteuerlichen Brettlhupfer, der aristokratischen Dreisitzer und der halsbrecherischen Rodelbahnen längst vorüber. Fortgeflossen sind die naiven, fröhlichen, gefährvollen Jännertage der frühen dreißiger Jahre, zerronnen, wie Schneemänner unter einer frischen Märzsonne.“ (Artmann, H.C, 1997b, 323.)

Lebenswelt nur schwer durchzusetzen wären. So kann die Phantasie wie bei Conrad Ferdinand Meyer – im Windschatten eines Tagtraums – dazu beitragen, die Realität zu transzendieren. Benno Meyer-Wehlacks Erzählung *Kurz vorm Einschlafen* (1963) beschreibt diesen Mechanismus treffsicher. Ein kleiner Junge liegt im Bett, und er ist, nachdem das Licht ausgeschaltet wurde, „sehr oft ein berühmter Radrennfahrer. [...] Alle diese Eigenschaften habe ich einzeln zusammen, und so bin ich ein Allrounder. Und weil ich sie alle im besonders hohen Maße habe, bin ich ein Superchampion. Fachleute sagen, ich gehöre zu der Reihe von Fahrern, von denen in der ganzen Geschichte des Radsports bisher hochgerechnet vier oder fünf am Radsportthimmel erschienen sind.“<sup>16</sup> Diese Allmachtsphantasien erleben, so darf man getrost vermuten, die meisten Menschen, gleichgültig wie alt sie sind, mehr oder weniger häufig.<sup>17</sup>

Interessant sind jedoch vor allem solche Texte, die nicht diese naiven, unbedarften Phantasien beschreiben, sondern solche, die gesellschaftliche Zwänge kompensieren. 1963 erschien in der DDR Klaus Ullrichs Erzählband *Nur ein Weg führt nach Rom*. Held der Erzählungen ist der Offizier Bruno Bartel. Er läuft für die Nationalmannschaft, darf aber nicht bei den Olympischen Spielen in Helsinki 1952 teilnehmen, weil DDR-Sportler dort noch nicht startberechtigt waren. Was in der Realität nicht einlösbar ist, kann zumindest in der Phantasie durchlebt, genossen oder auch durchlitten werden. Das geschieht in dem Text *Wie läuft man 400 Meter?*<sup>18</sup> Bartel hört sich zunächst reichlich deprimiert im Radio die Übertragung des olympischen Marathonlaufes an. Sein Leidensdruck wird allerdings während der Sendung erheblich gemildert, denn er „sieht sich neben Zatopek laufen im fernen Helsinki, kann sich plötzlich ganz genau vorstellen, wie die Landschaft an der Strecke ist“.<sup>19</sup> Dieses imaginäre Mitlaufen und -kämpfen führt zu einer kurzzeitigen Entlastung von den realen Einschränkungen, – die werden noch um einen weiteren Grad zurückgenommen: Der Hörfunksprecher kommentiert eine Szene des Wettkampfes besonders erregt und erfreut. Zatopek und sein zähster Gegner, ein Schwede, „unterhalten sich in deutscher Sprache.“ Diese Bemerkung befriedigt Bartels aufs Höchste: Wenn schon in Helsinki kein deutscher Sportler startberechtigt ist, so spricht man, wenn es um die Medaillen geht, immerhin deutsch: „Wir sind nicht dabei in Helsinki, unsere Athleten mußten leider zu Hause bleiben, aber Emil und sein schwedischer Rivale sprechen deutsch miteinander.“<sup>20</sup>

Eine andere Ablenkung hingegen, keine phantasieträchtige, vielmehr eine reale, die auch als Weltausgrenzung zu lesen ist, beschreibt Helga Novak in dem Gedicht *Eislaufen* (1978).

---

<sup>16</sup> Meyer-Wehlack, Benno, 1963, 17.

<sup>17</sup> Das gleiche Phänomen treffen wir bei dem jungen Harry Baumeister, dem Protagonisten aus Friedrich Torbergs Roman *Die Mannschaft* (1935), an. Der Junge ist ein begeisterter Fußballspieler, er träumt sich auch nachts in seine geliebte Sportwelt hinein: „mit wunderbarer und nun schon traumdunkler Sicherheit glitt er dahin, und war ein Strom der aufwärts glitt, in schwindelnde Höhen, von denen Harry sich inbrünstig hinabsehnte zu jenen zwei Bäumen, die das Goal bedeuten und die so fest und unanzweifelbar dastanden, als gäbe es nichts mehr über sie hinaus, als wäre die Welt zu Ende.“ (Torberg, Friedrich, 1968, 28.)

<sup>18</sup> Ullrich, Klaus, 1963, 62-82.

<sup>19</sup> Ebda., 72.

<sup>20</sup> Ebda., 72f.

Das winterliche Vergnügen bietet den Kindern eine Zufluchtsstätte vor den russischen Bombenangriffen, wenn sie auf dem Eis sind, ist die Angst scheinbar vergessen:

[...] kein Tänzeln keine Kreise und pfeif auf die Acht  
nicht diese blöden Pärchen und Pirouetten  
laufen laufen geradeaus und weiter uns lockt  
kein Schrei mehr in die Keller keine Glocke zu Tisch [...]  
wer nach der Uhr fragt hat Angst vor Zuhause  
„na warte wenn die Russen erst da sind die nageln  
euch fest mit der Zunge ans Bett an die Tür!“  
geschenkt<sup>21</sup>

Keine künstlichen „Pirouetten“ werden gedreht, das würde nur aufhalten, – die Kinder wollen sich vielmehr von ihren Eltern und ihrem Heimatort absetzen. Die Eisflucht – „laufen laufen geradeaus“ – bietet eine willkommene Zufluchtsstätte. Selbst die Androhung, der *böse Russe* würde kommen, wird gelassen ignoriert, eben „geschenkt“. Auf den ersten Blick gibt es auf dem Eis nur Sieger zu bestaunen: „ach wir Sieger über alle tiefen Gewässer/wer sah schon verweinte Augen in seinem Spiegelbild“. <sup>22</sup> Über diesem Treiben liegt der Schatten der gefährvollen Realität, sie kann, und das zeigt, daß die Verspannungen zwischen Lebenswelt und insularen sportlichen Erlebnissen höchst sensibel und instabil sind, nur zu schnell wieder vom Alltag eingeholt werden. Die Ambivalenz zwischen den sportlichen Hochgefühlen und der Todesangst sticht deutlich in einem Vers hervor: „wer nach der Uhr fragt hat Angst vor Zuhause“. Per Olov Enquist beschreibt dieses sensible Wechselverhältnis zwischen beiden Wirklichkeiten – Weltausgrenzung versus Alltag – punktgenau: „Es ist aber nicht zu ändern, daß die Glaswand des Sports dünner ist und einem dennoch das Gefühl gibt, daß das eigentliche Leben sich nicht hinter der Wolkenbank der Zukunft oder der Dunkelheit des Todes verbirgt, sondern gleich um die Ecke liegt, gleich um die Ecke.“<sup>23</sup> Genau das trifft auf Novaks Gedicht zu, die Schutzzone des Eislaufs ist ausgesprochen dünn, die Realität dagegen wirkt mächtiger und verdichteter, denn sie lauert gerade „um die Ecke“, sie bedroht die sportliche Entspannung auf Schritt und Tritt.<sup>24</sup>

---

<sup>21</sup> Novak, Helga M., 1983, 111.

<sup>22</sup> Ebda.

<sup>23</sup> Enquist, Per Olov, 1979, 113.

<sup>24</sup> So zum Beispiel auch in Heimito von Doderers Erzählung *Ein Hockeymatch* (ca. 1926). Drei Personen, allesamt aus einer Familie stammend, gehen in Budapest zu einem Hockeyspiel. Sie entspannen sich während des Zuschauens vom Alltag, sie distanzieren sich weltausgrenzenderweise von ihm: „Der Abend wird herrlich kühl, alles scheint erweitert, wie ein Saal, dessen Wände sich ganz in offene Flügeltüren verwandelt haben.“ (Doderer, Heimito von, 1995a, 279.) Nach dem Spiel wird ihnen eine Todesnachricht überbracht. So setzt sich die Realität sukzessiv wieder gegen die Sportwelt durch: „Es ist eine Todesnachricht, eine ganz dicht und schwer an das Herz sich legende, eine unfäßliche, die wie ein platter Schlag mit einem Brett auf einen Wasserspiegel an der Oberfläche bleiben muß, infolge der noch bestehenden Dichte der hier noch bestehenden Situation: obwohl diese Situation durch die Nachricht grundstürzend verändert, ja eigentlich aufgehoben ist. [...] Sie wurden durch Erheiterung und Erweiterung freigeräumt, damit das Schicksal, als die Saaltüren sich so feierlich öffneten, in gebührender Klarheit und Sammlung empfangen werden könne: denn nun ist alles ganz anders.“ (Ebda., 279f.)

Trotzdem bleibt der Sport hartnäckig am Ball, denn er kann hinter seiner Glaswand Leben retten oder angenehmer gestalten, so zum Beispiel in Hans Blickensdörfers Roman *Doppelpaß an der Wolga* (1990). Zwei Themen stehen im Zentrum der Handlung: die Kriegsgefangenschaft deutscher Soldaten in Rußland und das Fußballspiel. Das Leben der „Plennys“ wird durch das Fußballspielen im Lager Astrachan, das an der Wolgamündung liegt, erträglicher. Die Fußballbegeisterung einiger Lagerkommandanten ermöglicht es, Spiele zwischen den Deutschen und den aufsichtsführenden Mannschaften auszurichten. Zunächst dürfen die Inhaftierten jedoch nur dem ungarischen Wachpersonal beim Spielen zuschauen: „Bewacht wird der graue Haufen hauptsächlich von Ungarn, die gerade noch rechtzeitig zu den Siegern übergewechselt sind und sich einer Art von Halbfreiheit erfreuen. Deshalb dürfen sie in ihrer Freizeit auch Fußball spielen, und neidvoll scharen sich deutsche Plennys um den staubigen Hartplatz, weil das eine Vision von Freiheit zwischen Wachtürmen und Stacheldraht ist.“<sup>25</sup> Diese „Vision“ spornt die Plennys an. Zwar wissen sie, daß die „Glaswand des Sports“ höchst zerbrechlich ist, aber sie erkennen, daß sie sich nur in dieser Nische vom tristen und harten Leben „zwischen Wachtürmen und Stacheldraht“ befreien können. Den Deutschen gelingt es dann auch, regelmäßig Fußball zu spielen. Den Höhepunkt erleben sie indes als Radiohörer. Sie dürfen das Weltmeisterschaftsduell zwischen Deutschland und Ungarn, das am 4. Juli 1954 in Bern stattfand, miterleben.

Endlich beginnt das heißersehnte Finale: „Und dann sind Tag und Stunde da. Das Lager wird zur deutschen Enklave, in der kein Russe etwas zu sagen hat und dies nicht einmal will.“<sup>26</sup> Nachdem der Sieg amtlich ist, liegen sich Deutsche und Russen in den Armen, „aus Gründen die mit der Ratio nicht zu fassen sind“.<sup>27</sup> Der Sport als Friedensstifter, zumindest kurzzeitiger, sorgt für Irritationen, denn „niemand weiß, welches Kopfzerbrechen er einem Lagerkommandanten im Ural verschafft hat.“<sup>28</sup> Denn wie ist es möglich, daß sich Todfeinde plötzlich in Freundschaft umarmen? Selbstverständlich kann man heute wissen, daß mit der Formel des olympischen Friedens noch nie viel los war, aber Ausnahmen bestätigen die Regel. Vielleicht gibt es einen anderen Grund – und diese Vermutung sei knapp angedeutet – für das Kopfzerbrechen des Kommandanten: Johannes R. Becher hebt in seiner *Macht der Poesie* (1955) die Überlegenheit des sozialistischen Fußballs ausdrücklich hervor, folgendes schreibt er dort: „Dieses neue Jahrhundert des Fußballs ist [...] *unser* Jahrhundert, das angebrochen ist. Auf dem Gebiete des Fußballs wie auf sämtlichen Lebens- und Wissensgebieten ist es dadurch gekennzeichnet, daß es sich exakter wissenschaftlicher Methoden bedient. Diese exakten wissenschaftlichen Methoden haben den Ungarn über die Engländer zum Sieg verholfen. Freilich läßt die Zahl 6:3 solch einen Sieg der exakten wissenschaftlichen Methode konkreter in Erscheinung treten als das Übergewicht auf anderen Gebieten, zum Beispiel auf dem der Literatur und Kunst.“<sup>29</sup> Vielleicht war der russische Kommandant auch

---

<sup>25</sup> Blickensdörfer, Hans, 1990, 16.

<sup>26</sup> Ebda., 219.

<sup>27</sup> Ebda., 221.

<sup>28</sup> Ebda., 225.

<sup>29</sup> Becher, Johannes R., 1972a, 104.

von der Überlegenheit der „wissenschaftlichen Methode“ des Sozialismus<sup>30</sup> überzeugt. Aber es ist zweifellos verwunderlich, daß *ein* 6:3-Sieg ohne Bedenken verallgemeinert und sozialistisch-logisch abgesichert wird. Freilich wurde in Bern diese voreilige Theorie ohne wissenschaftliche Geschütze fußballernd falsifiziert.

Weitaus unkomplizierter und abgeklärter geht es dagegen in dem Roman *Nurmi oder die Reise zu den Forellen*, den Gerhard Köpf 1996 verfaßte, zu. Onkel Nurmi, der Held des Buches – er heißt so, weil er Jahrzehnte zuvor gegen Nurmi lief – benutzt Sport als Mittel zur Weltflucht: Im Anfang war nicht das Wort, sondern „Im Anfang war der Lauf! Langstreckenläufer wurde ich damals im Stift, im Internat, [...]. Die Mönche machten mich zu einem Weg-Läufer, du weißt schon, diese gelehrten Stubenhocker und Katholischen Sesselfurzer, die selber kaum gehen konnten vor Fettleibigkeit oder Durchgeistigung.“ Das katholische Internatsleben reglementierte sein Leben bis in die kleinste Kleinigkeit hinein, um dieser Einengung zu entkommen, beginnt er seine Läuferkarriere. Zunächst besitzt das Laufen vor allem einen therapeutischen Wert, denn „laufend habe er die Knoten in Kopf und Seele gelöst, denn das Unerträgliche sei im Laufen besser zu ertragen. [...] Solange er gelaufen sei, habe er sicher gewußt, am Leben zu sein.“<sup>31</sup> Die katholischen Seelenknoten kann er beim Laufen auflösen, – das „Unerträgliche“ des mönchischen Lebens wird hinter der „Glaswand“ abgehängt. Die Seinsverdichtung während des Sports faßt ihn regelrecht als Person zusammen.<sup>32</sup> Er bringt es, sportlich betrachtet, trotz einer einschneidenden Niederlage recht weit: 1921 läuft er in Lugano gegen den großen Paavo Nurmi über die 10.000 Meter-Distanz, davon berichtet er seinem Neffen. Der Junge ist so begeistert von dieser Schilderung, daß er sich selbst auf die Laufbahn projiziert: „Und während ich gierig seine Worte aufzog, sah ich ihn tatsächlich gegen den Finnen laufen. Ich sah ihn, mehr noch, ich sah mich, denn während mein Onkel erzählte, wurde er ich, und ich wurde er. [...] Mir kam vor, als erzählte er mir von meinem Lauf gegen Nurmi.“<sup>33</sup> Der Zauber hat diesmal ein schnelles Ende, denn Onkel Nurmi verliert das Rennen gegen den Finnen. Der Verlierer handelt ausgesprochen konsequent, denn das Laufen verliert seine Funktion als therapeutisches Werkzeug schlagartig: „Und nachdem ich am 19. September 1921 in Lugano von Nurmi geschlagen worden war, hörte ich mit dem Laufen auf. Sofort und auf der Stelle. [...] Seitdem bin ich meinen eigenen Weg gegangen. Ich studierte zu Ende, wurde Arzt, schließlich Professor.“ Nach der Niederlage ist Onkel Nurmi in der Lage, die gesellschaftlichen Anforderun-

---

<sup>30</sup> Auch John Erpenbeck macht in seinem Gedicht *Triumph der Wissenschaft*, das er „*Dem Boxer Dr. Valeri Popentschenko*“ widmet, die sozialistische Methode stark: „Der war nicht einzuordnen. Jedes Maß/gewohnter Werte hatte er zerschlagen./Ein Phänomen. Und Fragen über Fragen/nach dem Geheimnis, das er wohl besaß://Berechnet waren jeder Schritt und Schlag./Kraft als Kalkül. Das Wirkungsintegral/neu angesetzt, gelöst, auch dieses Mal./Und ewig Kampf. Die Dummheit unterlag.“ (Erpenbeck, John, 1971, 103.) Das „Geheimnis“ ist auch hier wieder schlichtweg die scheinbar genau zu berechnende und quantifizierbare Vorgehensweise, denn sie allein soll der „Dummheit“, also der außerkommunistischen Welt, überlegen sein.

<sup>31</sup> Köpf, Gerhard, 1996, 87; 76.

<sup>32</sup> Laufen bietet vordergründig ein Medium an, um den Sinn des Lebens zu erfahren: „Das Laufen ist vielleicht der kürzeste Weg zu sich selbst. Jeder, der dieses Geheimnis entdeckt, ist ihm auf der Spur und läuft ihm hinterher. So hat es jedenfalls bei mir angefangen.“ (Ebda., 92.) Dieses Sich-Selbst-Hinterherlaufen spricht ein wichtiges Problem an. Sport und Literatur können, wie man weiß, keine stabilen Identitäten verankern.

<sup>33</sup> Köpf, Gerhard, 1996, 126.

gen, die an ihn gestellt werden, bereitwillig zu verwirklichen. Denn die Sinnsuche erfolgt jetzt nicht mehr über den Um- oder auch Ausweg des Laufens. Das Wettkampfergebnis löst einen weiteren erkenntnisbringenden Effekt aus. In der Welt des Sports, so erkennt der Besiegte, müssen Niederlagen hingenommen werden, vor allem dann, wenn sie den Menschen bis zum letzten fordern: „Als der Starter uns Läufer aufrief, überfiel die Bahn Eisesstille. Es ist eine Stille wie vor einer Exekution. Du gehst zur Startlinie und wartest auf den Schuß. Deine Konkurrenten nimmst du gar nicht wahr. Du denkst, du wärst allein auf der Welt, denn du weißt, daß du nur wenige Minuten hast, um deine ganze Existenz zu rechtfertigen.“<sup>34</sup> Onkel Nurmi konnte im Wettkampf seine Existenz nicht rechtfertigen, weil er verlor, – nachdem sein Sportlerdasein so radikal verneint wurde, gibt es für ihn nur noch die Möglichkeit, das Laufen sofort aufzugeben. Er wechselt die Fronten: Er verläßt den Bereich hinter der „Glaswand des Sports“ und begibt sich, diesmal ohne Fluchtgedanken, in die alltägliche Lebenswelt, in der kann er sich nun als Professor beweisen.

Gesellschaftliche Defizite und Einengungen können, wie gezeigt wurde, imaginär in der Phantasie für einen kurzen Zeitraum kompensiert oder direkt körperlich im Sport ausbalanciert werden. Diese Fluchtmechanismen können auch dazu dienen, körperliche Mängel zu kaschieren, – so zum Beispiel in Theodor Heinrich Mayers Novelle *Sportredakteur Wallner* (1920): Dieser „war ein kleiner etwas verwachsener Mensch von etwa vierzig Jahren, mit einem bleichen Gesicht und ein bißchen verträumten Augen“.<sup>35</sup> Wallner ist weit über sein Blatt hinaus wegen seiner „dithyrambischen Schilderungen sportlicher Ereignisse“<sup>36</sup> bekannt. Wegen seiner Behinderung ist er nicht in der Lage, Sport zu treiben. Dieses Defizit<sup>37</sup> kann er jedoch schreibend und phantasierend ausgleichen, denn „für ihn bedeutete der Sport die Zufluchtstätte seiner Phantasie aus den unentrinnbaren Mängeln des eigenen Lebens.“<sup>38</sup> Seine gesamte Freizeit verbringt Wallner mit der Lektüre von Sporttexten, – in die lebt er sich intensiv hinein, er wird so auch ein Sportheld. In der tristen Realität besitzt er keine Chance, sich auch nur annähernd sportlich zu verwirklichen. Aber in der Phantasie stehen ihm viele Möglichkeiten offen, und die nutzt er auch intensiv: „er saß auf dem vertrauten Rad und fuhr in einem märchenhaften Rennen zwischen hundert anderen Konkurrenten über Straßen, die mit Spiegeln belegt waren, so daß jeder eigentlich mit sich selbst den härtesten Kampf auszufechten hatte, er blieb Sieger, denn er überholte sogar sein Spiegelbild“.<sup>39</sup> Selbst sein Spiegelbild, seinen verkrüppelten Körper, kann er im fiktiven Raum, im Unterschied zu seinen Gegnern, hinter sich lassen. Die Macht der Phantasie ist hier in der Tat grenzenlos.

---

<sup>34</sup> Ebda., 138f; 127.

<sup>35</sup> Mayer, Theodor Heinrich, 1920, 314.

<sup>36</sup> Ebda.

<sup>37</sup> Wegen seiner körperlichen Mängel bekommt er keine Frau. Zwar verliebt er sich mit dreiundzwanzig Jahren in „Angela“, aber sie entscheidet sich schließlich für einen attraktiven „Großfuhrwerker“. Wegen dieser Enttäuschung gibt es nur eine denkbare Konsequenz für ihn: „Diese Angelegenheit bereitete ihm viele trübe Tage und hatte nur das eine Gute, daß sie ihn für alle Zeit vor weiteren Experimenten mit dem anderen Geschlecht bewahrte.“ (Ebda., 327.)

<sup>38</sup> Ebda., 319.

<sup>39</sup> Ebda., 321.

Seine Siege, die wie ein „kurzer Rausch“<sup>40</sup> an ihm vorbeifliegen, feiern ihre höchsten Triumphe vor allem dann, wenn er sich seine Erfolgsmeldungen – bejubelt von Tausenden – in den entsprechenden Zeitungsartikeln vorstellt. Etwas von diesen traumartigen Ausflügen rettet Wallner allerdings noch in die Realität, denn er projiziert seine Allmachtsphantasien schreibend in seine alltäglichen Sportberichte. Hier kommt es zu einer dithyrambischen Mischung zwischen Realität und Phantasie, diesen Zweiwelten-Zustand balanciert Wallner professionell aus. Solange dieses Verhältnis symmetrisch bleibt, verläuft sein Leben in erträglichen Bahnen. Einmal allerdings droht Gefahr, die Realität bekommt Übergewicht. Er soll mit dem Franzosen „Lovard“, einem Kunstflieger, „der diese unglaublichen Sturzflüge macht“,<sup>41</sup> mitfliegen. Endlich darf er selbst an einem realen sportlichen Ereignis, obendrein der „kühnsten Sportleistung“,<sup>42</sup> die es gibt, teilnehmen. Seine Phantasie schlägt vor lauter Vorfreude regelrecht Purzelbäume: „Das große Erlebnis, nach dem er sich so gesehnt hatte, war nahe, greifbar und wirklich. An der kühnsten Sportleistung, die es heute überhaupt gab, nahm er teil, genoß ihre Gefahr ebenso wie ihren Ruhm, und jeder in der Stadt las von seinem Mut und seiner Tat.“<sup>43</sup> Doch die Realität vereitelt seine hochfliegenden Pläne. Lovard verunglückt bei einem besonders tollkühnen Sturzflug tödlich. Wallner muß erkennen, daß die Verwirklichung seiner Wünsche, sobald sie sich ausschließlich auf die Realität beziehen, uneinlösbar ist: „Da trat einmal ein großes Ereignis an sein Leben heran, wie einen Edelstein umgab er es schon von allen Seiten mit dem Gold köstlicher Worte, arbeitete an der Fassung, ehe er den Stein besaß ... und der Stein fiel und zerbrach, ehe er noch in dem schimmernden Goldkleid geruht hatte. Verloren war sein Schein für immer ...“<sup>44</sup>

Dieser Schein, die Hoffnung auf konkrete Realisierung, kann jedoch, wie etwa in *Nurmi oder die Reise zu den Forellen*, realisiert werden. Erfolgreich wird solch ein Konzept auch in Friedrich Christian Delius' Roman *Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde* (1996) vorgestellt. Henry de Montherlant gibt den Weg für Interpretation vor: „Täusche ich mich? Aber der Sport ist, genau wie die Religion, gelegentlich ein Ablenkungsmittel. Ich habe gesehen, wie Jungen und Mädchen den Sieg ihres Körpers als ein Mittel verstanden haben, wieder Vertrauen zu sich zu gewinnen und irgendeine Unfähigkeit oder einen Mißerfolg im täglichen Leben auszugleichen: Schüchternheit, Enttäuschung, gesellschaftliche Erniedrigung.“<sup>45</sup> Sport kann durchaus religiöse Funktionen übernehmen, vor allem dann, wenn er dem einzelnen Individuum Selbstvertrauen vermittelt. Diese Religionsvariante läuft der christlichen, wie man in der Folge sehen wird, den Rang ab: Die Fußball-Weltmeisterschaft, die im Vierjahresrhythmus ausgetragen wird, ist eines der größten Sportereignisse unseres Jahrhunderts. Sechszehnmals hat die FIFA, der internationale Fußballverband, den Titel bisher vergeben. Die erste Weltmeisterschaft wurde 1930 in Uruguay ausgetragen. Das Gast-

---

<sup>40</sup> Ebda., 324.

<sup>41</sup> Ebda., 329.

<sup>42</sup> Ebda., 331.

<sup>43</sup> Ebda.

<sup>44</sup> Ebda., 336.

<sup>45</sup> Montherlant, Henry de, 1969, 53.

geberland errang damals den Siegerpokal. 1954 wurde die deutsche Fußballerique – entgegen aller Erwartungen – Weltmeister. Im Endspiel traf sie auf die favorisierte ungarische Mannschaft. 10:90 bezifferte man die Chancen der Herberger-Elf. Ror Wolf beschreibt in seinen *12 WM Moritaten* das dramatische Endspiel von Anfang an:

Neunzehnhundertvierundfünfzig

Das war der Anfang. Und so geht es weiter:  
Von Deutschland und dem großen Geist von Spiez  
nahm man zunächst nicht allzu viel Notiz.  
Ungarn ist Meister. Deutschland Außenseiter.

Man werde diese Herrn in Bern schon klöpfen,  
die Herrn aus Deutschland: Morlock, Schäfer, Rahn.  
Die Ungarn sind unschlagbar momentan.  
Das hörte man aus sehr geschätzten Köpfen. [...]

Die Ungarn greifen anfangs an, sie kommen  
mit Puskas, Czibor, Hidegkuti, Toth.  
Doch Toni Turek ist ein Fußballgott  
und hat das Leder aus der Luft genommen.

Boß Rahn, im Fallen jubelnd, hat getroffen,  
mit seinem linken Fuß, das sieht man gern,  
an einem schiefergrauen Tag in Bern.  
Für Deutschland ist der ganze Himmel offen.

Der Chef: man sieht wie er in Bern verschmitzt  
hoch auf den Schultern seiner Männer sitzt.<sup>46</sup>

In der fünften Minute stand es schon 1:0 für die Ungarn, drei Minuten später 2:0. Der Außenseiter konterte jedoch sofort. In der elften Minute schoß Max Morlock das 2:1; in der siebzehnten Minute wurde der Halbzeitstand von 2:2 durch Helmut Rahn erzielt. In der vierundachtzigsten Minute geschah das Unfaßbare, die deutsche Mannschaft ging mit 2:3 in Führung, Torschütze war wieder Rahn. In der neunundachtzigsten Spielminute (die dritte Strophe Ror Wolfs kommt ins Blickfeld) schoß der ungarische Spieler Czibor aus sechs, sieben Metern mit voller Wucht aufs Tor, Toni Turek wehrte mit beiden Fäusten den Ball ab. „Toni, du bist ein Fußballgott“, brüllte der Radioreporter Herbert Zimmermann in diesem Augenblick ins Mikrophon. Ein elfjähriger Pfarrerssohn, der Protagonist aus Delius' Roman, verfolgt die Radioreportage Zimmermanns mit. „Fußballgott“, dieses religionssemantische Paradoxon, geht ihm nicht mehr aus dem Kopf: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir, [...] und doch gefiel mir, noch immer gebannt vom Nachklang der drei Silben Fußballgott, daß dieser Gott sehr menschlich war, [...] ich fand von Minute zu Mi-

---

<sup>46</sup> Wolf, Ror, 1996, 15.

nute mehr Gefallen daran, einen heimlichen Gott, einen Fußballgott neben dem Herrgott zu haben. [...] Immer besser gefiel mir die Lästerung, und in diesen Minuten rückte ich ab von der dreieinigen Besatzungsmacht Gott, Jesus und Heiliger Geist und begann an einen Fußballgott und Außenseitergott zu glauben“.<sup>47</sup> Die heilige „Besatzungsmacht“, die dem Jungen bisher das Leben zur Hölle machte, wird zugunsten des befreienden Außenseitergottes verabschiedet.

Trostlos sah bis zu diesem Sonntag sein Leben aus: Die provinzielle Enge der 50er Jahre, gepaart mit protestantischer Strenge, wird von ihm – in seinem kleinen hessischen Heimatdorf – als Gefangenschaft durchlitten: „Mein Kopf war belagert und mein Körperbündel besetzt von der unbegreiflichen Macht Gott, die in alle Gedanken hineinregierte, mein verschupptes, verstottertes Leben bestimmte, eine Macht, die zugleich gütig und streng sein sollte und als höchste Instanz der Liebe Vater und Mutter wie Marionetten zu führen schien.“<sup>48</sup> Er wird nicht nur von diesem Gott geplagt, – seine Schuppenflechte und sein Stottern drängen ihn auch in die ungeliebte Außenseiterposition. Beide Makel, die psychosomatisch zu verorten sind, werden durch die *gut-protestantischen* Marionetteneltern gewissenhaft gefördert: also alles andere als gute Aussichten auf ein humanes, christenwürdiges Leben! Aber eine Lücke taucht auf, eine Nische, die Rettung verheißt, der Sonntag: „Der einzige Tag in der Woche, an dem ich halbwegs geschützt blieb vor der Entdeckung, wie schlecht und schwach ich in allem war [...]. Ich tauchte fort von all den gewöhnlichen Gefangenschaften der Woche und freute mich auf die Erleichterungen des Sonntags“.<sup>49</sup> Eine der Sonntagserleichterungen ist das Weltmeisterschaftsendspiel von 1954. Der Junge darf die Radioübertragung des Spiels im Arbeitszimmer seines Vaters miterleben. Seltsames phantasiert sich der Schüler zurecht. Er wird zum „kräftigen Stürmer“,<sup>50</sup> der in der deutschen Nationalmannschaft mitspielt: „als die Namen Fritz Walter und Rahn fielen [...] zuckte mir der rechte Fuß: das Wunder war da, es gab eine direkte Verbindung zum Spielfeld in Bern. [...] Ohne eine Sekunde darüber nachdenken zu müssen, lief ich und schoß ich mit auf der Seite der Deutschen, der Außenseiter, weil ich mir mitten in Deutschland nichts anderes vorstellen konnte, als gegen die Ungarn zu sein, [...] und vielleicht spielte auch eine stille Ablehnung großer Favoriten und unbesiegbarer Mächte mit.“<sup>51</sup>

Poetologisch gesprochen benutzt der Pfarrerssohn das Endspiel als imaginäre Probebühne, auf der er seine Mängel fiktiv abhängen kann. Dieser Vorgang ist, wie auch in den vorangegangenen Texten diskutiert, beispielhaft. Die Bannung von bedrohlichen Tendenzen ist eine bedeutende Funktion des Sports, aber auch der Literatur. Mängel werden nicht verdrängt oder beschönigt, statt dessen wird ein anderer Weg eingeschlagen: Physische Defizite werden kompensatorisch überformt. Das Alter ego, der „kräftige Stürmer“, wird so zur Bezugsfigur des Jungen. Zwar ist das andere Ich deutlich von ihm verschieden, aber ungelebte,

---

<sup>47</sup> Delius, Friedrich Christian, 1996, 94f.

<sup>48</sup> Ebda., 15.

<sup>49</sup> Ebda., 12.

<sup>50</sup> Ebda., 17.

<sup>51</sup> Ebda., 89.

nicht realisierte, abgewehrte oder unerfüllte Möglichkeiten können – sozusagen probenhalber – auf das Alter ego projiziert werden. Mit seinen Phantasien überschreitet der junge Fußballfan die Gefangenschaft. Das bedeutet gleichzeitig, daß er aus dem heraustritt, worin er bisher eingeschlossen war: aus seiner Person. Dieses Doppelgängertum – reale Lebenswelt und Imagination – ist anthropologisch<sup>52</sup> zu verstehen. Plessners Verortung des Menschen – „Ich bin, aber ich habe mich nicht“ – weist auf die Notwendigkeit von Imaginationen hin. Zwar ist der Mensch material vorhanden – „Ich bin“ –, aber zu wissen, was man *wesensmäßig* sei, kann nicht beantwortet werden. Beispielhaft veranschaulicht diese Aporie, wie erwähnt, Ernst Mach: Das Subjekt, das er als Ich-Empfindungsbündel versteht, verändert sich ständig, deshalb ist es nicht letztbegründbar. Dazu bedürfte es eines transzendentalen Zentrums, das es erlauben würde, die Gewißheit, daß wir sind, zu erfassen. Wenn wir den Sinn dessen besitzen wollen, was es bedeutet zu sein, werden wir zwangsläufig über uns hinausgetrieben; da wir aber nicht zugleich das transzendente Zentrum unserer selbst sein können, mündet der Wunsch zu wissen, was es ist, *zu sein*, in der Imagination: Diese kann den Menschen lediglich zu einem infiniten Regreß motivieren. Trotzdem ist die Imagination notwendige und hinreichende Bedingung allen menschlichen Seins. Der französische Anthropologe André Leroi-Gourhan stellt dazu fest: „die Imagination ist eine fundamentale Fähigkeit der Intelligenz, und eine Gesellschaft, in der die Fähigkeit zur Schöpfung von Symbolen nachläßt, verlöre zugleich ihre Handlungsfähigkeit.“<sup>53</sup>

Würde der „Kern des Menschen“,<sup>54</sup> das reflektierend-imaginative Denken, nicht mehr aktiviert werden, dann verkümmert die lebensweltüberschreitende Stabilisierung. Aber die Vieldimensionalität des menschlichen Subjekts – so kann man sich trösten – benötigt die Imagination als Antrieb. Die lineare, eindimensionale Schrift kann, koppelt man sie an die Vitalitätsketten körpereigener Erfahrungen, existentielle Defizite adäquat abfangen. Sport und Literatur können so eine gewinnbringende Symbiose eingehen. Der weitere Verlauf von Delius' Roman bestätigt das: Unser Protagonist fühlt sich auf dem Berner Spielfeld wohl, denn dort besitzen die verhaßten Autoritäten keine Spielerlaubnis: „Der Himmel schüttete seinen gnädigen Regen über die Spieler hinab, das Fritz-Walter-Wetter hielt an, aber sonst hatte der Himmel, hatten Vater, Sohn und Heiliger Geist hier nichts zu bestellen, hier flehte niemand nach oben, hier war nichts bestimmt oder vorherbestimmt, hier funkte keiner aus der Hierarchie Gott, Vater, Mutter und Großvater dazwischen.“<sup>55</sup> Der Pfarrerssohn atmet befreit auf, eine neue Welt öffnet sich für ihn, nun haben „alle Engel und Moses [...] ausgespielt.“<sup>56</sup> Die christliche Semantik kann gelassen verabschiedet werden: „Die Kreuze an der Wand schrumpften, die Gottesgespenster hielten still wie geschlagen, die Engel [...] standen ungerührt im Gold ihrer Bilder, verharrten gebannt in ihren himmlischen Gesten, provozierend still mit ihren Posaunen.“<sup>57</sup> Die provokative Engelsingeste berührt den Jungen nicht,

---

<sup>52</sup> Vgl. zu diesem anthropologischen Ansatz: Iser, Wolfgang, 1991.

<sup>53</sup> Leroi-Gourhan, André, 1988, 267.

<sup>54</sup> Ebda.

<sup>55</sup> Delius, Friedrich Christian, 1996, 109.

<sup>56</sup> Ebda., 113.

<sup>57</sup> Ebda., 112.

denn er erfährt an diesem Sonntag, daß es Möglichkeiten gibt, die provinzielle Enge mit ihren morbid-christlichen Anforderungen hinter sich zu lassen. Die „Gottesgespenster“ sind endgültig vernichtet, das Symbol der Christen, das Kreuz, ist zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft. „Stottern, Schuppen und Nasenbluten“<sup>58</sup> sind vergessen. Die fiktive Teilnahme an dem Weltmeisterschaftsendspiel verhilft dem Jungen, seinem bisherigen Dasein ein Ende zu setzen. Er wird sein *eigener* „Weltmeister“, einer, der nicht nur die ungarische Nationalelf besiegt, sondern einer, der den „Vaterkäfig“ und die „Gottesfallen“<sup>59</sup> hinter sich läßt. So wirkt sich die realitätsferne Imagination rückkopplungsartig auf die reale Lebenswelt des Schülers aus. Das abschließende Fazit des Pfarrerssohn läßt das Ende – im positiven Sinn – offen: „ich wußte, daß dieser Ausnahmezustand, in dem ich meine Makel vergessen konnte, irgendwann zu Ende ging, ich wollte den paradiesischen Zustand möglichst erhalten, [...] es war längst kein Spiel mehr, denn ich war, was ich schamhaft und heimlich gewünscht hatte, ich war zum Weltmeister geworden, und das wollte ich mir nicht nehmen lassen durch Beschwichtigungen ...“.<sup>60</sup>

Auch für Lars Gustafsson bietet die Sportwelt eine neue, beglückende Erfahrung, – sie verändert seine Persönlichkeit.<sup>61</sup> In seinem Roman *Die Tennisspieler* (1977) lernen wir Gustafssons Erinnerungen an ein Jahr, das er als Gastprofessor für skandinavische Literatur an der Universität von Texas verbrachte, kennen. Schon der Auftakt des Textes ist vielversprechend, es herrscht ein entspanntes und ausgeglichenes Verhältnis zwischen Sport, Kultur und Literatur. Die unterschiedlichen Semantiken werden dort ohne Bedenken zusammengewürfelt. Der Professor erinnert sich: Morgens in aller Frühe bepackte er seinen „Rucksack mit einem Tennisschläger, sechs Bällen, Nietzsches 'Jenseits von Gut und Böse', einem Band von Brandes' 'Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts', holte [sein] italienisches Fahrrad, eine zehngängige Italo Vega, eine wirkliche Schönheit [...] und raste einfach ins Morgenlicht hinaus, das um diese Zeit noch rosenfarben war.“<sup>62</sup> Gustafsson erfährt durch den Sport eine nie geahnte rosarote Welt, deshalb kann er ohne intellektuelle Selbstzweifel beflügelt in den beginnenden Tag hineinrasen, – die Philosophie muß sich zunächst noch gedulden, denn vorerst steht die lustvoll-sportliche Entspannung auf der Tagesordnung. Erst danach beginnt seine Arbeit: „Sonnengebräunt und elastisch wie ein junger Gott“<sup>63</sup> tritt er dann in der Universität vor die Studenten. Mit einem „gewaltigen Saltomortale“ springt er „in einen anderen Erdteil, ein anderes Jahrhundert hinab, in eine Welt, wo Nietzsche noch immer mit Lou Salomé lustwandelt“.<sup>64</sup> Dieser Sprung aus dem Sport ist zwar nicht ganz einfach, aber er wird trotzdem von dem jungen „Gott“, von Gustafsson, souverän gemeistert. Beide Welten, hier der Sport, dort die Kultur, können ideal ausbalan-

---

<sup>58</sup> Ebda., 117.

<sup>59</sup> Ebda., 115.

<sup>60</sup> Ebda.

<sup>61</sup> Ein Beispiel: „Wie die Monate vergingen, begann sich eine ganz neue Persönlichkeit bei mir herauszubilden, die völlig fremd war, aber keineswegs unangenehm“. (Gustafsson, Lars, <sup>5</sup>1992, 14.)

<sup>62</sup> Ebda., 7.

<sup>63</sup> Ebda., 9.

<sup>64</sup> Ebda., 10.

ciert werden. Da verwundert es nicht, daß Mozarts „Don Juan“ und der „Aufschlag beim Tennis“<sup>65</sup> als die größten kulturellen Leistungen der Menschheit gepriesen werden.

Diese ausgesprochen positive Einschätzung des Sports besitzt ihre Ursachen: Der Sportler wird von der Reflexion und der Sprache entlastet, – viele sportliche Leistungen können nur dann erfolgreich ausgeübt werden, wenn beide verbannt sind. Jeder Gedanke<sup>66</sup> würde sofort den optimalen, unbewußten Bewegungsablauf negativ beeinflussen: „Wie man eigentlich einen Aufschlag macht, weiß niemand. [...] Es gibt eigentlich nur eine Möglichkeit, nämlich diese Sache der dunklen, sprachlosen Seite der eigenen Persönlichkeit anzuvertrauen, sich ganz auf sie zu verlassen, sie auf keinen Fall zu stören. Nur dann ist man imstande, den schwindelerregenden Akt von Muskelkoordination, ballistischen Berechnungen, millimeterfeinen Einstellungen von Handgelenken, Fußgelenken, Dorsalmuskeln auszuführen, der einen Aufschlag ausmacht. Der Aufschlag ist ein Fenster zum Unbekannten.“<sup>67</sup> Der Sportler sollte während des Wettkampfes zwingend auf hochgeschraubte Reflexionen verzichten. Diese Diskussion ist altbekannt: Sie bezog sich zunächst nicht auf den Sport, vielmehr in Kleists Essay *Über das Marionettentheater* (1810) auf „Anmut“ und „Grazie“, – beide werden vom reflektierenden Bewußtsein gefährdet und bedroht. Zwei in den Text eingeschobene Erzählungen (Dornauszieher/fechtender Bär) zeigen, was Kleist unter „Anmut“ und „Grazie“<sup>68</sup> versteht. Sie werden durch das unbewußt-naturgemäße Handeln des Menschen bestimmt. Allerdings ist eine paradiesische Regression, in der die Schranken zwischen rationalem Bewußtsein und unbewußten Elementen aufgehoben werden, nicht möglich. Eine Vermittlung zwischen Grazie und Bewußtsein ist nur dann möglich, „wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist“. Denn die Grazie erscheint am reinsten „in demjenigen menschlichen Körperbau [...], der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d.h. in dem Gliedermann, oder in dem Gott.“<sup>69</sup> Dieser Gott ist allerdings kaum an christlichen Gottesvorstellungen orientiert, so daß auch die Wiedergewinnung der Grazie nicht mit der christlichen Heilserwartung erklärt werden kann. Das „unendliche Bewußtsein“ läßt sich vielleicht am ehesten als ein erweiterter Bewußtseinsstand verstehen,

---

<sup>65</sup> Ebda.

<sup>66</sup> Die Unbewußtheit sportlicher Handlungen wird in der Literatur kontinuierlich behauptet, so zum Beispiel von Alfred Polgar: „Dabei wäre noch anzumerken, daß die großen Geschicklichkeiten, die der große Sport erfordert, erst dann sich voll auswirken, wenn sie dem Sport-Treibenden unbewußt geworden sind, wenn er seinen Körper dahin gebracht hat, im richtigen Augenblick automatisch das Richtige zu tun. Auch solcher Automatismus stellt eine Art Umwandlung von Geistigem in Körperliches dar. Hier haben wir vielleicht eine Erklärung für die tiefgehenden intellektuellen Veränderungen, die, im Antlitz sich spiegelnd, an vielen leidenschaftlich dem Sport ergebenden Individuen so auffallend merkbar werden.“ (Polgar, Alfred, 1932, 393.) Robert Musil betont dieses Phänomen im *Mann ohne Eigenschaften* an mehreren Stellen, eine sei erwähnt: „Im Augenblick der Tat sei es dann auch immer so, beschrieb Ulrich: die Muskeln und Nerven springen und fechten mit dem Ich; dieses aber, das Körperganze, die Seele, der Wille, diese ganze, zivilrechtlich gegen die Umwelt abgegrenzte Haupt- und Gesamtperson wird von ihnen nur so obenauf mitgenommen, wie Europa, die auf dem Stier sitzt, und wenn dem einmal nicht so sei, wenn unglücklicherweise auch nur der kleinste Lichtstrahl von Überlegung in dieses Dunkel falle, dann mißlinge regelmäßig das Unternehmen.“ (Musil, Robert, 1987a, 28f.)

<sup>67</sup> Gustafsson, Lars, <sup>5</sup>1992, 13.

<sup>68</sup> „Wir sehen, daß in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt.“ (Kleist, Heinrich, <sup>9</sup>1985, 321.)

<sup>69</sup> Ebda.

der das Wissen um die Unzulänglichkeit jedes vernunftmäßig-rationalen Erklärungsmusters einschließt und das jeweilige Individuum als Teil einer archaischen Ganzheit begreift.

Bei Gustafsson sieht die Problemlage vergleichbar aus: Er will zwar die Grazie nicht wieder ins Leben rufen, vielmehr stellt er fest, daß der Aufschlag „ein Fenster zum Unbekannten“ ist. Kleist sprach an gleicher Stelle vom „Unendlichen“. Hier eröffnet sich eine mystisch-sprachlose Welt, die im Verlauf der weiteren Argumentation gründlicher betrachtet wird. Denn nun wird der äußerste Punkt der Weltausgrenzung erreicht, – davon erzählt Gustafssons Tennisroman. Seine „Psychologie“ des Sports ist in Wirklichkeit eine Mystik, die in bestimmten Augenblicken die Persönlichkeit auflöst: „Leer, glücklich leer, wie eine Null, wie ein Zeichen ohne Sinn hing der Ball dort oben, und irgend etwas in mir gratulierte mir zu seiner Leere.“<sup>70</sup> Die Leere dieses „Zeichens“ deutet auf das reflexionslose Ich hin: „Nach dem Aufprall hing er in der Luft, eine wortlose Herausforderung in einer Welt jenseits der Worte, und schien sagen zu wollen: In Wirklichkeit bist du niemand.“<sup>71</sup> Die mystische Begründung dieser Lehre deutet auf die eigentümliche Beziehung zwischen Körper und denkendem Autor hin. Der kann nämlich nur vom Körper her eine Brücke in die Welt schlagen. Doch wie könnte dieser unbewußte, reflexionsfreie Sport sich sprachlich artikulieren? Die Antwort ist einfach: Er kann in seiner gesamten Potenz nicht artikuliert werden. Künstler und Sportler müssen die Begrenztheit der Sprache<sup>72</sup> und zugleich den Vorrang des Körpers, der Ästhetik und der Grazie anerkennen. Die Sprache scheitert, denn sie besitzt ein wesensmäßiges Defizit, sie ist ein abstraktes Zeichensystem, das den aktuellen Stand des Körpers nicht adäquat abbilden kann, weil sie nur linear und eindimensional ist. Sprache ist deshalb nicht in der Lage, die vieldimensionalen Erfahrungen der Sinnlichkeit und der Körperlichkeit im vollen Umfang wiederzugeben, sie kann sich ihnen vielmehr nur annähern.<sup>73</sup>

Außerdem wird allzu oft vergessen, „daß wir für die meisten unserer 'Bewußtseinslagen' (Sprechen, Klavierspielen usw.), für Kreativität so etwas wie 'Geist', 'Seele' oder auch 'Bewußtsein' gar nicht benötigen. Wir ignorieren die Bedeutung von Situationen, in denen Kreativität unbelastet von bewußten Programmen rumort“.<sup>74</sup> So differenziert sich die „Geschichte in eine 'bekannte' (politische, soziale, kulturgeschichtliche) und in eine 'unterirdische' [...]. So haben, wie Foucault formuliert und am Beispiel der Sexualität auch exemplifiziert, die Diskurse und die in sie eingelassenen Machttechniken den Zugang zu so etwas wie 'originärer Erfahrung', zu einer Art erster Komplizenschaft mit der Welt, immer schon ver-

---

<sup>70</sup> Gustafsson, Lars, <sup>5</sup>1992, 35.

<sup>71</sup> Ebda., 15.

<sup>72</sup> Auch Hans Breidbach-Bernau weist darauf hin, daß sich solche Zustände nur „schwer in die gängige Sprache des Alltäglichen übertragen“ (Breidbach-Bernau, Hans, 1966, 33.) lassen. Aber es gibt Auserwählte, die trotzdem sinnvoll darüber kommunizieren können: „Einige gibt es ja, die Dergleichen verstehen können. Aber sie sind dünn gesät [...], sie erkennen einander an geheimen Zeichen, sind sozusagen 'gezinkt', wie ein Geheimbund oder verbotener Orden, und nur hie und da, wenn man 'die Fahnen wehen läßt', läßt man sie etwas zum Zuge kommen und gibt ihnen Narrenfreiheit für einige Tage und Wochen.“ (Ebda., 34f.)

<sup>73</sup> Vgl. Leroi-Gourhan, André, 1988, 489-498.

<sup>74</sup> Pfeiffer, Karl Ludwig, 1986, 8f.

baut.“<sup>75</sup> Trotzdem gibt es immer wieder Versuche, diese unbewußten Elemente sprachlich in den Griff zu bekommen. Mystische Erklärungsmodelle etwa finden sich in der Literatur recht häufig. Da macht es keinen großen Unterschied, wenn Musil das Erlebnis der „völligen Entrückung oder Durchbrechung der bewußten Person“ als „eine Art von Theologie“<sup>76</sup> bezeichnet. Es ist eine literarisch bezeugte Tatsache, daß ein Rest von Archaik zuweilen in das moderne Leben hineinbricht. Interessante Hinweise finden wir darüber in Gerhard Nebels Essay *Die Heilsamkeit des Sports*. Er bestimmt den entrückten, sprachlosen Zustand als „konservatives System“: In der archaischen Zeit war die Erfahrung der verdichteten – „von allen äußeren Einwirkungen“ freien – Existenz weitaus verbreiteter als im technischen Zeitalter. Ferner wurde diese geballte Existenzkonzentration göttlich flankiert, es gab noch „Einbrüche der Transzendenz“. Heute dagegen herrscht die „Leere des Ortes“ vor. Der moderne, transzendenzleere Raum kann jedoch über den Sport, und zwar über den Weg einer „temporäre[n] Rückkehr in die Archaik“,<sup>77</sup> abgefedert werden. Diese uralten, konservativen Einbrüche bremsen das fortschrittliche Gesellschaftssystem ab. Sport vermittelt dann zwar keine überweltliche Religion, er fängt keine neue Transzendenz ein, aber er bietet immerhin eine kurzzeitige Weltausgrenzung an.

In Péter Nádas' Roman *Der Lebensläufer. Ein Jahrbuch* (1989) verhilft das „konservative System“ dem Sportler in Streßsituationen zu identitätsstiftenden Entspannungsphasen. Nádas' Läufer argumentiert teilweise mit antiken Semantiken, um die unbewußten Erfahrungen sprachlich annäherungsweise zu artikulieren. Sein Streben ist auf den „begnadenen Zustand der Gleichmut, auf jenen von äußeren Einflüssen unberührten ruhigen Gemütszustand gerichtet, den die Griechen mit einem einzigen geglückten Wort Ataraxia nannten.“<sup>78</sup> Wenn dieser Zustand eintritt, dann können die Belastungen des Tages, Mißerfolge oder Ängste entspannt und verflüssigt werden, die Grenzen der Individualität werden regelrecht abgehängt. Der personenkonzentrierte Dualismus zwischen Körper und Geist löst sich auf und bildet eine Einheit mit der Natur.<sup>79</sup> Der Läufer versucht, die Innen- und Außenwelt zur Deckungsgleichheit zu bringen, wenn das gelingt, dann werden die Schritte automatisch von den Instinkten gesteuert, „dann werde ich ein Auserwählter sein.“<sup>80</sup> Der Erwählte läßt die sozialen und gesellschaftlichen Alltäglichkeiten weit hinter sich, allerdings, und das ist noch bedeutender, der Sportler findet seine eigene, und wie er meint, wahre Identität wieder. Nádas' Argumentation wird philosophisch: Weil der Läufer im Zustand der Ataraxia die Grenzen zwischen *Ich* und *Welt* transzendiert, er also eine Gemeinschaft mit der Natur<sup>81</sup>

---

<sup>75</sup> Ebda., 9.

<sup>76</sup> Musil, Robert, 1987a, 29.

<sup>77</sup> Nebel, Gerhard, 1970, 295.

<sup>78</sup> Nádas, Péter, 1998, 247.

<sup>79</sup> „Wenn du läufst, gerätst du in ein wechselseitiges Verhältnis mit den Elementen und wirst identisch mit dem Weg“. (Ebda., 263.)

<sup>80</sup> Ebda., 256.

<sup>81</sup> Ein ähnliches Naturvereinigungs-Erlebnis schildert 1955 Hans Breidbach-Bernau in seinem Roman *Der Läufer*: „Wenn er auf seinen Waldwegen dahineilte, fiel alles Beengende, Alltägliche von ihm ab. Lebensfurcht und viele eingebildete und wirkliche Nöte lief und schwitzte er sich aus dem Leibe. Er wurde wieder ein Stück Natur, ein Wesen mit unverfälschten Instinkten, sich in sich selbst ruhend, wie ein schönes, gesundes Tier, unerreichbar für Schmutz und Dumpfheit einer aus den Fugen geratenen Welt. Die Stadt mit ihren Dün-

bildet, interagiert der Läufer zwangsläufig mit den Waldwegen – das meint Nádas wortwörtlich so. Im Idealzustand, von dem wir hier reden, spiegelt die „Landschaft“ das Leben der Seele wider. Diese Momente kann der Verstand nur rückblickend bewerten.

Das Ergebnis dieser Reflexionen ist erstaunlich: Identität wird als archetypisches Ereignis und nicht, wie man das heute erwarten könnte, als gesellschaftlich-soziales Konstrukt bestimmt: „Ein guter Lauf wird nie Erfahrung. Der gute Lauf bedeutet, daß ich identisch bin; wenn ich mich nicht im geringsten unterscheide, kann ich auch nicht wissen, ja nicht einmal spüren, womit ich identisch bin. Ich habe nur Reflexe, keine Selbstreflexion.“<sup>82</sup> Zunächst verwundert es zu Recht, daß Nádas von Identität sprechen kann, denn wie kann es die geben, wenn kein Bewußtsein und keine Selbstreflexion mehr vorhanden sind. Die Erkenntnisse von Descartes werden wie selbstverständlich nicht in Erwägung gezogen, die *res cogitans* ist nicht mehr der letzte Fluchtpunkt im ontologischen Gerüst. Die Argumentation führt uns vielmehr wieder in tiefere, archetypische Bereiche, denn der Läufer greift auf Erfahrungen zurück, „die er sich nicht selbst erworben hat; das heißt, er gebraucht all das, was er als Summe früheren Lebens unbewußt in sich bewahrt.“<sup>83</sup> Die Aporie in Nádas Gedankengang wird, wenn man, wie üblich, in die westlichen Kulturtechniken eingeübt ist – und die kann man ja auch nicht so ohne weiteres abhängen – nur zu offenkundig. Die „bekannte“ Geschichte kann nicht die „unterirdische“ (Michel Foucault) erklären, jeder Lösungsversuch ist zum Scheitern verurteilt. Zwar beschreibt Nádas diesen mystischen Zustand, aber, und das ist entscheidend, er formuliert ihn rückblickend. Diese Reflexionen werden deswegen von einem sprachlich hochbelasteten Filter determiniert, die ursprünglichen Erfahrungen können so auf keinen Fall adäquat vermittelt werden. Nádas weist dann auch am Ende seiner Laufbetrachtungen auf dieses Dilemma hin. Wieder ist es die Sprache und mit ihr die Literatur, die beide nicht in der Lage sind, die ursprünglichen Lauferfahrungen abzubilden. „Ich möchte betonen: es waren keine Erinnerungen, die auftauchten, denn die fest in uns eingeschriebene Vergangenheit hat es nicht nötig, sich in Bildern darzustellen. Das in Bilder umgesetzte Geschehen ist eine Erfindung der Literatur, und gestehen wir uns ein, es entspricht in fast nichts der Wirklichkeit. Ich würde eher sagen, daß meine freischwebende Energie einstige Gefühle und Erinnerungen wachrief.“<sup>84</sup> Damit reduziert der Erzähler seine Lauferlebnisse auf seine ganz persönliche Erfahrung. Die weltausgrenzenden Erlebnisse können, und das hat das gesamte Kapitel gezeigt, in der Literatur nicht erfahrungsdeckend formuliert werden: Sie ist eben nicht der Ort für sprachlose Wirklichkeiten.

---

sten, mit allem Lärm und aller Niedertracht versank hinter ihm, und vor ihm dehnte sich die alte, grüne Weite der Wälder und Wiesen, die so rein und unberührt schienen, – wie eben erschaffen.“ (Breidbach-Bernau, Hans, 1955, 123.)

<sup>82</sup> Nádas, Péter, 1998, 257.

<sup>83</sup> Ebda.

<sup>84</sup> Ebda., 263.

## Abgesang – „I DID IT!“<sup>1</sup>

Die vorangegangenen Kapitel haben gezeigt, daß Sport in der Literatur ausgesprochen flexibel strapaziert wird. Auf dem Spielfeld der Dichtung kann er weitaus mehr leisten als in der Realität. Aber auch in der Kunst ist Sport nur eine der vielen illusionären Formen, in denen wir unseren Bedürfnissen und Wünschen hinterherlaufen, – die können wir nie einholen, geschweige denn in einen stabilen Zustand überführen. Die diskutierten Sportmotive sind deshalb immer wieder auf die unterschiedlichste Art und Weise ideologisch vereinnahmt worden, – daran wird sich kaum etwas ändern. Eine Tendenz jedoch, die einleitend erwähnt wurde, läßt sich trotz aller Widerstände, Reibungen und Rückkoppelungen festhalten. Sport wird, je näher er an die Jahrtausendwende heranrückt, desto ungezwungener literarisch verhandelt. Die Spielräume, die ihm gegenwärtig zur Verfügung stehen, hängen immer öfter die gesellschaftlichen und alltagsweltlichen Ansprüche ab: Übrig bleibt schließlich nur noch der sporttreibende Mensch. Und der kommt jetzt ins Blickfeld.

Im März 1992 erschien in der *Süddeutschen Zeitung* ein Aufsatz Martin Walsers mit dem Titel *Einer für alle*. Sport wird im 20. Jahrhundert immer wieder als moderne Religion bezeichnet. Auch Walser reformuliert diese Ansicht, allerdings ironisch: Es ist nicht zu leugnen, daß der Mensch im Mittelpunkt der Welt steht und keinerlei Transzendenz mehr benötigt. „Wir haben schon zuviel Zeit verloren mit quälenden Religionen. Jetzt endlich eine Religion ohne doppelten Boden. Was man sieht, ist, was man sieht, basta. [...] Eine auf den hin- und herfliegenden Ball gegründete Religion ist gefeit gegen Fundamentalismen.“<sup>2</sup> Denn sie beschränkt sich auf das Wesentliche, auf das Spiel und sonst nichts. Das funktioniert in Rein-Kultur zwar nur auf dem Platz, trotzdem kann sich die Sport-Religion flächendeckend ausbreiten, denn die „Tennisgottheiten“ werden vom Fernsehzuschauer als gleichgesinnt erlebt: „Wenn Boris Becker gewinnt, sieht er aus wie ein Sohn von Kirk Douglas und Burt Lancaster. Wenn er verliert, sieht er aus wie er selbst. Das Faszinierende an den Tennisgottheiten: Es gibt bei ihnen, an ihnen keine Spur Höheres. Sie sind total irdisch. So trivial wie Frank Sinatra, Marilyn Monroe, VW und du und ich. Und sie sind, wie wir, alles andere als ewig.“<sup>3</sup> Der Tennisboom, der nach Beckers erstem Wimbledon-Sieg ausbrach, beweist es. Heerscharen von Menschen eiferten ihm nach. Die Gründe dafür sind vielschichtig. Ein wichtiger Punkt, ein altbekannter, sei kurz angedeutet. Die Suche nach Identität wird mit dem Komplexitätsanstieg hochmoderner Gesellschaften immer schwieriger. Die Ungewißheitserfahrungen, die viele Individuen erleben, sollen schnellstmöglich wieder an stabile symbolische Ordnungen gekoppelt werden. Das gelingt jedoch selten, denn die Sinnangebote verflüchtigen sich immer schneller, deshalb erhöht sich der subjektive Freiraum. Der wird allerdings vom Markt, vom Konsumdiktat, determiniert und abgebremst, – die Menschen werden standardisiert: die Marktabhängigkeiten führen zur Konformität. Folglich müssen die gesteigerte Selbstreflexivität und die externen Konsumpotentiale in Einklang

---

<sup>1</sup> Baudrillard, Jean, 1987, 14.

<sup>2</sup> Walser, Martin, 1994, 67f.

<sup>3</sup> Ebda., 68f.

gebracht werden, das ist ausgesprochen kompliziert, denn die Dynamik des Marktes besitzt gegenüber den Konsumenten immer einen Vorsprung. Außerdem wird es immer schwieriger, sich von anderen Personen zu unterscheiden: Wenn sich ein neuer *Lebens-Stil* ankündigt, wird der zunächst von einigen Individuen vorgelebt – man denke etwa an die Tattoo-Welle<sup>4</sup> –, und schon kurz darauf laufen geklonte Massen mit den propagierten Attributen durch die Straßen. So verschleißten sich diese Stile recht schnell, denn sie bieten schon nach kurzer Zeit keine Differenzierungs- und Unterscheidungsmöglichkeiten mehr an. Neue müssen gesucht werden, und das gelingt, weil der Alltag ästhetisch<sup>5</sup> flankiert und unterstützt wird. Jeder neue Stil erklärt etwas – und sei es nur ein Skateboard – als persönliche Note; diesem *Ding* wird dann im Unterscheidungskrieg ein hoher Stellenwert zugesprochen. So können Gruppen über ein bestimmtes ästhetisiertes Objekt Identitäten für sich verwirklichen. Besonders attraktiv ist dieses Lösungsmodell, wenn der Sinn *am* und *mit* dem eigenen Körper produziert wird: Wieder kommt der sporttreibende Mensch ins Blickfeld. Er erlebt seit Ende der 70er Jahre eine enorme Beachtung, – der wohlgeformte und durchtrainierte Körper avanciert zum kulturellen Leitparameter par excellence. Aber dieser Lebens-Stil ist nicht unproblematisch. Der Körper als „Fluchtpunkt der Sinnlosigkeit“ (Luhmann) taugt nur in Grenzen als Sinnangebot, schnell stößt er an seine Grenzen. Interessant sind deswegen Texte, die dieser Aporie widersprechen. Vier von ihnen, die abschließend besprochen werden, entstanden signifikanterweise in den 80er Jahren.

Es ist ja bekannt, immer wieder werden neue Sportarten erfunden, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, außerdem werden einige Disziplinen ständig extremer betrieben: So genügt es manchen Sportlern nicht mehr, nur noch einen Triathlon zu absolvieren, es müssen gleich zehn sein. In Michael Köhlmeiers Roman *Spielplatz der Helden* (1988) wird solch ein Leistungswahn in seiner gesamten Trivialität schonungslos dargestellt. Drei Südtiroler Bergsteiger durchqueren 1983 das Hochlandeis Grönlands zu Fuß (1800 Kilometer) und ohne externe Versorgung. Aber schon vom ersten Tag an herrscht Feindschaft zwischen den Männern. Sie sind so unwiderruflich zerstritten, daß zwei von ihnen während der gesamten Expedition, immerhin achtundachtzig Tage, fast kein Wort miteinander wechseln. An die Stelle konzentrierter sportlicher Leistung tritt ein nervenaufreibender Psychokrieg. Und noch eine Schwierigkeit kommt hinzu, zwar erreichen die drei Bergsteiger ihr Ziel, aber dieser Erfolg ist völlig bedeutungslos: „Höchstbelastung und Extremleistung bedeuten das Abfeiern leerer Siege. In der nordischen Mythologie ist Grönland der 'Spielplatz der Winde', aber in Köhlmeiers Roman spielt nichts mehr.“<sup>6</sup> Der Erzähler, ein Journalist, recherchiert ein paar Jahre nach der Eisüberquerung den Leidensweg der drei Männer. Er interviewt sie, dabei verwandelt sich seine „Neugier [...] in ein Zuhören, das den therapeuti-

---

<sup>4</sup> Stephan Oettermann diskutiert in seinem Buch *Zeichen auf der Haut – Die Geschichte der Tätowierung in Europa* die unterschiedlichsten Entwicklungsschübe der Tattoo-Bewegung. (Oettermann, Stephan, 1979.)

<sup>5</sup> Peter Handke weist 1965 in seinem Artikel *Die Welt im Fußball* auf die Bedeutung der Ästhetik für das Fußballpublikum hin, die ist nicht zu unterschätzen: „Das Fußballspiel ist für viele Leute außerdem die einzige Berührung mit der Ästhetik; sie bewundern die Aktion, wie sie in James-Bond-Filmen die Aktion bewundern, sie bewundern die Ordnung, die Anmut der Läufe, die Schwerelosigkeit in den Sprüngen, die Komik der Tricks, die Ruhe in den Bewegungen des Tormanns.“ (Handke, Peter, <sup>6</sup>1972a, 138.)

<sup>6</sup> Nutt, Harry, 1990, 263.

schen Diskurs überwunden hat. [...] Statt dessen verwebt er die Banalität seines Alltagserlebens mit dem abstrusen Leistungsbeweis der Bergextremisten.“<sup>7</sup> Die sportliche Leistung wird durch diese trivialen Einschübe zusätzlich relativiert und in ihrer Belanglosigkeit offengelegt. Außerdem war das Ziel der extremen Wanderung nur auf die drei Sportler ausgerichtet: „Zweck war ja zu testen, was kann einer oder was können drei Männer heute schaffen, wie können sie überleben ohne das Netz unserer Sicherheit.“ Keine ideologischen Ansprüche werden gestellt. Lediglich der egozentrische Beweis, daß man auch ohne die Gesellschaft auskommen könne, rechtfertigt das Vorhaben. Aber schon vor der Tour wird dieser Wunsch ad absurdum geführt: „Und dann noch bevor die Sache richtig losgeht, wird dieses Netz über dich geworfen. Wir mußten also eine Versicherung abschließen.“<sup>8</sup> Aber das ist das geringste Problem, damit können die Männer leben. Entscheidend ist vielmehr, daß der Initiator der Expedition, Reinold Minach, als er zwei Mitstreiter sucht, „besonderen Wert auf autarke Persönlichkeiten [legt]. Ich wollte gleichzeitig mit meinen Kollegen Entscheidungen besprechen und dann Entscheidungen fällen können.“<sup>9</sup> Das funktioniert allerdings nicht, weil drei Lebens-Stile aufeinander treffen, die alles andere als kompatibel sind; diese Differenzen können nicht aufgelöst werden.

Schon bei der Vorbereitung der Wanderung kommt es zu unüberbrückbaren Problemen. Minach geht das Projekt wissenschaftlich an, um im Vorfeld jede nur erdenkliche Fehlerquelle auszuschalten, – dieses zweckrationale Vorgehen ist die Quelle für die Streitereien: „Ich begann die Sache wissenschaftlich anzugehen. Ja, wissenschaftlich. [...] Das haben die anderen natürlich ganz anders gesehen. Was weiß ich, wie sie es gesehen haben. Keine Verbindung diesbezüglich. Kein Austausch. Keine Kommunikation. Keine Problematisierung. Nichts. Nothing.“<sup>10</sup> Die „autarken“ Persönlichkeiten, Leo Degaspari und Michael Gratt, sind so intensiv in ihre egozentrischen Verhaltensweisen eingeschliffen, daß sich die von Minach erhoffte gemeinsame Problembewältigung als unrealistisch erweist. Trotzdem beginnt die Expedition. Und die erweist sich in der Tat als Höllentrip. Schon am ersten Tag, der die Kräfte der Männer extrem fordert, kommt es zum Streit. In dieser Grenzsituation, so Minach, ist der „Geist“ nur damit beschäftigt, auf den Körper aufzupassen. Die „Seele“ dagegen ist plötzlich „alleingelassen. Sie hat keinen Korrektor mehr. Sie schweift herum. Eine kleine Mißstimmung kann zu Haß werden. Eine winzige Kränkung wird zur tödlichen Beleidigung.“<sup>11</sup> Dieser sensible Seelen-Zustand entlädt sich nach den ersten Schwierigkeiten sofort in „Haß“: Minach erkennt kurz nach dem Aufbruch, daß er sich verrechnet hat, – die Schlitten sind zu schwer. Eigentlich ist das kein großes Problem, denn das Gewicht der Fahrzeuge kann ohne lebensgefährliche Nachteile relativ schnell verringert werden. Aber diese rationale Einsicht ignoriert Leo, – seine unkorrigierte Seele, um in Minachs Terminologie zu bleiben, reagiert höchst aggressiv: „Leo wurde von einem Augenblick auf den anderen grau im Gesicht. Er fiel buchstäblich in sich zusammen. Und dann gings los. [...] 'Ja',

---

<sup>7</sup> Ebda., 264.

<sup>8</sup> Köhlmeier, Michael, <sup>3</sup>1996, 44.

<sup>9</sup> Ebda., 79.

<sup>10</sup> Ebda., 40f.

<sup>11</sup> Ebda., 75.

schrie er. 'Du hast Dich bei meinem Leben verrechnet.'<sup>12</sup> Nach diesem Ausbruch schweigt Leo, er redet erst wieder mit den anderen, als er das Ziel vor Augen sieht. Die folgenden siebenundachtzig Tage sind für die Männer verständlicherweise eine selbstmörderische Qual: nicht nur wegen des Schweigens, sondern auch wegen der ungeheuren körperlichen Anstrengungen. Die fordern den ganzen Menschen unmittelbar und eindeutig, trotzdem ist diese Leistung völlig sinnlos: „Es war Sisyphosarbeit, hier die Schlitten zu ziehen und zu schieben. Es gab keine Abwechslung mehr. Nur aufwärts, aufwärts.“<sup>13</sup> Die drei Körper werden verschlissen, Knochenhäute lösen sich ab, und Morphium wird – zwecks Schmerzmilderung – verabreicht. Die Wanderer erreichen dennoch ihr Ziel. Aber das interessiert die Öffentlichkeit nicht. Grönland bleibt somit für die drei Männer nur ein „Spielplatz der Helden“, – mehr nicht: Die uralte mythologische Bedeutung reduziert sich auf ein banales und bedeutungslos-sportliches Unternehmen, das, obwohl Grönland durchquert wurde, gescheitert ist.

Als ebenso sinnlos, aber bei weitem nicht so gefährlich, erweist sich der Sport in Alejandro Gándaras Roman *Die Mittelstrecke* (1984). Ein Läufer, El Charro, steht im Mittelpunkt der Handlung. Er hat inzwischen seinen Leistungshöhepunkt überschritten, das weiß er. Um diese Erkenntnis zu verarbeiten, erzählt er sich seine Lebensgeschichte. Bevor wir diese verfolgen, sei noch eine kurze Randbemerkung eingefügt: Das Laufen eignet sich ebenso wie das Boxen dazu, alle sichtbaren Merkmale der Persönlichkeit zu beweisen. Das ist in dieser Eindeutigkeit im Alltagsleben nur selten möglich. Deshalb erhält der Laufsport seit der großen Marathonwelle Ende der 70er Jahre einen letztinstanzlichen Status. Mut, Kampfbereitschaft, Haltung und Ausdauer können hier vor einer öffentlichen Bühne bewiesen werden. Diese Reduktion auf das scheinbar Einfachste gelingt jedoch nicht immer, weil solche sportiven Lebens-Stile ihre konzentrierte Präsenz in der Regel nicht stabilisieren können. El Charro analysiert dieses Dilemma sehr genau, sein Zweifel sitzt tief: „Meine beiden Beine hingegen gehören wirklich mir. Aber, gehören meine beiden Beine 'wirklich' mir?“<sup>14</sup> Diese Frage beschäftigt ihn über den gesamten Roman hinweg, sie ist nicht belanglos, denn die bisher sicher geglaubte Identität des Läufers wird hier in Frage gestellt.

El Charro begibt sich retrospektiv auf die Suche nach dem Sinn seines Sportlerdaseins, – das steht von Anfang an auf verlorenem Posten. Schon die Überschriften der sechzehn Romankapitel deuten dies an: Jedes Kapitel wird mit *Krise (I-XVI)* überschrieben. Er beginnt mit seiner Erinnerungsarbeit in der Kindheit: El Charro läuft jeden Tag in die Schule. Irgendwann nimmt er auf Drängen seines Vaters an einem Volkslauf teil, den gewinnt er. Im Leben des Jungen ändert sich deshalb einiges: „Der leichte Erfolg beherrschte auf einmal mein Leben, und es schien keine Schwierigkeiten mehr zu geben. Er brachte alles ins Wanken, auch einen gewissen Halt, den ich in meinem bescheidenen Ehrgeiz immerhin gefunden hatte“.<sup>15</sup> Dieser „Halt“, den er sich mühsam in seiner selbsterwählten Einsamkeit erar-

---

<sup>12</sup> Ebda., 82.

<sup>13</sup> Ebda., 87.

<sup>14</sup> Gándara, Alejandro, 1991, 10.

<sup>15</sup> Ebda., 36.

beiten konnte, wird durch den Sieg nicht stabilisiert, sondern bedroht. Sport taugt hier nicht dazu, reale Defizite auszugleichen, – das wird ein Jahr später besonders deutlich. El Charro nimmt wieder siegreich an dem Volkslauf teil, aber der Erfolg kann nur kurz, zu kurz genossen werden: „Ich hatte ihn mir anders vorgestellt, den Nektar des Triumphes: als einen anhaltenden, intensiven, süßen Geschmack, von dem man sich jeden Tag ein kleines Stück nimmt und der lange vorhält, lange, für immer.“<sup>16</sup> Er erkennt also schon frühzeitig, daß dieser sportive Lebens-Stil niemals in einen dauerhaften Zustand transformiert werden kann. Seine Einsamkeit dagegen, die ihm bisher „Halt“ bieten konnte, wird verdrängt, weil der erfolgreiche Läufer nun im Blickfeld der Öffentlichkeit steht, der kann er fortan nicht mehr entfliehen. Vielleicht liegt es auch an diesen Zwängen, daß der Junge während seiner gesamten Laufbahn nicht hundertprozent bei der „Sache“ ist, er denkt zuviel: „Gewinnen und verlieren; aber der Kopf war nicht bei der Sache. Nach einer Weile merkte ich, daß die Wörter, wenn man sie oft denkt, aufhören, Wörter zu sein. Sie werden unbrauchbar, sind nicht einmal mehr das, wonach sie klingen.“<sup>17</sup>

Das Dilemma sitzt also noch tiefer. Ihm gelingt es nicht mehr, die Wirklichkeit – und damit auch das Laufen – adäquat zu beschreiben. Herkömmliche Modelle, den Läufer zu definieren, greifen bei ihm nicht: „Wieviel ist über Läufer geschrieben worden: Einsamkeit und noch mal Einsamkeit, Individualismus und noch mal Individualismus, Introvertiertheit, Verslossenheit und ein halber Liter Sportsgeist, damit es besser rutscht.“ El Charros Erkenntnis ist dagegen verblüffend knapp: „Wir sind einfach allein.“<sup>18</sup> Mit dieser Feststellung im Kopf versucht er wieder den „Halt“ aus seiner Kindheit, die Einsamkeit, zu aktivieren. Die aber kann er über den Sport nicht mehr so erleben wie früher, denn es gibt keinen „Ausgang“. Nur ein Faktum steht unwiderruflich fest: Sein Lebensfazit beschränkt sich auf die gelaufenen Kilometer: „Sechsendsechzigtausend Kilometer Labyrinth, aus dem in Wahrheit kein Weg hinausführt, weil es keinen Ausgang gibt. Und in einem der verwinkelten Gänge lag, zerbrochen wie ein heruntergefallener Spiegel, dieses Bewußtsein“.<sup>19</sup> Das zerbrochene Bewußtsein kann nicht dechiffriert werden, es gibt keinen Zugang zu ihm. Auch die wenigen Momente, die El Charro eine gewisse Identität vortäuschen, können ihm nicht helfen, viel bleibt nicht übrig: „Denn die vielen Jahre sind in wenigen Worten zusammengefaßt [...]. Ich hatte bewußt leben und gerade das Gegenteil haben wollen: eine Minute, für die es viele Worte braucht, Tage wie Bibliotheken. Doch ich habe nur Strecken in vollem Tempo, und zehn Worte reichen für das Gelebte und für das, was noch kommt.“<sup>20</sup> Aber er läuft weiter, er gibt nicht auf. Trotz aller Qualen, die er während des Trainings erlebt, treibt es ihn immer wieder auf die Laufbahn. Die über viele Jahre hinweg eingeübten Konditionierungen können nicht so ohne weiteres verneint werden: „Und solange noch jemand läuft, werden wir nicht aufgeben. Dann wird die Säure in den zweiten Atem übergehen. Lebend, aber ohne Leben, laufen die Beine, der Körper weiter, aber das Herz ist nicht mehr dabei. Der Kopf

---

<sup>16</sup> Ebda., 43.

<sup>17</sup> Ebda., 90.

<sup>18</sup> Ebda., 243f.

<sup>19</sup> Ebda., 215.

<sup>20</sup> Ebda., 250.

ganz woanders. Ist es das? Ja.“<sup>21</sup> El Charro erkennt – wie die drei Bergsteiger aus Köhlmeiers Roman – die Sinnlosigkeit seines Tuns. Er akzeptiert sie dennoch ausdrücklich. Auch wenn der Kopf ganz woanders ist, auch wenn der Körper scheinbar von selbst läuft, so ist es doch der „zweite Atem“, der dem Läufer immer wieder neue Kraft gibt. El Charro erweist sich so als ein moderner Sisyphos. Er akzeptiert deswegen sein Läuferdasein am Ende seiner Reflexionen mit einem ausdrücklichen „Ja“.

Auch in Günter Herburgers Roman *Lauf und Wahn* (1988) wird die Selbstreferentialität des 'postmodernen' Sports bestätigt und gewürdigt. Herburger unternimmt – im Unterschied zu Gándaras – für sich selbst überhaupt nicht mehr den Versuch, nach dem Sinn des Laufens zu fragen. Er „hat keinerlei Metaphorisierung mehr im Sinn, allenfalls soll hier das angelauene Wissen über Läuferkonstitution und biochemische Prozesse des Körpers zu einer eigenen Poetik avancieren.“<sup>22</sup> So pragmatisch sind dann auch die vier Kapitel angeordnet, sie sind jeweils mit *Training* überschrieben. Von einer *Krise*, wie bei Gándaras, kann hier keine Rede sein, die einzelnen Textsequenzen berichten lediglich über die Vor- oder Rückschritte des laufenden Autors. Die verzweifelte Suche von Herburgers Mitläufern nach dem Lauf- und Lebenssinn dokumentiert er allerdings noch. In *Training I* wird dieser Versuch in einem Satz lakonisch verneint: „Wie sie rannten, schwitzten, Atemtakt, Beinarbeit, die ganze Pein ihrer Existenz nachverfolgten!“<sup>23</sup> Es wird aber immer bei dieser Verfolgungsjagd bleiben. Die Läufer erkennen wie El Charro, daß sie ihrem erhofften Lebens-Stil immer hinterherrennen müssen. Möchte man den Lauf als Sinnanbieter in Dienst nehmen, dann scheitert dieses Vorhaben, zumindest nach Herburger: „Die Männer wollten dem Arbeitsdruck durch Training entfliehen und zwar allein, dagegen verkündeten die Frauen, sie gönnten sich Auslauf, lernten Gleichgesinnte kennen, fühlten sich wertvoller. Den Meisten war die tägliche Arbeit sinnlos geworden, jedoch freiwillige Plage, Knochen-, Lungen- und Schweißarbeit wurde zur Sinnsuche erhoben.“<sup>24</sup> Die maskuline „Weltausgrenzung auf Zeit“ und die kommunikative Sinnsuche der Frauen reduzieren sich nur noch auf die bloße physische Anstrengung. Diese Lebens-Stile können nur kurzfristig funktionieren – für die Dauer des Laufes: „Es rannten Meuten Verrückter um Heil, Beweis kurzfristiger Einzigartigkeit, damit das betäubend Gewöhnliche sich teile. Allein sich einmal der Straßen bemächtigen zu dürfen, die das ganze Jahr über Verkehr beherrschte, erzeugte Frieden.“<sup>25</sup> Mehr ist scheinbar nicht drin. Individuelle Eindeutigkeit gibt es eben nur kurzfristig auf der Straße zu erheischen, dieses Selbstverständnis kann, wenn es zu oft strapaziert wird, in blanke „Dummheit“ umkippen: „Vorstellbar, daß die verflüssigte Motorik oder Begeisterung, nur noch wenig von Skepsis oder Langeweile unterbrochen, auch zu galoppierender Dummheit führt. Die körperventilierende Sucht platzt auf, und eine Art Verteilung entsteht, vergleichbar den Hauptsätzen der Thermodynamik.“<sup>26</sup> Herburger kann sich mit diesen Verhältnissen arrangieren; es

---

<sup>21</sup> Ebda., 252.

<sup>22</sup> Nutt, Harry, 1990, 262.

<sup>23</sup> Herburger, Günter, 1988, 22.

<sup>24</sup> Ebda., 70.

<sup>25</sup> Ebda., 71.

<sup>26</sup> Ebda., 24f.

gelingt ihm, weil er Sport und Literatur vereinen kann. Seinen *Lauf*-Akt kann er im *Schreib*-Akt sinnvoll abfangen und entsprechend darstellen. Damit löst er das Programm Elmar Schenkels, das einleitend zu dieser Arbeit diskutiert wurde, ein. Es sei noch einmal zitiert: „Einzig wo die Sprache sich Biotopen gebildet hat, also vielleicht in der Sprache der Kunst und der Dichtung, [...] scheint es möglich zu sein, die alten Verbindungen zwischen Körper – Geist – Seele zu erkunden und zum Ausdruck zu bringen“.<sup>27</sup> Diese Synthese wird von Herburger immer wieder thematisiert, nicht umsonst vergleicht er das Laufen mit der Literatur: „Die Langstrecke der Bücher bleibt schwieriger, aber der Lauf besitzt eine ähnliche Dramaturgie. Die stillstehende Zeit gleicht dissoziativen Zyklen oder dem Schwirren einer sich überschlagenden Gartenschaukel. Geplagte Körper und Seelen scheinen reparaturfähig zu sein. Gemäß den Gesetzen der Thermodynamik könnten folgende Umkehrsätze gelten:

1. Die Verteilung der Gedanken und Gefühle bleibt unermeßlich.
2. Ihre Anordnung strebt zu einer Krise.
3. Erlösung kann nicht erreicht werden.
4. Alle Regungen sind stets vergangen.“<sup>28</sup>

Sport und Literatur können zwar vorübergehend vereint werden, aber beide können, folgt man diesen eigenwilligen „Umkehrsätzen“, nicht fest verankert werden. Die gesellschaftliche Dynamik modifiziert vielmehr beide zu immer neuen Konstellationen. Diese Entwicklung gehört eindeutig zu ihren Wesenseigenschaften. Der letzte Fluchtpunkt, der deshalb in der Literatur noch dargestellt werden kann, ist die Körperphysiologie. Nachdem alle nur denkbaren Sportideologisierungen und -instrumentalisierungen verabschiedet wurden, gibt es scheinbar nur noch den chemisch berechenbaren Körper. So geht dem Autor folgendes während des 100-Kilometerlaufes in Biel durch den Kopf: „Die Lactat-, Hämoglobin-, Erythrozyten-, Retikulozytenwerte, der Eisen-, Folsäure- und Zuckerspiegel blieben sonderbarerweise gleich. [...] Kardiopulmonale Herzfrequenz, entsprechend Blutdruckanstieg, erträglich; dagegen, bei Leuten meines Alters, Extra-Systolen zunehmend, die durch die Adern rollten, als stießen sie gegen Gestein; gängige pH-Zahlen ungefähr vergleichbar mit denen von sauer gewordenem schwedischem Wald.“<sup>29</sup> Im gesamten Text finden sich solche biochemischen Einschübe, – es scheint so, als ob Herburger der immer wieder entgleitenden Läufer-Identität physiologische Bremsklötze in den Weg stellt, damit wenigstens diese medizinisch artikulierte Sicherheit noch sinnvermittelnd wirken kann. Aber auch die Ästhetik findet in diesem Roman noch einen sinnvollen Ort. Sie kann von einzelnen Weltklasseläufern im Wettkampf realisiert werden: „Auf der ersten Gegengeraden sah ich ihn rennen; unvorstellbar, derart außer sich geraten zu können, nur noch einer einzigen Ästhetik angehörig.“<sup>30</sup> Und die ist mit Worten nur noch andeutbar. Herburgers biochemisches Instrumentarium reicht nicht aus, um diese Lauf-Ästhetik zu beschreiben. Dieser unerklärbare ästhetische Überhang, dieser Mehrwert, geht in seinen Gleichungen nicht auf. Das ist

---

<sup>27</sup> Schenkel, Elmar, 1993, 18.

<sup>28</sup> Herburger, Günter, 1988, 27.

<sup>29</sup> Ebda., 31.

<sup>30</sup> Ebda., 46.

auch nicht nötig, denn die physiologische Reduktion bietet genügend Legitimationsangebote an, um das Laufen für jeden einzelnen Sportler deutbar zu gestalten.

Jean Baudrillard beschäftigte sich 1987 in seinem Text *Amerika* mit den angesprochenen Problemen. Der Philosoph berichtet von seinen Erfahrungen als Zuschauer des New York-Marathons. Die 17.000 Läufer und Läuferinnen beeindruckten ihn so innig, daß ihm Tränen in die Augen traten. Grund genug für ihn, darüber zu philosophieren. Baudrillard fragt sich, warum jeder dieser Sportler solche Strapazen auf sich nimmt: Der antike Marathonläufer, der die Siegesbotschaft in Athen überbrachte, konnte, auch wenn er im Ziel tot zusammenbrach, immerhin noch etwas Sinnvolles leisten. Die modernen Marathonläufer dagegen, die sich scharenweise durch die Großstadt drängen, welche Botschaften können sie noch von sich geben? Auf den ersten Blick keine mehr: „Sicherlich träumen auch sie davon, eine Siegesmeldung zu überbringen, aber es sind ihrer zu viele und ihre Nachricht hat keinen Sinn mehr: sie berichtet nur die Ankunft selbst, in Begriffen der Anstrengung gemessen – sie bringt nur die heraufziehende Meldung von einer übermenschlichen und nutzlosen Anstrengung.“<sup>31</sup> Aber ganz so zwecklos sind diese Leistungen nicht. Baudrillard greift auf das bewährte Erklärungsmuster zurück: Jeder Läufer möchte seinen eigenen Lebens-Stil augenscheinlich beweisen. Die Differenz zu seinen Mitläufern besteht lediglich in der erbrachten Leistung, die von der Zeitmessung genau protokolliert wird. Und das genügt. Baudrillard deutet diese Selbstgenügsamkeit jedoch als „Schwäche“ um: „Der Marathonlauf ist eine Art demonstrativer und werbewirksamer Selbstmord: man läuft, um zu zeigen, daß man fähig ist, an die eigenen Grenzen zu gehen, um den Beweis zu erbringen ... den Beweis wofür? Daß man es schafft, anzukommen? [...] Muß man sein Leben ständig unter Beweis stellen? Ein merkwürdiges Zeichen von Schwäche, der Vorbote eines neuen Fanatismus, einer gesichtslosen Leistung und einer Evidenz ohne Ende.“<sup>32</sup> Die Beweislast liegt in der Tat bei jedem Läufer. Wenn er sein Ziel nicht erreicht, vielleicht sogar aufgibt, wird seine ganze Person unter Umständen in Frage gestellt. Daß der Mensch fortwährend sein Leben beweisen muß, wurde schon an mehreren Stellen diskutiert: Mach, Proust und Musil haben immer wieder darauf hingewiesen, daß das historische Konstrukt des *Ichs* keinen festen und unbezweifelbaren Kern, wie es Descartes etwa glaubte, besitzt. In jüngster Zeit hat Jan Philipp Reemtsma<sup>33</sup> in seinen Aufzeichnungen *Im Keller* (1998) wieder darauf aufmerksam gemacht, daß das „Mißverständnis“ darin besteht, „in der Seele des Menschen etwas wie einen Kern anzunehmen, den man 'Ich' nennt. Man stößt auf ihn, wenn man nur konsequent genug

---

<sup>31</sup> Baudrillard, Jean, 1987, 33.

<sup>32</sup> Ebda., 35.

<sup>33</sup> Auch in seinem Buch *Mehr als ein Champion – Über den Stil des Boxers Muhammad Ali* diskutiert er verschiedene Ich-Modelle und überträgt sie auf das Boxen. Er unterscheidet zwischen zwei Formen: „Entscheidend ist aber für alle Spielarten des dissoziierten Individuums, daß sie nicht das ausbilden, was man im Falle des balancierten eine Identität nennt. Das dissoziierte Individuum hat keinen 'Kern', aus dem heraus es sich versteht. Es bewegt sich gleichsam flächig zwischen verschiedenen Identitäten. Dieser Satz ist natürlich eine Hilfskonstruktion, da er ein 'es' unterstellt, das sich im Grunde doch gleichbleibt und nur maskiert. Das ist aber nicht gemeint. Das Urbild des dissoziierten Individuums ist der sich ewig wandelnde Proteus [...]. Aufgrund seiner Proteushaftigkeit steht das dissoziierte Individuum auch nicht in vollständigem Gegensatz zum balancierten. Eine seiner Identitäten kann durchaus die des klassischen balancierten Individuums sein“. (Reemtsma, Jan Philipp, 1995, 165f.)

in sich geht“. Aber in „Extremsituationen steht dieses Ich auf dem Prüfstand.“<sup>34</sup> Die „Extremsituationen“ können vielgestaltig sein, der Marathonlauf gehört sicherlich dazu. Aber auch die gesellschaftliche „Unübersichtlichkeit“ kann für manche Personen schon eine enorme Belastung bedeuten, denn um so etwas wie Identität zu produzieren, muß der Mensch sich ständig mit seiner Umwelt<sup>35</sup> austauschen: „Das Gefühl, das vorhanden sein muß, damit einer unbefangen die erste Person Singular gebrauchen kann – wie immer man es nennen mag: Individualität oder Identität mit sich selbst oder Authentizität – bedarf einer komplexen Beziehung zur Außenwelt, zur Ding- wie Menschenwelt. Es müssen soziale Beziehungen existieren, Kommunikation, ein Minimum von Verfügungsgewalt über Sachen.“<sup>36</sup> Diese „Verfügungsgewalt“ besitzt der Marathonläufer während seines Kampfes. Sein Ich und seine Identität können sich, wenn er diese Leistung vollbringt, bestätigt fühlen. Das klingt zwar nach Inflation, wenn man bedenkt, daß 17.000 Läufer dasselbe Ziel vor Augen haben, aber das ist vielleicht glaubwürdiger als die politische Ideologisierung des Sports. Der Gang durch die unterschiedlichsten Sportmotive hat ja gezeigt, wie oft der Sport mißbraucht wurde. Vielleicht ist es ungefährlicher, seinen persönlichen Lebens-Stil im Sport zu vermuten, als in den gesellschaftlich verordneten Sportideologien. Baudrillard bringt es schließlich auf den Punkt, auch wenn er es anders meint: „Ich bin den Marathon von New York gelaufen: *I did it!*“<sup>37</sup>

---

<sup>34</sup> Reemtsma, Jan Philipp, 1998, 197.

<sup>35</sup> Dieses Identitäts-Modell wird schon seit ca. 100 Jahren von der Soziologie und Psychologie diskutiert. Eines der bedeutendsten Beiträge dazu lieferte posthum 1934 George Herbert Mead in seinem Werk *Geist, Identität und Gesellschaft – Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Dieses Buch beeinflusste in Deutschland vor allem Arnold Gehlen, Helmuth Plessner und Jürgen Habermas.

<sup>36</sup> Reemtsma, Jan Philipp, 1998, 199.

<sup>37</sup> Baudrillard, Jean, 1987, 34.

## Literaturverzeichnis

### *Primärliteratur*

#### **Prosa**

- Achternbusch, Herbert, 1978: Die Atlantikschwimmer [Text zum gleichnamigen Film, der 1976 uraufgeführt wurde]. In: ders.: Die Atlantikschwimmer. Frankfurt am Main, 197-230.
- : 1982: Die Olympiasiegerin. Frankfurt am Main.
- Adler-Fahrradwerke (Hg.), 1899: Pflicht. Novelle aus dem Radfahrerleben. Frankfurt am Main.
- Ahrends, Martin, 1995: Der märkische Radfahrer. Mann mit Grübchen. Zwei kleine Romane. Berlin.
- Andres, Stefan, 1964: Der olympische Frieden [1943]. In: ders.: Das Goldene Gitter. Novellen und Erzählungen II. München, 179-207.
- Artmann, H.C., 1997a: Skifahren oder Die weiße Überheblichkeit [1975]. In: ders.: Gesammelte Prosa. Hrsg. von Klaus Reichert. Hier: Bd. 3. Salzburg/Wien, 193-197.
- : 1997b: Die Rodelkunst von Anno dreißig [1972]. In: ders.: Gesammelte Prosa. Hrsg. von Klaus Reichert. Hier: Bd. 1. Salzburg/Wien, 323f.
- Barthel, Ludwig Friedrich, 1938: Ski-Novelle. Jena.
- Basan, Walter, 1953: ... und das Leder ist rund. Ein Sportroman. Halle (Saale).
- Becker, Jurek, 1979: Der Boxer [1976]. Frankfurt am Main.
- Bergengruen, Werner, 1956a: Lanze für das Fahrrad. In: ders.: Badekur des Herzens. Ein Reiseführer. Berlin/Darmstadt/Wien, 73-80.
- : 1956b: Fechten und Reisen. In: ders., 1956a, 193-198.
- Bethge, Hans, 1935: Annabella. Roman einer Tänzerin. Berlin.
- Betsch, Roland, 1931: Gott in der Lawine. Ein Ski-Sportroman. München.
- : 1942: Herzen im Schnee. Ein heiterer Winterroman. Berlin/Leipzig.
- Biermann, Christoph, 1995: Wenn du am Spieltag beerdigt wirst, kann ich leider nicht kommen. Die Welt der Fußballfans. Köln.
- Binding, Rudolf G., 1949: Erlebtes Leben [1928]. Hamburg, 75f.; 93-96.
- Bitter, Rudolf von, 1990: Fußball. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 127-131.
- Blei, Franz, 1930: Bildnis eines Boxers. In: ders.: Männer und Masken. Hamburg, 213-219.
- Blickensdörfer, Hans, <sup>5</sup>1980: Salz im Kaffee [1980]. München.
- : 1987: Flanken und Strafstöße. Betrachtungen über den Sport und die Welt. Stuttgart.
- : 1990: Doppelpaß an der Wolga. München.
- Böni, Franz, 1984: Der Johanniterlauf [Fragment]. Frankfurt am Main.
- Böttiger, Karl August, <sup>2</sup>1998: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar [Goethe box]. Hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke. Berlin, 39.
- Bongs, Rolf, 1933: Der Läufer. Marburg.
- Born, Nicolas, 1983: Der Boxkampf. In: ders.: Täterskizzen. Erzählungen. Zusammenestellt von Ralf Junkereit. Reinbek bei Hamburg, 30-58.
- Brandstetter, Alois, 1978: Der Spitzensportler. In: ders.: Der Leumund des Löwen. Geschichten von großen Tieren und Menschen. München, 18-28.

- : 1979a: Der Wintersport. In: ders.: Vom Schnee der vergangenen Jahre. Salzburg/Wien, 36-43.
- : 1979b: Der Eisstock. In: ders., 1979a, 44-55.
- Brasch, Thomas, 1977: Zamorra. In: ders.: Kargo. 32. Versuch auf einem untergehenden Schiff aus der eigenen Haut zu kommen. Frankfurt am Main, 45.
- Brauchitsch, Manfred von, o.J.: Ohne Kampf kein Sieg. Berlin.
- Brecht, Bertolt,<sup>1</sup> 1989: Das Renommee. Ein Boxerroman [1926 entstanden, Fragment]. In: ders.: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Klaus-Detlef Müller. Hier: Bd. 17: Prosa 2: Romanfragmente und Romanentwürfe. Weimar/Frankfurt am Main, 421-439.
- : 1997a: Der Kinnhaken [1925]. In: ders.: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Klaus-Detlef Müller. Hier: Bd. 19: Geschichten, Filmgeschichten, Drehbücher 1913-1939. Frankfurt am Main, 205-209.
- : 1997b: Der Lebenslauf des Boxers Samson-Körner. Erzählt von ihm selber, aufgeschrieben von Bert Brecht [1926]. In: ders., 1997a, 216-235.
- Breidbach-Bernau, Hans, 1955: Der Läufer. Frankfurt am Main.
- : 1966: Sieger, Kämpfer und Begeisterte. Erzählungen und Betrachtungen aus der Welt des Sports. Buxheim.
- Britting, Georg, 1996: Der Eisläufer [1948]. In: ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Ingeborg Schuldt-Britting. Hier: Bd. 5: Prosa 1940 bis 1964. München/Leipzig, 50-63.
- Broch, Hermann, 1977: Die Unbekannte Größe [1933, Fußball]. Frankfurt am Main, 85-89.
- Brod, Max, 1912/1913: Das Ballettmädchen. In: Pan 1, 13-20.
- Brown, Rita Mae, 1994: Die Tennisspielerin [1983]. Reinbek bei Hamburg.
- Brustmann, Martin, 1922: Aus eigener Kraft. Berliner Sportroman. Berlin.
- Bunsen, Marie von,<sup>2</sup> 1914: Im Ruderboot durch Deutschland [1914]. Berlin.
- Burte, Hermann, 1912: Wiltfeber der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers. Leipzig.
- Carossa, Hans, 1947: Das Wettrennen [1922]. In: ders.: Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend. Frankfurt am Main, 74-80.
- Cravan, Arthur,<sup>2</sup> 1991: Der Boxer-Poet oder Die Seele im zwanzigsten Jahrhundert. Hamburg.
- Delius, Friedrich Christian, 1996: Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde. Hamburg.
- Diez, Max, 1922: Der Marathonläufer. In: ders.: Das Ende der Mona Lisa und andere Erzählungen. Stuttgart, 5-47.
- Dittberner, Hugo, 1990: Der Hauptgewinn. Eine italienische Fußball-Erzählung. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 49-59.
- Doderer, Heimito von, 1995a: Ein Hockeymatch [1926?]. In: ders.: Die Erzählungen. Hrsg. von Wendelin Schmidt-Dengler. 3. erweiterte Auflage. München, 276-280.
- : 1995b: Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff [1956, entstanden: 1929-1956]. München, 92f. [Sportgirl]; 219f. [Skilaufen]; 322-324. [Sport vs. Intelligenz]; 419-427; 434-441 [Tischtennis].
- Döblin, Alfred, 1965: Die Tänzerin und der Leib [1910]. In: ders.: Die Ermordung einer Butterblume und andere Erzählungen. München, 16-19.
- Dolorosa, Hedwig, 1907: Die Starken. Ein Athletenroman. Berlin.
- : 1908: Rafaela. Der Roman einer Tänzerin. Leipzig.

<sup>1</sup> Günter Berg stellt in der Anthologie *Bertolt Brecht. Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten* Brechts Sporttexte vor, deswegen wird hier auf einen Gesamtüberblick verzichtet: Vgl. Berg, Günter (Hg.), 1995.

- Domgörgen, Hein, 1932: Die Kölnische Schule oder Von Meister Wilhelm bis Meister Hein. In: Omnibus. Almanach auf das Jahr 1932. Zusammengestellt von Martel Schwichtenberg und Curt Valentin. Berlin/Düsseldorf, 155-159.
- Drechsel, Sammy, 1955: Elf Freunde müßt ihr sein. Stuttgart/Wien.
- Droste, Wiglaf, 1994: Sieger sehen anders aus. Hamburg.
- Düffel, John von, <sup>2</sup>1998: Vom Wasser [Langstreckenschwimmen]. Köln, 16-21; 195-200; 214f.; 247-257.
- Eberlein, Norbert, 1990: Vom plötzlichen Angriff der Sommersprossen auf die kurzen Hosen des Sonntagnachmittags. Ein Erlebnisbericht. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 114-120.
- Edschmid, Kasimir, 1928: Sport um Gagaly. Wien.
- : 1930: Norwegischer Meister. In: ders.: Hallo Welt! Sechzehn Erzählungen. Berlin/Wien/Leipzig, 57-68.
- : 1981: Feine Leute oder Die Großen dieser Erde [1931, Motorbootrennen]. Berlin/Frankfurt am Main/Wien.
- Egner, Eugen: Die Entscheidungsschlacht der Dekadenzler. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 132-138.
- Eilert, Bernd, 1991: Die Boxkampf-Beichte. In: ders.: Windige Passagen. Zürich, 165-208.
- Eisenreich, Herbert, 1978: Der Weg hinaus [1966]. In: ders.: Die Freunde meiner Frau und neunzehn andere Kurzgeschichten. Zürich, 251-266.
- Enquist, Per Olov, 1979: Der Sekundant [1971]. München.
- Erb, Elke, 1976: Frühsport. In: dies.: Einer schreit: Nicht! Geschichten und Gedichte. Berlin, 57.
- Erni, Anton H., 1990: Das Wunder von Rimini. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 42-48.
- Everwyn, Klas Ewert, 1969: Platzverweis. Recklinghausen.
- Fallada, Hans, 1977: Damals bei uns daheim [1941, Fahrradfahren]. Berlin/Weimar, 306-316.
- Feigl, Ernst, 1991: Fußballlogisches [1924]. In: Binder, Hartmut (Hg.): Prager Profile. Vergessene Autoren im Schatten Kafkas. Bonn, 379-381.
- Fleißer, Marieluise, 1972a: Pioniere in Ingolstadt [Fassung 1929 und 1968]. In: dies.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Günther Rühle. Hier: Bd. 1: Dramen. Frankfurt am Main, 127-186; 187-222.
- : 1987: Eine Zierde für den Verein. Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen [1931]. Frankfurt am Main.
- : 1989: Radfahren wider Willen [1933]. In: dies.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Günther Rühle. Hier: Bd. 4: Aus dem Nachlaß. Frankfurt am Main, 74-78.
- Fönhus, Mikkiel, 1936: Der Schiläufer. München.
- Fontane, Theodor, 1998: Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't“ [1892, Turnen]. In: ders.: Romane. Düsseldorf/Zürich, 173.
- Frank, Leonhard, 1965: Das Ochsenfurter Männerquartett [1927, Boxen]. München, 66-71.
- Gándara, Alejandro, 1991: Die Mittelstrecke [1984]. Frankfurt am Main.
- Glaeser, Ernst, 1986: Jahrgang 1902 [1928, Turnen]. Frankfurt am Main/Berlin, 7-12.
- Goethe, Johann Wolfgang von, 1975: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 3 Bde. Hier: Bd. 2. Frankfurt am Main.
- : <sup>3</sup>1976a: Wilhelm Meisters Wanderjahre. In: ders.: Berliner Ausgabe. Hier: Bd. 11. Berlin/Weimar.
- Grabenhorst, Georg, 1939: Die Reise nach Luzern. München.
- Grass, Günter, <sup>24</sup>1985a: Katz und Maus [1961, Turnen]. Darmstadt/Neuwied, 55-57.

- : <sup>13</sup>1985b: Hundejahre [1963]. Darmstadt/Neuwied.
- : 1987e: Aus dem Tagebuch einer Schnecke [1972, Schneckenrennen]. In: ders.: Werkausgabe in zehn Bänden. Hrsg. von Volker Neuhaus. Hier: Bd. IV. Darmstadt/Neuwied, 265-630.
- Gregor-Dellin, Martin, 1976: Der Springer. In: ders.: Das Riesenrad. Erzählungen. München/Zürich, 184-188.
- Gruber, Reinhard P., 1973: Aus dem Leben Hödlmosers. Ein steirischer Roman mit Regie [Fußball]. Salzburg, 51-57.
- Gruda, Konrad, 1979: Kein Sieg wie jeder andere. Sport Erzählungen. Göttingen.
- Gustafsson, Lars, <sup>5</sup>1992: Die Tennisspieler [1977]. München.
- Handke, Peter, 1972b: Die Angst des Tormanns beim Elfmeter [1970]. Frankfurt am Main.
- : 1999: In einer dunklen Nacht ging ich aus meinem stillen Haus [1997]. Frankfurt am Main.
- Haufs, Rolf, 1968: Das Dorf S. und andere Geschichten [Fußballsequenz]. Neuwied/Berlin, 29.
- Hein, Christoph, 1998: Der fremde Freund. Novelle [1982, Laufen; Schulturnen]. Berlin/Weimar, 6f.; 134-137.
- Heißenbüttel, Helmut, 1980: Etwa ein Ping-Pong-Ball oder eine Billardkugel [1955-1960, genaue Datierung nicht möglich]. In: ders.: Textbücher 1-6, hier: Textbuch 2. Stuttgart, 53-55.
- Hellwig, Horst, 1931: Der Mann am Faden. Ein Boxer-Roman. Hamburg-Bergedorf.
- Hemingway, Ernest, 1990: Der Kämpfer. In: ders.: In unserer Zeit. 15 Stories. Reinbek bei Hamburg, 36-44.
- Hemon, Luis, 1928: Der Boxer und die Lady. Berlin.
- Henscheid, Eckhard, 1980: Ein schönes Spiel. Zur Versöhnung von Dichtung und Fußball [1973]. In: ders.: Ein scharmanter Bauer. Frankfurt am Main, 316-322.
- : 1990a: Da lacht das runde Leder. Fußball-Anekdoten. Mit Fußball-Zeichnungen von F.W. Bernstein [1981]. Zürich.
- : 1993: Dummdeutsch. Ein Wörterbuch. Unter Mitwirkung von Carl Lierow und Elsemarie Maletzke. Stuttgart, 148; 224; 227.
- : 1995: Wie Max Horkheimer einmal sogar Adorno hereinlegte. Anekdoten über Fußball, kritische Theorie, Hegel und Schach. Mit Zeichnungen von F.W. Bernstein [1981, 1983]. München.
- Herburger, Günter, 1970: Jesus in Osaka. Zukunftsroman. Neuwied.
- : 1979: Eine gleichmäßige Landschaft. In: ders.: Eine gleichmäßige Landschaft. Erzählungen. Darmstadt/Neuwied, 166-188.
- : 1985: Hauptlehrer Hofer. In: ders.: Die Eroberung der Zitadelle. Erzählungen. Frankfurt am Main, 51-91.
- : 1988: Lauf und Wahn. Darmstadt.
- Hess, Robert, 1966: 2085. Der Zukunftsroman aus der Welt des Sports. Berlin.
- Hildebrandt, Gudrun, 1926: Steffi Walborg. Der Roman einer Tänzerin. Berlin.
- Höcker, Paul Oskar, 1910: Die Sonne von St. Moritz. Berlin.
- : 1914: Die Meisterin von Europa. Berlin/Wien.
- : 1929: Wintersport. Bielefeld/Leipzig.
- Hofmannsthal, Hugo von/Schnitzler, Arthur, 1964: Briefwechsel. Hrsg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt am Main, 83f.
- Hohler, Franz, 1979: Das Fußballspiel. In: ders.: Ein eigenartiger Tag. Lesebuch. Darmstadt/Neuwied, 61.
- Hornby, Nick, <sup>3</sup>1997: Fever Pitch. Ballfieber – Die Geschichte eines Fans [1992]. Köln.

- Horváth, Ödön von, 1971: Schlamperl. Romantischer Roman [1933, Fragment]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hier: Bd. IV: Fragmente und Varianten, Exposés, Theoretisches, Briefe, Verse. Hrsg. von Traugott Krischke und Dieter Hildebrandt. Frankfurt am Main, 418-455.
- : 1988: Sportmärchen [1924]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Traugott Krischke. Hier: Bd. 11: Sportmärchen, andere Prosa und Verse. Frankfurt am Main, 45-89.
- : 1994: Jugend ohne Gott [1937]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Traugott Krischke. Hier: Bd. 13. Frankfurt am Main, 14; 29; 30-34; 37.
- : 1997: Ein Kind unserer Zeit [1938, Sport und Krieg]. Frankfurt am Main, 15.
- Janitschek, Maria, 1902: Harter Sieg. 2 Bde. Berlin.
- Johnson, Uwe, 1992: Das dritte Buch über Achim [1961]. Frankfurt am Main.
- Kästner, Erich, o.J.: Der Preisboxer [1932]. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hier: Bd. 7: Romane für Kinder. Köln/Berlin, 326-328.
- : o.J.: Catch as Catch can [1948]. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hier: Bd. 5: Vermischte Beiträge. Berlin/Köln, 145-147.
- : o.J.: Lob des Tennisspiels [1952]. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hier: Bd. 5: Vermischte Beiträge. Berlin/Köln, 298-300.
- : 1996: Als ich ein kleiner Junge war [1957]. Zürich.
- Kafka, Franz, 1978a: Zum Nachdenken für Herrenreiter [1910]. In: ders.: Sämtliche Erzählungen. Hrsg. von Paul Raabe. Frankfurt am Main, 17f.
- : 1978b: Auf der Galerie [1916/17]. In: ders., 1978a, 129.
- Kant, Hermann, 1972: Das Impressum [Boxen]. Neuwied/Berlin, 34-38.
- Kappus, Franz Xaver, 1927: Ball im Netz. Berlin.
- : 1929: Martina und der Tänzer. Wien.
- Kasack, Hermann, 1984: Das große Netz [1952, Fußballsequenz]. Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 171-173.
- Kauer, Walther, 1977: Abseitsfalle. Zürich/Köln.
- Kempowski, Walter, 1997: Bloomsday. München.
- Keun, Irmgard, 1979: Gilgi – Eine von uns [1931]. Düsseldorf.
- Kirchhoff, Bodo, 1980: Body-Building. Erzählung, Schauspiel, Essay. Frankfurt am Main.
- : 1995a: Gegen die Laufrichtung. Novelle. Frankfurt am Main.
- Kirchmayr, Ortwin, 1965: Nennen sie mich Paul. Wien.
- Kirn, Richard, 1942: Das große Spiel. Berlin.
- Klabund, 1928: XYZ. Spiel zu Dreien in drei Aufzügen. Leipzig, 52.
- : 1968/1978: Der Jockey [1914 od. 1922]. In: ders.: Der himmlische Vagant. Eine Auswahl aus dem Werk. Hrsg. von Marianne Kesting. Köln, 199-201.
- Klein, Edwin, 1992: Bitterer Sieg. Thriller. Hamburg.
- Klein, Ernst, 1926: Derby. Leipzig.
- Klein, Pit, 1985: Boxkampf. Eine Novelle. Bühl-Moos.
- Kleist, Heinrich, 1997: Zwei berühmte Englische Baxer [1810]. In: ders.: Sämtliche Werke. Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von Roland Reuß und Peter Staengle. Hier: Bd. II/7: Berliner Abendblätter I. Basel/Frankfurt am Main, 242.
- Klimanschewsky, Adolf, 1955: Täve. Das Lebensbild eines Sportlers unserer Zeit. Berlin.
- Klugmann, Norbert, 1996: Doppelfehler. Ein Fall für den Sportreporter. Reinbek bei Hamburg.
- Koch, Herbert/Mueller, Curt, 1937: Sportkarikaturen 1936/1937 [Text von Herbert Koch]. Essen.
- Köhlmeier, Michael, <sup>3</sup>1996: Spielplatz der Helden [1988]. München/Zürich.
- Köpf, Gerhard, 1985: Die Strecke [Laufen; Skilaufen]. Frankfurt am Main, 9f.; 194-223.

- : 1996: Nurmi oder die Reise zu den Forellen. München.
- Koeppen, Wolfgang, 1986: Ein Bob im Rennen [1932]. In: ders.: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Hier: Bd. 5: Berichte und Skizzen II. Frankfurt am Main, 49f.
- Krell, Max, 1931: Orangen in Ronco [Boccia, Schwimmen]. Berlin, 41-44; 94-107.
- Lazay, Wilhelm, 1960: Begegnung mit Zatopek. In: Neue Deutsche Literatur. Monatsschrift für schöne Literatur und Kritik 8, Heft 2, 101-108.
- Leip, Hans, 1934: Jan Himp und die kleine Prise. Hamburg.
- Lenglen, Suzanne, 1927: Tennis. Leipzig.
- Lenz, Siegfried, <sup>19</sup>1983: Brot und Spiele [1959]. München.
- : 1986a: Der Läufer. In: ders.: Das Wrack. Der Läufer. München, 33-79.
- : 1986b: Die Mannschaft [1969]. In: ders.: Die Erzählungen 1949-1984. Hier: Bd. 3: 1965-1984. München, 88-100.
- : <sup>5</sup>1987: Die Kunstradfahrer. In: ders.: Das serbische Mädchen. Erzählungen. Hamburg, 147-164.
- : 1988: Deutschstunde [1968, hier die Sequenz: „Es war einmal ein gut besetzter Achter der Hamburger Rudergemeinschaft“]. Stuttgart/München, 395-397.
- Lernet-Holenia, Alexander, 1969: Der Marathonlauf [1935]. In: Schwarz, Karl (Hg.): Der olympische Kranz. Sporterzählungen von Jack London bis Albert Camus. München, 117-123.
- Loest, Erich, 1953: Sportgeschichten. Halle (Saale).
- : <sup>3</sup>1969: Der elfte Mann. Halle/Leipzig.
- : 1981: Sommer mit sechzehn [1974]. In: ders.: Pistole mit sechzehn. Erzählungen. Frankfurt am Main, 161-197.
- : 1984: Schattenboxen. Olten/Freiburg im Breisgau.
- : 1985a: Der Mörder saß im Wembley-Stadion. Kriminalroman [1967, Fußball]. Frankfurt am Main.
- : 1985b: Rotes Elfenbein. Kriminalroman [1975, Fußball-WM 1974]. Frankfurt am Main.
- : 1990: Herzschlag [1984]. In: ders.: Bauchschüsse. Zehn Erzählungen. Künzelsau, 194-221.
- London, Jack, 1987: Der Ruhm des Kämpfers. Von Boxern, Stierkämpfern und aufrechten Männern. München.
- Mackay, John Henry, 1911: Der Schwimmer. Geschichte einer kleinen Leidenschaft [1901]. Berlin.
- Magenau, Jörg, 1998: Fast wie im richtigen Leben. Aus der Biografie eines Fans. In: Der Deutschunterricht 50, Heft 2, 48-53.
- Mann, Thomas, 1972: Der Weg zum Friedhof [1900, Radfahren]. In: ders.: Sämtliche Erzählungen. Frankfurt am Main, 147-154.
- Mann, Thomas, 1989: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil [1954 Tennis]. Frankfurt am Main, 322; 327; 333f.; 354-360.
- : 1993: Der Zauberberg [1924, „Schnee“-Sequenz]. Frankfurt am Main, 639-679.
- Maurensig, Paolo, 1998: Die Lüneburg-Variante [1993]. Frankfurt am Main.
- Mayer, Anton, 1926: Peregrinus Windesprang. Berlin-Grunewald.
- Mayer, Theodor Heinrich, 1920: Sportredakteur Wallner. In: ders.: Sport [Novellensammlung]. Leipzig.
- McNab, Tom, 1986: Das Rennen [1982]. Frankfurt am Main.
- Menzel, Roderich, 1957: Geliebte Tennispartnerin. Frankfurt am Main.
- Meyer-Wehlack, Benno, 1963: Kurz vorm Einschlafen. In: Olympisches Feuer 13, Heft 12, 17-20.

- Möbius, Peter Paul, 1940: Fritz am Netz. Ein Tennis-Sportroman. Berlin.
- Montherlant de, Henry, 1969: Mademoiselle de Plémeur [1924]. In: Schwarz, Karl (Hg.): Der olympische Kranz. Sport Erzählungen von Jack London bis Albert Camus. München, 52-62.
- Morand, Paul, 1994: Die Nacht des „Sechs-Tage-Rennens“ [1922]. In: ders.: Nachtbetrieb. „Quvert la nuit“. „Fermé la nuit“. Reinbek bei Hamburg, 79-93.
- Mumelter, Hubert, 1942: Schatten im Schnee. Berlin/Wien/Leipzig.
- Musil, Robert, 1976a: Tagebücher. 2 Bde. Hrsg. von Adolf Frisé. Hier: Bd. 1. Reinbek bei Hamburg.
- : 1976b: Tagebücher. 2 Bde. Hrsg. von Adolf Frisé. Hier: Bd. 2. Reinbek bei Hamburg.
- : 1978a: Der Praterpreis [1925/26 oder später]. In: ders.: Gesammelte Werke in neun Bänden. Hrsg. von Adolf Frisé. Hier: Bd. 7: Kleine Prosa. Aphorismen. Autobiographisches. Reinbek bei Hamburg, 798f.
- : 1978b: Randglossen zu Tennisplätzen [1925/26 oder später]. In: ders., 1978a, 795-797.
- : 1978c: Durch die Brille des Sports [1925/26 oder später]. In: ders., 1978a, 792-795.
- : 1978d: Geschwindigkeit ist eine Hexerei [1927]. In: ders., 1978a, 683-685.
- : 1978e: Als Papa Tennis lernte [1931]. In: ders., 1978a, 685-691.
- : 1978f: Kunst und Moral des Crawlens [1932]. In: ders., 1978a, 694-698.
- : 1978g: Gesammelte Werke in neun Bänden. Hrsg. von Adolf Frisé. Hier: Bd. 8: Essays und Reden. Reinbek bei Hamburg.
- : 1978h: Gesammelte Werke in neun Bänden. Hrsg. von Adolf Frisé. Hier: Bd. 9: Literatur – Theater – Kunst. Reinbek bei Hamburg.
- : 1987a: Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 1. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg.
- : 1987b: Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 2. Hrsg. von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg.
- Nabokov, Vladimir, 1991: Erinnerung, sprich. Wiedersehen mit einer Autobiographie [1951, Torwartsequenz]. Reinbek bei Hamburg, 362-364.
- : 1994: Lushins Verteidigung [1930]. Reinbek bei Hamburg.
- Nádas, Péter, 1998: Der Lebensläufer. Ein Jahrbuch [1989]. Reinbek bei Hamburg.
- Nastase, Illie, 1987: Tie-Break. München.
- Natus, Uwe, 1980: Der Wasserträger [1979]. In: ders. (Hg.): Startschuß. Literarische Sport erzählungen. Würzburg, 34-38.
- Nebel, Gerhard, 1964: Fußball und Sonnenball. In: ders.: Hinter dem Walde. 16 Lektionen für Zeitgenossen. Hamburg, 61-68.
- : 1968: Rhodos – Der Boxer und der Philosoph. In: ders.: Meergeborenes Land. Griechische Reisen. Hamburg, 323-340.
- Neutsch, Erik, 1964: Spur der Steine [Kap. 17: Weltmeisterschaftsrennen mit Täve Schur]. Halle (Saale), 555-575.
- Ohnemus, Günter, 1995: Tennis auf Camelot. In: ders.: Siebenundsechzig Ansichten einer Frau. Augsburg, 77-85.
- Paradowski, Jan, <sup>2</sup>1964: Der Olympische Diskus [1932]. Bonn.
- Pastior, Oskar, 1990: Fizz-Kultur. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 29-32.
- Pestum, Jo, 1978: Der linke Außenverteidiger geht vom Platz. In: ders. (Hg.): Einsamkeit hat viele Namen. Würzburg, 92-95.
- Polgar, Alfred, 1982a: Sechstagerennen [1929]. In: ders.: Kleine Schriften. Bd. 1: Musterrung. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Reinbek bei Hamburg, 396-398.
- : 1982b: Der Weltmeister [1929]. In: ders., 1982a, 405-408.

- : 1983a: Die Ringer [1919]. In: ders.: Kleine Schriften. Bd. 2: Kreislauf. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Reinbek bei Hamburg, 70-74.
- : 1983b: Der Schwimmer [1927]. In: ders., 1983a, 285-288.
- : 1984a: Der Sport und die Tiere [1933]. In: ders.: Kleine Schriften. Bd. 3: Irrlicht. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Reinbek bei Hamburg, 95-98.
- : 1984b: Sport als Erzieher [1935]. In: ders., 1984a, 176f.
- Proust, Marcel, 1982a: Sodom und Gomorra. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Vierter Teil, Bd. 1. Frankfurt am Main.
- : 1982b: Die Welt der Guermantes. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Dritter Teil, Bd. 2. Frankfurt am Main.
- Radecki, Sigismund von, 1969: Internationales Ringkampf-Championat [1936]. In: Schwarz, Karl (Hg.): Der olympische Kranz. Sporterzählungen von Jack London bis Albert Camus. München, 107-116.
- Radetz, Walter, 1981: Der Stärkere. Das Leben des Arbeitersportlers Werner Seelenbinder [1960]. Stuttgart.
- Reding, Josef, 1984: Ich bete an die Macht der Linie. Oder: Aufstieg und Fall des Linienrichters Jonas Kluchs. In: Pestum, Jo (Hg.): Kalle seine Beine. Sport-Satiren. Reinbek bei Hamburg, 41-43.
- Remarque, Erich Maria, 1998: Station am Horizont [1927f.]. Hrsg. von Thomas F. Schneider und Tilman Westphalen. Köln.
- Reuze, André, 1928: Giganten der Landstraße. Ein Rennfahrer-Roman. Berlin.
- Richter, Hans, o.J. [1926]: Der Springer von Pontresina. Berlin.
- Rilke, Rainer Maria, 1996: Die Turnstunde [1902]. In: ders.: Werke. Hier: Bd. III, 1, Prosa. Frankfurt am Main, 63-70.
- Roß, Andreas, 1998: Du siehst noch gut aus. Vom Darmstädter Lauftreff zum Frankfurter Marathon. Darmstadt.
- Salomon, Ernst von, 1933: Die Kadetten. Berlin.
- Scheff, Werner, <sup>3</sup>o.J.: Die Meisterschaften des Werner Issing. Ein Sportroman [1923]. Stuttgart/Berlin/Leipzig.
- : 1924: Der Mann im Sattel. Berlin.
- : 1927: Dagfin der Schneeschuhläufer. Stuttgart.
- : 1928a: Der Läufer von Marathon. Ein Sportroman. Berlin.
- : 1928b: Das weiße Spiel. Bremen.
- : 1929: Der Boxer, zwei Frauen und ein Pfeil. Berlin.
- : 1934: Der Meister von drüben. Ein Roman von Sport und Liebe. Berlin.
- Schelper, Clara, o.J.: Sporthansi am Start [1928]. Stuttgart.
- Schmidt, Arno, 1987: Leviathan und Schwarze Spiegel [Fußballsequenz – aus: Schwarze Spiegel, 1951]. Frankfurt am Main, 50.
- Schneider, Peter, 1978: Die Wette. In: ders.: Die Wette. Erzählungen. Berlin, 33-46.
- Schubert, Dieter, <sup>5</sup>1982: Kleider machen Bräute [1973]. Rostock.
- Schultz, Uwe, 1965: Das große Spiel. Aspekte des Sports in unserer Zeit. Frankfurt am Main/Hamburg.
- Shaw, Bernard, o.J. [1927]: Cashel Byrons Beruf [1885]. Berlin.
- Sillitoe, Alan, 1975: Die Einsamkeit des Langstreckenläufers [1959]. Zürich.
- Somplatzki, Herbert, 1974: Muskelschrott. Frankfurt am Main.
- Stahl, Hermann, 1939: Der Läufer. Novelle. Jena.
- Storz, Oliver, 1962: Finale eines Stürmers. In: ders.: Lokaltermin. 10 Geschichten mit einem Nachwort. München, 118-131.
- Strauß, Botho, <sup>3</sup>1981: Paare, Passanten. München/Wien, 86.

- : <sup>2</sup>1987: Atalante. In: ders.: Niemand anderes. München, 66-72.
- Süskind, W.E., 1950: Pferderennen. Ein Steckenpferd von W.E. Süskind. München.
- Torberg, Friedrich, 1964: Das Kinnhakenkreuz [1933]. In: ders.: PPP. Pamphlete. Parodien. Post Scripta. München/Wien, 14-16.
- : 1968: Die Mannschaft. Roman eines Sport-Lebens [1935]. München/Wien.
- : 1985: Der letzte Ritt des Jockeys Matteo [aus dem Nachlaß, wahrscheinlich Ende der 40er Jahre entstanden]. München/Wien.
- Tucholsky, Kurt, 1975a: Sport [1920]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Hier: Bd. 2: 1919-1920. Reinbek bei Hamburg, 358f.
- : 1975b: Fußball mit Menschenköpfen [1926]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Hier: Bd. 4: 1925-1926. Reinbek bei Hamburg, 484-486.
- : 1975c: Stierkampf in Bayonne [1927]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Hier: Bd. 5: 1927. Reinbek bei Hamburg, 10-17.
- : 1985: Die klassische Scheußlichkeit der Sportpreise [1931]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Hier: Ergänzungsband 1911 bis 1932: Deutsches Tempo. Reinbek bei Hamburg, 789-791.
- Turek, Ludwig, 1954: Mittelstürmer Werner Schwing. Roman um Sport und Liebe. Berlin.
- Ullrich, Klaus, 1963: Nur ein Weg führt nach Rom. Berlin.
- Valentin, Karl, 1992a: All Heil! [um 1920]. In: ders.: Sämtliche Werke in acht Bänden. Hier: Bd. 1: Monologe und Soloszenen. Hrsg. von Helmut Bachmaier und Dieter Wöhrle. München/Zürich, 36-38.
- : 1992b: Allerhand Sport ... [1938]. In: ders., 1992a, 117f.
- : 1992c: Fußball-Länderkampf [1938]. In: ders., 1992a, 131-133.
- : 1992d: Karl Valentins Olympia-Besuch 1936. In: ders., 1992a, 138f.
- : 1992e: Neue Rennpferdenamen [1940]. In: ders., 1992a, 142-145.
- : 1994: Hänschen als Sportsmann [1925]. In: ders.: Sämtliche Werke in acht Bänden. Hier: Bd. 2: Couplets. Hrsg. von Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München/Zürich, 137f.
- : 1995a: Um das braune Band [1938]. In: ders.: Sämtliche Werke in acht Bänden. Hier: Bd. 3: Szenen. Hrsg. von Helmut Bachmaier und Stefan Henze. München/Zürich, 65-68.
- : 1995b: Pferderennen auf der Oktoberwiese [1946]. In: ders., 1995a, 157f.
- : 1996a: Der Radfahrer [1938]. In: ders.: Sämtliche Werke in acht Bänden. Hier: Bd. 4: Dialoge. Hrsg. von Manfred Faust und Andreas Hohenadl. München/Zürich, 13f.
- : 1996b: Radlerpech! [1939]. In: ders., 1996a, 14-17.
- : 1996c: Am Fußball-Platz [1938]. In: ders., 1996a, 51f.
- : 1996d: Jagdsport [1940]. In: ders., 1996a, 96-98.
- Vege sack, Siegfried von, 1929: Liebe am laufenden Band. Berlin.
- Volponi, Paolo, 1988: Der Speerwerfer [1981]. München.
- Walser, Martin, 1980: Ein fliehendes Pferd [1978]. Frankfurt am Main.
- Weiss, Ernst: Der Aristokrat. Boëtius von Orlamünde [1928]. Frankfurt am Main.
- Widmer, Urs, 1977a: Bundesligaspieler! In: ders.: Vom Fenster meines Hauses aus. Prosa. Zürich, 108.
- : 1977b: Skirennfahrer! In: ders., 1977a, 118f.
- : 1977c: Dialog über den Sport. In: ders., 1977a, 225-227.
- Wieninger, Peter R., 1996: Joggen [1995]. In: Caysa, Volker (Hg.): Sport ist Mord. Texte zur Abwehr körperlicher Betätigung. Leipzig, 127-130.

- Wildenberger, Erich, 1937: Die große Mannschaft. Stuttgart.
- Wohlbrück, Olga, 1921: Athleten. Berlin.
- Wohmann, Gabriele, <sup>2</sup>1972a: Der Boxkampf. In: dies.: Gegenangriff. Prosa. Darmstadt/Neuwied, 5-18.
- : <sup>2</sup>1972b: Gegenangriff. In: dies., <sup>2</sup>1972a, 161-181.
- Wolf, Klaus-Martin, 1961: Marathon ohne Medaille. Berlin.
- Wolf, Ror, 1971: Punkt ist Punkt. Fußball-Spiele. Frankfurt am Main.
- : 1980: Die heiße Luft der Spiele. Prosa und anderes. Frankfurt am Main.
- : 1996: Das nächste Spiel ist immer das schwerste. Frankfurt am Main.
- Wondratschek, Wolf, 1990: Menschen, Orte, Fäuste. Zürich.
- Wüst, Hans, 1924: Um den großen Preis. Ein Roman von Sport und Arbeit. Berlin/Leipzig.
- Zahl, Peter-Paul, 1996: Lauf um dein Leben. Kriminalroman. Berlin.
- Zeiske, Wolfgang, 1966: Gehört der Täter zur Mannschaft. Kriminalerzählung. Berlin.
- Zweig, Stefan, <sup>6</sup>1979: Schachnovelle [1942]. Frankfurt am Main.
- : 1998: Phantastische Nacht [1922]. In: ders.: Phantastische Nacht. Erzählungen. Frankfurt am Main, 172-243 [Pferderennen, 183-206].

## Lyrik

- Altheer, Paul, 1925: Die verdrehten Gedichte. Fünfte erweiterte Auflage. Zürich.
- Altmann, Gerhard, 1986: Literatur und Sport. In: Maurer, Philipp/Pluch, Thomas/Zauner, Franz (Hgg.), 1986: Teddy Podgorski präsentiert Muskeln auf Papier. Sport und Literatur. Wien, 129.
- Asmodi, Herbert, 1975: Beschreibung eines Kämpfers. In: ders.: Jokers Gala. Gedichte. München, 75-77.
- Astel, Arnfrid, 1968: mens sana. In: ders.: Notstand. Wuppertal, 55.
- Barth, Emil, 1960: Der Eislauf [1927-1942, genaue Datierung nicht möglich]. In: ders.: Gesammelte Werke in zwei Bänden. Hier: Bd. 1. Wiesbaden, 88f.
- Barthel, Ludwig Friedrich, 1932: An einen Wettspieler. In: ders.: Gedichte der Versöhnung. Tübingen, 38.
- Becher, Johannes R., 1970: Laßt eure Verse teilnehmen am Sportfest. Eine Auswahl. Zusammengestellt und eingeleitet von Günter Witt. Berlin.
- Behrens, Franz Richard, 1995: Geflügelte Granaten. Gedichte, Gedanken, Sportstrophen, Kriegsberichte, Feldtagebücher. Werkausgabe. Bd. 2. Hrsg. von Gerhard Rühm und Monika Lichtenfeld. München.
- Benn, Gottfried, 1982: Olympia –, steige hernieder [1934: ohne Titel, wird in der Regel als Olympische Hymne bezeichnet]. In: ders.: Gedichte in der Fassung der Erstdrucke. Hrsg. von Bruno Hillebrand. Frankfurt am Main, 254.
- Bergengruen, Werner, 1952: Diskuswerfer [1950]. In: ders.: Die Heile Welt. Gedichte. Zürich, 13.
- Bethge, Hans, 1979: Lieder an eine Kunstreiterin [1910]. Heidenheim.
- Biermann, Wolf, 1991: Ballade von der Faust im Fußballstadion [1977]. In: ders.: Alle Lieder. München/Stuttgart, 297f.
- Binding, Rudolf G., 1937: Gesang olympischer Kämpfer. In: ders.: Spätere Novellen und Gedichte. Vermischte Schriften. Potsdam, 191f.
- : 1975: Reitvorschrift für eine Geliebte [1924]. München/Gütersloh/Wien.
- Böttcher, Georg, o.J.: Das Lied vom Rad. In: Fliegende Blätter, Bd. 113, Nr. 2881, 191f.

- Boldt, Paul, 1979: Boxmatch [1912]. In: ders.: Junge Pferde! Junge Pferde! Das Gesamtwerk. Lyrik. Prosa. Dokumente. Hrsg. von Wolfgang Minaty. Olten/Freiburg im Breisgau, 63.
- Braun, Volker, 1991: Der Fight des Jahrhunderts. (Report in 15 Runden) [1969-1978]. In: ders.: Texte in zeitlicher Folge. Hier: Bd. 6: Anekdoten. Verstreute Gedichte 1969-1978. Simplex Deutsch. Dmitri. Schriften. Halle/Leipzig, 61-64.
- Brecht, Bertolt, 1993a: Boxkämpfe [1923]. In: ders.: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Klaus-Detlef Müller. Hier: Bd. 13: Gedichte 3. Gedichte und Gedichtfragmente 1913-1927. Weimar/Frankfurt am Main, 272.
- : 1993b: Gedenktafel für zwölf Weltmeister [1927]. In: ders., 1993a, 379-382.
- Britting, Georg, 1996: Auf dem Rennplatz [1954]. In: ders.: Sämtliche Werke. Hier: Bd. 4: Gedichte 1940 bis 1964. Hrsg. von Ingeborg Schuldt-Britting. München/Leipzig, 248.
- Byron, George Gordon, 1980: Written after swimming from Sestos to Abydos [1810]. In: ders.: The complete Poetical Works. Volume I. Edited by Jerome J. McGann. Oxford, 281f.
- Cenefels, Gabriele, 1986: Der Läufer. In: Akzente 33, 567.
- Corino, Karl, 1981a: Sportplatz Massenheim. In: ders.: Tür-Stürze. Gedichte. Frankfurt am Main, 61.
- : 1981b: Leeres Schwimmbad, September. In: ders., 1981a, 102.
- Dittberner, Hugo, 1980: Leben und Sport. In: ders.: Ruhe hinter Gardinen. Gedichte 1971-1980. Reinbek bei Hamburg, 16.
- Endrikat, Fred, 1976a: Der geschlagene Langstreckenläufer. In: ders.: Das grosse Endrikat-Buch. München, 31.
- : 1976b: Einem Boxer ins Stammbuch. In: ders., 1976a, 144.
- : 1976c: Einem Fußballer ins Stammbuch, In: ders., 1976a, 173.
- Erhardt, Heinz, o.J.: Fußball. In: ders.: Das große Heinz Erhardt Buch. Hannover, 204f.
- Erpenbeck, John, 1971: Triumph der Wissenschaft. In: Kirsch, Rainer/Wolter, Manfred (Hgg): Olympische Spiele. Gedichte. Berlin/Weimar, 103.
- Falkner, Brigitta, 1996: Tobrevier Schreibverbot. Palindrome. Klagenfurt/Wien.
- Faßbender, Rudolf, 1992: Lästern – Heute – Morgen. Sammelsurium. Kakenstorf.
- : 1997: NirgendWo ist Sumoringen. Zeitgeist-, Nonsens-, Verkanntete-Poeten-Poesie und Kurzprosa vom Dorfpoeten Rudolf Faßbender. Prasdorf.
- /Ricken, Rainer Maria/Wevjong, Theo, 1998: Fußballquasionettoide und Fußballgedichte. Prasdorf.
- Feltz, Kurt, 1984: Der Theodor im Fußballtor. In: Riha, Karl: Fußball-Gedichte. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 89, 242f.
- Fringeli, Dieter, 1978: live (24. juni 1977, 7.00 uhr). In: ders.: Ich bin nicht mehr zählbar. Gedichte. Zürich, 68.
- : 1981: fußballerisch. In: ders.: Ohnmachtswechsel und andere Gedichte aus 20 Jahren. Zürich, 77.
- Fuchs, Günter Bruno, 1984: Nationalhymne des deutschen Fußballers in Ruhe. In: ders.: Gemütlich summt das Vaterland. Zusammengestellt von Michael Krüger. München/Wien, 31.
- Geißler, F.U., 1922: Mein Vortragsbuch. Neue Gedichte in Scherz und Ernst. Dresden.
- George, Stefan, 1966: Die Lieblinge des Volkes. Der Ringer [1895]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hier: Bd. 3: Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte. Der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten. Düsseldorf/München, 26.

- Gernhardt, Robert, 1989a: Monolog des Torwarts, der einen Elfmeter passieren ließ. In: ders.: Wörtersee. Zürich, 158.
- : 1989b: Geständnis. In: ders., 1989a, 300.
- Goethe, Johann Wolfgang von, <sup>3</sup>1976b: Gedichte. In: ders.: Berliner Ausgabe. Hier: Bd. 1: Poetische Werke. Gedichte und Singspiele. Berlin/Weimar.
- : 1987: Eislebens Lied [1776, 1789 unter dem Titel *Mut*]. In: ders.: Münchner Ausgabe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Hrsg. von Karl Richter. Hier: Bd. 2.1: Erstes Weimarer Jahrzehnt 1775-1786. Hrsg. von Hartmut Reinhardt. München, 11.
- Grass, Günter, 1987b: Nächtliches Stadion; Die bösen Schuhe [1955]. In: ders.: Werkausgabe in zehn Bänden. Hrsg. von Volker Neuhaus. Hier: Bd. I: Gedichte und Kurzprosa [1956, hier aus: Die Vorzüge der Windhühner]. Hrsg. von Anita Overwien-Neuhaus und Volker Neuhaus. Darmstadt/Neuwied, 40; 53f.
- : 1987c: Zwischen Marathon und Athen [1960]. In: ders., 1987b [1960, hier aus: Gleisdreieck], 111.
- : 1987d: Tour de France [1960]. In: ders., 1987b [1960, hier aus: Ausgefragt], 177.
- Hagelstange, Rudolf, 1970: Beide Ohren und den Schwanz. In: ders. (Hg.): Fünf Ringe. Vom Ölweig zur Goldmedaille. München, 123-126.
- Haho, Hans, 1938: Die Schaubude. Heitere Verse. Köln.
- Handke, Peter, <sup>10</sup>1981: Die Aufstellung des 1. FC Nürnberg vom 27.1.1968 [1969]. In: ders.: Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt. Frankfurt am Main, 59.
- Harig, Ludwig, 1988: Die Eckbälle von Wankdorf. In: ders.: Hundert Gedichte. Alexandrinische Sonette, Terzinen, Couplets und andere Verse in strenger Form. München/Wien, 82.
- : 1990: Die Terzinen von der Mannschaftsaufstellung. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 124.
- Haufs, Rolf, 1979a: World Cup. In: Größer werdende Entfernung. Gedichte 1962 bis 1979. Reinbek bei Hamburg, 60.
- : 1979b: Olympiastadion. In: ders., 1979b, 60.
- : 1986: Eishockey. In: ders.: Felderland. Gedichte. München/Wien, 69f.
- Hauptmann, Gerhart, 1964: Eislauf. In: ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Hans-Egon Hass. Hier: Bd. 4: Lyrik und Versepik. Frankfurt am Main/Berlin, 35f.
- Haushofer, Albrecht, 1946a: Olympisches Fest. In: ders.: Moabiter Sonette. München, 33.
- : 1946b: Vision der Fackel. In: ders., 1946a, 34.
- Heine, Heinrich, 1983: Lobgesänge auf König Ludwig [1844]. In: ders.: Düsseldorfer Ausgabe. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Hier: Bd. 2: Neue Gedichte. Bearbeitet von Elisabeth Genton. Düsseldorf, 142-146.
- Henscheid, Eckhard, 1980: Hymne auf Bum Kun Cha [1979]. In: ders.: Ein scharmanter Bauer. Frankfurt am Main, 350-354.
- Herder, Johann Gottfried, 1990a: Der Eistanz [Volkslieder, 1778/1779]. In: ders.: Gesammelte Werke in zehn Bänden. Hier: Bd. 3: Volkslieder. Übertragungen. Dichtungen. Hrsg. von Ulrich Gaier. Frankfurt am Main, 410-412.
- : 1990b: Das innere Olympia [1796]. In: ders., 1990a, 771.
- Hesse, Hermann, 1970: Ski-Rast. In: ders.: Die Gedichte 1892-1962. Bd. 1. Neu eingerichtet und um Gedichte aus dem Nachlaß erweitert von Volker Michels. Frankfurt am Main, 334.
- Hirth, Georg/Strauch, Eduard (Hgg.), 1863: Blätter für das dritte allgemeine deutsche Turnfest zu Leipzig, 2. bis 5. August 1863. Leipzig.

- Hoddis, Jakob van, 1987: Der Athlet [1911]. In: ders.: Dichtungen und Briefe. Hrsg. von Regina Nörtemann. Zürich, 17
- Jandl, Ernst, 1985a: das reck [1963]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hier: Erster Band: Gedichte 1. Hrsg. von Klaus Siblewski. Darmstadt/Neuwied, 705.
- : 1985b: wettrennen [1964]. In: ders., 1985a, 377.
- : 1985c: body-building [1966]. In: ders., 1985a, 465.
- : 1985d: anweisungen für waldläufer [1968]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hier: Zweiter Band: Gedichte 2. Hrsg. von Klaus Siblewski. Darmstadt/Neuwied, 780.
- : 1985e: der gewichtheber [1969]. In: ders., 1985d, 171.
- Jatzek, Gerald, 1986: Abgang einer Turnerin. Chanson. In: Maurer, Philipp/Pluch, Thomas/Zauner, Franz (Hgg.): Teddy Podgorski präsentiert Muskeln auf Papier. Sport und Literatur. Wien, 169f.
- Jünger, Friedrich Georg, 1949: Der Schwimmer. In: ders.: Gedichte. Frankfurt am Main, 163.
- Kasack, Hermann, 1963: Meister des Bogenschießens [1955]. In: ders.: Das unbekannte Ziel. Ausgewählte Proben und Arbeiten. Frankfurt am Main, 87.
- Kästner, Erich, o.J.: Das Lied von der Rumpfbeuge. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hier: Bd. 4: Theater. Köln/Berlin, 217-219.
- : 1973: Der Handstand auf der Loreley [1932]. In: ders.: Gesang zwischen den Stühlen, 20f.
- Kirchbach, Wolfgang, 1900: Das Radlerpäpchen. In: ders.: Lieder vom Zweirad. Radlerleben und Liebe. Berlin/Leipzig, 17.
- Kirsch, Sarah, 1976a: Don Juan kommt am Vormittag [1973]. In: dies.: Zaubersprüche. 2. erweiterte Auflage. Ebenhausen bei München, 46.
- : 1976b: Muskelkater [1973]. In: dies., 1976a, 71.
- Kirsten, Wulf, 1986: bergsteiger [1971]. In: ders.: die erde bei Meißen. Gedichte. Leipzig, 44.
- Klein, Ernst, 1926: Derby. Leipzig.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb, 1962a: Der Eislauf [1764]. In: ders.: Ausgewählte Werke. Hrsg. von Karl August Schleiden. München, 109-111.
- : 1962b: Winterfreuden [1797]. In: ders., 1962a, 164.
- Kreisler, Georg, 1964: Sport ist gesund. In: ders.: Lieder zum Fürchten. Zürich, 47-49.
- Krolow, Karl, 1966: Der müde Athlet. In: ders.: Fremde Körper. Neue Gedichte, 68.
- Kühner, Otto Heinrich, 1981a: Erwiesene Wirkkraft eines Glücksbringers [Ringen]. In: ders.: Pummerer-Verse oder Vom Nutzen der Haaresbreiten. Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 60.
- : 1981b: Verschwiegener Nordwandbesteiger. In: ders., 1981a, 133.
- Kunert, Günter, 1977: Dressur. In: ders.: Unterwegs nach Utopia. Gedichte, 62.
- Kunze, Heinz Rudolf, 1986a: Noch zwei Bier, sagte der Libero. In: ders.: Papierkrieg. Lieder und Texte 1983-1985. Reinbek bei Hamburg, 124f.
- : 1986b: Packt sie und zerhackt sie. In: ders., 1986a, 160f.
- Leip, Hans, 1972: Segelanweisung für eine Freundin. Mit Zeichnungen von Kurt Schmischke [1937]. Hamburg.
- Lenz, Hermann, 1981a: Radfahrt [1934-1935, genaue Datierung nicht möglich]. In: ders.: Zeitlebens. Gedichte 1934-1980. München, 18.
- : 1981b: Reiten [1936-1945, genaue Datierung nicht möglich]. In: ders., 1981a, 42f.
- : 1981c: Kunstreiterin verläßt das Winterquartier [1946-1948, genaue Datierung nicht möglich]. In: ders., 1981a, 64f.

- Lernet-Holenia, Alexander, 1989a: Erste Olympische Hymne [1932]. In: ders.: Das lyrische Gesamtwerk. Hrsg. von Roman Rocek. Wien/Darmstadt, 516-521.  
 –: 1989b: Zweite Olympische Hymne [1948]. In: ders., 1989a, 522-525.
- Liliencron, Detlev von, 1922: Die Rennbahn [Fünftehnter Kantus aus Poggfred, 1904 ]. In: ders.: Gesammelte Werke. 14. und 15. Auflage. Hrsg. von Richard Dehmel. Berlin, 175-181.
- Lindenberg, Udo, 1978: Bodo Ballermann. Hamburg.
- Löns, Hermann, 1924a: Segelfahrt [1884]. In: ders.: Sämtliche Werke in acht Bänden. Hrsg. von Friedrich Castelle. Hier: Bd. 1. Leipzig, 85f.  
 –: 1924b: Vorübung [1895]. In: ders., 1924a, 370f.
- Maier, Heinrich, 1990: Abschied. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 138.
- Marinetti, Filippo Tommaso, 1973: All' Automobile da corsa [1908]. In: Maria de, Luciano (Hg.): Per conoscere Marinetti e il Futurismo. Milano, 311-315.
- Mayröcker, Friederike, 1986: die Turnhalle funkelt [1982]. In: dies.: Winterglück. Gedichte 1981-1985. Frankfurt am Main, 63.
- Mehring, Walter, 1958: Sechstagerennen [1919-1921]. In: ders.: Der Zeitpuls fliegt. Eine Auswahl. Hamburg, 16-19.
- Meyer, Conrad Ferdinand, 1963: Die Schlittschuhe [1880]. In: ders.: Sämtliche Werke. Besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch. Hier: Bd. 1: Gedichte. Bern, 98f.  
 –: 1964: Gedichte. Bericht des Herausgebers. Apparat zu den Abteilungen I und II. Hrsg. von Hans Zeller. Bern.
- Mickel, Karl, 1990: Siebter Gang. In: ders.: Schriften I. Gedichte 1957-1974. Halle, 150.
- Morgenstern, Christian, 1990: Der Seufzer [1905]. In: ders.: Stuttgarter Ausgabe. Hier: Bd. 3: Humoristische Lyrik. Hrsg. von Maurice Cureau. Stuttgart, 68.
- Novak, Helga M., 1983: Eislaufen [1978]. In: dies.: Grünheide Grünheide. Gedichte 1955-1980. Darmstadt/Neuwied, 110-112.
- Novalis, 1977: Der Eislauf [ca. 1788-1790]. In: ders.: Schriften in 4 Bde. und einem Erweiterungsband. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Hier: Bd. 1: Das dichterische Werk. 3. erweiterte und verbesserte Auflage. Stuttgart, 506.
- Pindar, 1958: Olympische Oden [476ff. v. Chr.]. München.
- Podgorski, Teddy, 1986: Sport gegen Literatur: Halbzeitstand. In: Maurer, Philipp/Pluch, Thomas/Zauner, Franz (Hgg.): Teddy Podgorski präsentiert Muskeln auf Papier. Sport und Literatur. Wien, 95.
- Riha, Karl, 1988: fußball mit schuhen. In: Hansen, Klaus (Hg.): Hart am Ball. Fußballsati- ren. München, 117.  
 –: 1993: sonett für tischtennispieler [1988]. In: Goldmann, Bernd/Schwank, Bernhard (Hgg.), 1993: Sportgeschichten. Von sportlichen Anstrengungen fast aller Diszipli- nen. Frankfurt am Main, 191.
- Ringelntatz, Joachim, 1923: Turngedichte. Mit 17 Zeichnungen von Karl Arnold. München.
- Roth, Eugen, 1977: Spiel und Sport [1968]. In: ders.: Heitere Verse. München/Wien, 648-652.
- Rühm, Gerhard, 1990: darum spiel ich [1962]. In: ders.: Geschlechterdings. Chansons. Ro- manzen. Gedichte. Reinbek bei Hamburg, 53.
- Rühmkorf, Peter, 1990: Hoffnung von hinten. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Lite- ratur 28, 199f.
- Schnog, Karl, 1929: Körper und Geist. Studie aus dem Sportpalast: Boxkampf Schmeling – Bonaglia. In: Neumann, Fritz/Brückner, F.P. (Hgg.): Der lachende Funk. Ein Streif- zug durch die Lustigen Abende. Köln, 36f.  
 –: 1949: Zeitgedichte – Zeitgeschichte von 1925-1950. Berlin.

- Schulze, Axel, 1971: momentaufnahme: jochen rindt. In: Kirsch, Rainer/Wolter, Manfred (Hgg): Olympische Spiele. Gedichte. Berlin/Weimar, 85.
- Theobaldy, Jürgen, 1979: Die Geschichte der Boxkunst [1976]. In: ders.: Zweiter Klasse. Gedichte. Berlin, 60f.
- Torberg, Friedrich, 1970: Auf den Tod eines Fußballspielers [1938]. In: Hagelstange, Rudolf (Hg.): Fünf Ringe. Vom Ölzweig zur Goldmedaille. München, 193f.
- Tucholsky, Kurt, 1975d: Olympiade [1928]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Hier: Bd. 6: 1928. Reinbek bei Hamburg, 197f.
- Umbach, Reinhard, 1990: Kleine Fußballregelkunde. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 28, 110f.
- Waldinger, Ernst, 1958: Der Marathonläufer. In: ders.: Zwischen Hudson und Donau. Wien, 49f.
- Weinheber, Josef, 1972: Den Jünglingen [1936]. In: ders.: Sämtliche Werke. Nach Josef Nadler und Hedwig Weinheber. Neu hrsg. von Friedrich Jenaczek. 3. durchgesehene und veränderte Auflage. Hier: Bd. 2: Die Hauptwerke. Salzburg, 294-297.
- Weyrauch, Wolfgang, 1977: Die Minute des Negers [1953]. In: ders.: Mit dem Kopf durch die Wand. Geschichten, Gedichte, Essays und ein Hörspiel. 1929-1977. Erweiterte Sonderausgabe. Darmstadt/Neuwied, 54-109.
- Wondratschek, Wolf, 1992a: „Nimm mein Mädchen“, sagt der Boxer „alles andere ist zu kompliziert!“ [1974]. In: ders.: Die Gedichte. Zürich, 48-53.
- : 1992b: Als Profiboxer bin ich zu alt [1974]. In: ders., 1992a, 182f.
- Zehrer, Klaus Cäsar, 1999: Der Buddhist im Fußballstadion. In: Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur 55, 195f.

### **Hörspiel<sup>2</sup> / Schauspiel**

- Andersch, Alfred, 1951: Biologie und Tennis [Masch. Ms. Deutsches Literatur Archiv]. Marbach am Neckar.
- Brasch, Thomas, 1980: Lieber Georg. Ein Eiskunstläufer-Drama aus dem Vorkrieg. Stück-Montage um Georg Heym. In: Spectaculum 30, 139-146.
- Goetz, Curt, 1963: Der Lügner und die Nonne [1929]. In: ders.: Sämtliche Bühnenwerke. Stuttgart, 531-599.
- Groß, Jürgen, o.J. [1978/79]: Das Match. Schauspiel. Berlin.
- Harig, Ludwig, 1969: das fußballspiel [1966 Erstsending]. In: ders.: Ein Blumenstück. Texte zu Hörspielen. Hrsg. von Johann M. Kamps. Wiesbaden, 97-122.
- Henscheid, Eckhard, 1988: Standardsituationen. Fußball-Dramen. Zürich.
- Jelinek, Elfriede, 1998: Ein Sportstück. Reinbek bei Hamburg.
- Jirgal, Ernst, 1954: Sieg über Tschomolungma. Lyrisches Hörspiel. In: Olympisches Feuer, 11-16.
- Kaiser, Georg, 1994: Von morgens bis mitternachts [1917]. Stuttgart.
- Kasack, Georg, 1930: Ballwechsel. München.
- Kirchhoff, Bodo, 1980: Body-Building. Erzählung, Schauspiel, Essay. Frankfurt am Main.

---

<sup>2</sup> Kurt Graßhoff führt weitere Hör- und Schauspiele in folgender Bibliographie auf: Graßhoff, Kurt, 1996: Das Sportmotiv in der deutschsprachigen Literatur – eine kommentierte Bibliographie (1900 bis 1980). In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 10, Heft 2, 93-104.

- Opel, Alfred, 1956: Durst vor dem Kampf [Hörspiel in 6 Bildern, hier: ein Ausschnitt]. In: Olympisches Feuer, 17-20.
- Shaw, George Bernard, 1905: The Admirable Bashville [1906, Uraufführung]. London.
- Vischer, Melchior, 1984: Fußballspieler und Indianer. Für die Alte Welt eine Tragödie, für die Neue Welt eine Komödie und umgekehrt. In acht Aufzügen [1924]; Chaplin. Tragigroteske in sechs Bildern [1924]. Zwei Schauspiele. Hrsg. von Sigrid Hauff. München.
- Walser, Martin, 1997: Ein grenzenloser Nachmittag [1955]. In: ders.: Werke in zwölf Bänden. Hrsg. von Helmuth Kiesel. Hier: Bd. 10: Hörspiele. Frankfurt am Main, 51-82.
- Wedekind, Frank, 1996: Die Kaiserin von Neufundland. Große Pantomime in drei Bildern [1897]. In: ders.: Darmstädter Ausgabe. Kritische Studienausgabe in acht Bänden mit drei Doppelbänden. Hrsg. unter der Leitung von Elke Austermühl, Rolf Kieser und Hartmut Vinçon. Hier: Bd. 3/I. Hrsg. von Hartmut Vinçon. Darmstadt, 57-90.
- : <sup>3</sup>o.J.: Mine-Haha oder Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen [1924]. In: ders.: Prosa, Dramen, Verse. München, 184-239.
- Wellershoff, Dieter, 1962: Anni Nabels Boxschau [1963 Uraufführung]. In: Collection Theater. Texte 9. Köln/Berlin.
- Witzel, Hans, 1931: Strampel-Lieschen. Radfahrer-Burleske in einem Akt. Leipzig.
- Wohmann, Gabriele, 1979: Der Fall Rufus. Ein Elternabend [1969 Hörspiel, 1971 Text]. Mit Graphiken von Klaus Staeck. München, 127-169.

### **Anthologien**

- Berg, Günter (Hg.), 1995: Bertolt Brecht. Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten. Frankfurt am Main.
- Berger, Marcel/Moussat, Emile (Hgg.), 1927: Anthologie des textes sportifs de l'antiquité. Paris.
- Bierbaum, Otto Julius (Hg.), o.J.: Deutsche Chansons (Brettli-Lieder). Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen [1901]. Berlin/Leipzig.
- Breitner, Paul/Schroeder, Bernd (Hgg.), 1982: Kopf-Ball. Berlin/Frankfurt am Main/Wien.
- Bugmann, Peter (Hg.), 1963: Die Kunst poetisch zu reiten. Zürich.
- Byrne, John (Hg.), 1982: Modern Sports Writers: a collection of prose. London.
- Caysa, Volker (Hg.), 1996: Sport ist Mord. Texte zur Abwehr körperlicher Betätigung. Leipzig.
- : (Hg.), 1997: Sportphilosophie. Leipzig.
- Delaney, Terence (Hg.), 1962: The Footballer's Fireside Book. London.
- Diem, Carl (Hg.), 1925: Poesie der Leibesübungen. Berlin.
- : 1948: Ewiges Olympia. Quellen zum olympischen Gedanken. Minden.
- : 1957: Poesie des Sports. Stuttgart.
- Doblhofer, Georg/Mauritsch, Peter/Lavrencic, Monika (Hgg.), 1991: Diskos. Wien/Köln.
- Doblhofer, Georg/Mauritsch, Peter (Hgg.), 1992: Weitsprung: Texte, Übersetzungen, Kommentar. Wien/Köln/Weimar.
- : 1995: Boxen: Texte, Übersetzungen, Kommentar. Wien/Köln/Weimar.
- Fischer, Gerhard/Roth, Jürgen (Hgg.), 1998: Leben voller Fallrückzieher. Fußballer erzählen – von Fritz Walter bis Lothar Matthäus. Leipzig.

- Frank, Wolfgang (Hg.), 1996: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Die wunderbare Welt des Fußballs. Hamburg.
- Fuhry, Ernst (Hg.), 1940: Kampf und Sieg, Junge! Das Sportbuch des deutschen Jungen. Berlin.
- Glanville, Brian (Hg.), 1962: The Footballer's Companion. London.
- Glaser, Hermann/Lehmann, Jakob (Hgg.), <sup>3</sup>1962: Sport, Idee und Wirklichkeit. Frankfurt am Main.
- Goldmann, Bernd/Schwank, Bernhard (Hgg.), 1993: Sportgeschichten. Von sportlichen Anstrengungen fast aller Disziplinen. Frankfurt am Main.
- Hagelstange, Rudolf (Hg.), 1970: Fünf Ringe. Vom Ölweig zur Goldmedaille. München.
- Hanke, Ferdinand (Hg.), 1980: Sportgeschichten. Frankfurt am Main.
- Hansen, Klaus (Hg.), 1988: Hart am Ball. Fußballsatiren. München.
- Harig, Ludwig/Kühn, Dieter (Hgg.), 1974: Netzer kam aus der Tiefe des Raumes. München.
- Hartl, Sonja (Hg.), 1994: Fußballgeschichten. Würzburg.
- Kaiser, Ulrich (Hg.), 1985: Duell auf Distanz. 55 Lese-Abenteuer für Tennisfreunde. Bad Homburg.
- Kirsch, Rainer/Wolter, Manfred (Hgg.), 1971: Olympische Spiele. Gedichte. Berlin/Weimar.
- Köhnen, Ralf/Thelen, Thomas (Hgg.), 1997: Entscheidend ist auffen Platz. Texte rund um den Fußball. Ein Lesebuch für die Sekundarstufe. Essen.
- Kulas, Heinz (Hg.), 1969: Kämpfer im Dress. Deutsche Sporterzählungen. Wuppertal-Barmen.
- Lessing, Hans-Erhard (Hg.), <sup>3</sup>1997: Ich fahr' so gerne Rad ... Geschichten von der Lust auf dem eisernen Rosse dahinzujagen. München.
- Maurer, Philipp/Pluch, Thomas/Zauner, Franz (Hgg.), 1986: Teddy Podgorski präsentiert Muskeln auf Papier. Sport und Literatur. Wien.
- Moritz, Rainer (Hg.), 1995: Doppelpaß und Abseitsfalle. Ein Fußball-Lesebuch. Stuttgart.
- Natus, Uwe (Hg.), 1980: Startschuß. Literarische Sporterzählungen. Würzburg.
- Perleberg, Heinz (Hg.), 1995: Siegen und Verlieren. Sportgeschichten. München.
- Pestum, Jo (Hg.), 1984: Kalle seine Beine. Sport-Satiren. Reinbek bei Hamburg.
- Pfeil, Christian (Hg.), 1958: Das Buch vom Sport. Gütersloh.
- Riha, Karl/Galerie Patio Verlag (Hgg.), o.J.: Patio Magazin [Fußball]. Frankfurt am Main.
- Riha, Karl (Hg.), 1982: fußball literarisch oder Der Ball spielt mit dem Menschen. Erzählungen, Texte, Gedichte, Lieder, Bilder. Frankfurt am Main.
- : 1985: Das Radfahrbuch. Darmstadt/Neuwied.
- Schwarz, Karl (Hg.), 1967a: Dichter deuten den Sport. Deutsche Dichter. Literarische Essays und Porträts. Schorndorf.
- : 1967b: Dichter deuten den Sport. Ausländische Dichter. Literarische Essays und Porträts. Schorndorf.
- : 1969: Der olympische Kranz. Sporterzählungen von Jack London bis Albert Camus. München.
- : 1970: Im Stadion. Sporterzählungen von Rudyard Kipling bis Siegfried Lenz. München.
- Sekretariat für kulturelle Zusammenarbeit nichttheatertragender Städte und Gemeinden in NRW (Hg.), 1995: Gegenwind. Zur Geschichte des Radfahrens. Gütersloh.
- Sportverlag Berlin (Hg.), 1977: In einer Spur. Berlin.
- Steffny, Manfred (Hg.), 1985: Lauf-Lyrik. Hilden.
- Weiermaier, Peter (Hg.), 1975: Winterspiele. Neue Skigeschichten. Salzburg/Wien.
- Witt, Günter (Hg.), 1967: Heiße Herzen, junger Mut. Sport in der Lyrik der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin.

- Wittstock, Uwe (Hg.), 1993: Sport-Stories. Ein literarischer Zehnkampf samt Training, Halbzeitpause, Verlängerung, einem Bericht aus der Fan-Kurve und einem ruhigen Heimweg. Frankfurt am Main.
- : 1998: Tennis oder Die Ordnung des Lebens. Geschichten von Spiel, Satz und Sieg. Frankfurt am Main.

### **Essayistisches und Journalistisches**

- Andersch, Alfred, 1960: Der unliterarische Olymp. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 204, 1. September, 14.
- Barthes, Roland, 1978: Über mich selbst [1975]. München.
- : 1986a: Die Tour de France als Epos [1957]. In: Hortleder, Gerd/Gebauer, Gunter (Hgg.), 1986: Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main, 25-36.
- : 1986b: Die Welt, in der man catcht [1957]. In: Hortleder, Gerd/Gebauer, Gunter (Hgg.), 1986: Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main, 37-47.
- Baudrillard, Jean, 1987: Amerika. München.
- Benjamin, Walter, 1996: Berliner Chronik [1932]. In: Opitz, Michael (Hg.): Walter Benjamin. Ein Lesebuch. Frankfurt am Main, 351-405.
- Berg, Günter/Wittstock, Uwe, 1997: Von Schlägern und Schreibern. Boxer in der Literatur, Schriftsteller im Ring – ein Trainingsprogramm. In: Süddeutsche Zeitung, 31. Mai/1. Juni, 11.
- Bloch, Ernst, <sup>5</sup>1978: Übung des Leibs, tout va bien. In: ders.: Das Prinzip Hoffnung [entstanden: 1938-1947]. Zweiter Band. Frankfurt am Main, 523-526.
- Bohrer, Karl Heinz, 1974: Wembley. Nachruf auf die schönen Verlierer. In: Harig, Ludwig/Kühn, Dieter (Hgg.): Netzer kam aus der Tiefe des Raumes. München, 88-92.
- Braun, Harald/Dräxler, Johannes, 1999: Kleine Philosophie der Passionen. Fußball. München.
- Brecht, Bertolt, 1992a: Das Theater als sportliche Anstalt [1920]. In: ders.: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Klaus-Detlef Müller. Hier: Bd. 21: Schriften I, 1914-1933. Frankfurt am Main, 55f.
- : 1992b: Das Theater als Sport [1920]. In: ders., 1992a, 56-58.
- : 1992c: Mehr guten Sport [1926]. In: ders., 1992a, 119-122.
- : 1992d: Sport und geistiges Schaffen [1926]. In: ders., 1992a, 122f.
- : 1992e: Kurzer Bericht über 400 (vierhundert) junge Lyriker [1927]. In: ders., 1992a, 191-193.
- : 1992f: Die Krise des Sports [1928]. In: ders., 1992a, 222-224.
- : 1992g: Die Todfeinde des Sportes [1928]. In: ders., 1992a, 224f.
- Déry, Tibor, 1932: Zur freundlichen Erinnerung. In: Der Querschnitt 12, Heft 6, 388f.
- Döblin, Alfred, 1931: Sexualität als Sport? In: Der Querschnitt 11, 760-762.
- Eco, Umberto, 1985a: Sportgerede [1969]. In: ders.: Über Gott und die Welt. München/Wien, 186-193.
- : 1985b: Die Fußball-WM und ihr Staat [1978]. In: ders., 1985a, 194-199.
- Fausser, Jörg, 1984a: Pferderennen ist auch Leiden. Aus dem Innenleben eines Zockers [1981]. In: ders.: Blues für Blondinen. Essays zur populären Kultur. Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 120-128.
- : 1984b: Box-Abend. In: ders., 1984a, 39-42.

- Flechtheim, Alfred, 1926: Gladiatoren. In: Der Querschnitt, Heft 1, 48f.
- Fleißer, Marieluise, 1972b: Sportgeist und Zeitkunst. Essay über den modernen Menschentyp [1929]. In: dies.: Gesammelte Werke. Hrsg. von Günther Rühle. Hier: Bd. 2: Roman. Erzählende Prosa. Aufsätze. Frankfurt am Main, 317-320.
- Fried, Horst, 1965: Rekorde und noch ein bißchen ... München.
- Grass, Günter, 1971: Sport ohne Stoppuhr. In: Olympische Jugend, Heft 11, 8-10.
- : 1987a: Die Ballerina [1956]. In: ders.: Werkausgabe in zehn Bänden. Hrsg. von Volker Neuhaus. Hier: Bd. IX: Essays, Reden, Briefe, Kommentare. Hrsg. von Daniela Hermes. Darmstadt/Neuwied, 6-14.
- Handke, Peter, <sup>6</sup>1972a: Die Welt im Fußball [1965]. In: ders.: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturmes. Frankfurt am Main, 134-139.
- Hemingway, Ernest, 1986: Tod am Nachmittag [1932]. Hrsg. von A. Horschitz-Horst. Reinbek bei Hamburg.
- Henscheid, Eckhard, 1990b: Glückwunsch, Boris! Nebst freundlich erfreuten Grüßen aus Oggersheim [1985]. In: ders.: Hoch lebe Erzbischof Paul Casimir Marcinkus. Ausgewählte Satiren und Glossen. Zürich, 64f.
- : 1990c: Wir werden Weltmeister, wenn ... Letzte Regieanweisungen [1978]. In: ders., 1990b, 103-105.
- : 1990d: Weltall – Pro und contra. Gedanken und Reflexionen [1974, Fußball]. In: ders., 1990b, 183-185.
- Henschel, Gerhard/Willen, Günther, 1996: Drin oder Linie? Leipzig.
- Homunculus [d.i. Sigismund v. Radecki], 1938: Sport und Technik. In: ders.: Die Rose und der Ziegelstein. Anekdoten aus aller Welt. Berlin, 268-284.
- Jens, Walter, 1974: Vorbei die Eimsbütteler Tage. In: Harig, Ludwig/Kühn, Dieter (Hgg.): Netzer kam aus der Tiefe des Raumes. München, 75-79.
- : 1999: Sportler wie Odysseus. Ein Lob des Leistungsspiels und seiner Widerständigkeit. In: Die Zeit, 28. Januar, Nr. 5, 37.
- Jung, Franz, 1982: Sportliche Ehre – Unsportliches Geschäft [1931]. In: ders.: Feinde Ringsum. Prosa und Aufsätze 1912-1963. Werke 1/Zweiter Halbband. Hamburg, 45-47.
- Kasack, Hermann, 1928: Sport als Lebensgefühl. In: Die Weltbühne, 9. Oktober, Nr. 41, 557-560.
- Kessel, Martin, 1938: Romantische Elemente im Sport. In: ders.: Romantische Liebhabereien. Sieben Essays nebst einem aphoristischen Anhang. Braunschweig, 175-194.
- Kirchhoff, Bodo, 1980: Body-Building. Erzählung, Schauspiel, Essay. Frankfurt am Main.
- : 1995b: Legenden um den eigenen Körper. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt am Main.
- Kirn, Richard, 1956: Rund um den Sport. Ein Wegweiser nach Melbourne. Frankfurt am Main.
- : 1964: Die lächelnde Olympiade. Bericht von den Spielen in Tokio. Gütersloh.
- Kisch, Egon Erwin, 1978a: Und das nennt sich Fußball! [1930]. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. Hier: Bd. IV: Paradies Amerika. Landung in Australien. Berlin/Weimar, 273-280.
- : 1978b: Von Pferderennen und Rennpferden [1937]. In: ders., 1978a, 508-520.
- : 1978c: Die Gefahren der Bodyline [1937]. In: ders., 1978a, 581-591.
- : <sup>4</sup>1979: Sportbetrieb bei den alten Mayas [1948]. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. Hier: Bd. VII: Marktplatz der Sensationen. Entdeckungen in Mexiko. Berlin/Weimar, 690-694.
- : 1983a: Übungsplatz zukünftiger Clowns [1925]. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. Hier: Bd. V: Der rasende Repor-

- ter. Hetzjagd durch die Zeit. Wagnisse in aller Welt. Kriminalistisches Reisebuch. Berlin/Weimar, 132-134.
- : 1983b: Elliptische Tretmühle [1925]. In: ders., 1983a, 227-231.
- : 1983c: Boxkampf im Radio [1925]. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. Hier: Bd. VIII: Mein Leben für die Zeitung 1906-1925. Journalistische Texte 1. Berlin/Weimar, 460-463.
- : 1985a: Der Stier und sein Gegner [1934]. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. Hier: Bd. VI: Geschichten aus sieben Ghettos. Eintritt verboten. Nachlese. Berlin/Weimar, 277-284.
- : 1985b: Der gefunkte Fußball [1928]. In: ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. Hier: Bd. X: Läuse auf dem Markt. Vermischte Prosa. Berlin/Weimar, 260-264.
- Kleist, Heinrich, <sup>9</sup>1985: Über das Marionettentheater [1810]. In: ders.: Kleists Werke in zwei Bänden. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar. Hier: Bd. 1: Gedichte. Erzählungen. Anekdoten. Kleine Schriften. Berlin/Weimar, 314-321.
- Kohtes, Michael, 1999: Boxen. Eine Faustschrift. Frankfurt am Main.
- Kornfeld, Paul, 1977: Sport. [1930]. In: ders.: Revolution mit Flötenmusik und andere kritische Prosa. 1916-1932. Heidelberg, 229-236.
- Kracauer, Siegfried, 1963: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt am Main.
- : 1990a: Die Ringer [1926]. In: ders.: Aufsätze 1915-1926. Hrsg. von Inka Müller-Bach. Frankfurt am Main, 375f.
- : 1990b: Sie Sporten. In: ders.: Aufsätze 1927-1931. Hrsg. von Inka Müller-Bach. Frankfurt am Main, 9ff.
- Land, Gregor, 1933: Der Sport und die Langweile. In: Der Querschnitt 13, 98-100.
- Lenz, Siegfried, 1997a: Bizeps und Regel. Über „Der Sport aller Völker und Zeiten“ [1960]. In: ders.: Werkausgabe in Einzelbänden. Hier: Bd. 19: Essays 1, 1955-1982. Hamburg, 351-356.
- : 1997b: Vorturner der Nation. Friedrich Ludwig Jahn: ein Jubiläum in moll [1961]. In: ders., 1997a, 357-370.
- : 1997c: Das Dilemma des Hammerwerfers. Über einen Sportroman von Per Olov Enquist [1979]. In: ders., 1997a, 484-490.
- Maeterlinck, Maurice, o.J. [1907]: Gedanken über Sport und Krieg. Leipzig/Berlin.
- Mann, Heinrich, 1979: Eine Zeitbetrachtung [1927]. In: Ferber, Christian (Hg.): UHU. Das Monats-Magazin [Eine Auswahl]. Oktober 1924 bis Oktober 1934. Berlin, 241-245.
- : 1994a: Der Bubikopf [1926]. In: ders.: Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge. Essays. Frankfurt am Main, 274-278.
- : 1994b: Sie reichen sich die Hände [1926]. In: ders., 1994a, 279-284.
- Mann, Thomas, 1960a: Der Tag des Buches [1929]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hier: Bd. 10: Reden und Aufsätze. Frankfurt am Main, 904-906.
- : 1960b: Meine Zeit [1950]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hier: Bd. 11: Reden und Aufsätze. Frankfurt am Main, 302-324.
- Müllender, Bernd, 1998: Fußballfrei in 11 Spieltagen. Frankfurt am Main.
- Nebel, Gerhard, 1970: Die Heilsamkeit des Sports. In: ders.: Sprung von des Tigers Rücken. Stuttgart, 290-316.
- Oates, Joyce Carol, 1988: Über Boxen. Ein Essay. Zürich.
- Oertel, Heinz Florian, 1958: Mit dem Sportmikrofon um die Welt. Berlin.
- : 1998: Reportagen. Unvergessenes aus vierzig Jahren [Hörkassette u. CD]. Berlin.

- Petersdorff, Dirk von, 1998: Kalt ist ihr Herz. Die Reste der ästhetischen Moderne treiben wie Gespenster durch unsere Diskurse. In: *Die Zeit*, 15. Oktober, Nr. 43, 61f.
- Reemtsma, Jan Philipp, <sup>2</sup>1995: Mehr als ein Champion. Über den Stil des Boxers Muhammad Ali. Stuttgart.
- : 1998: Im Keller. Reinbek bei Hamburg.
- Reich-Ranicki, Marcel, 1964: Betrifft Literatur und Sport. In: *Die Zeit*, 14. Februar, Nr. 7, 12.
- Roth, Joseph, 1989a: Der Boxer [1919]. In: ders.: *Joseph Roth Werke*. Hrsg. von Klaus Westermann. Hier: Bd. 1: *Das journalistische Werk 1915-1923*. Köln, 142-144.
- : 1989b: Training [1922]. In: ders., 1989a, 769-771.
- : 1990a: Lobgedicht auf den Sport [1924]. In: ders.: *Joseph Roth Werke*. Hrsg. von Klaus Westermann. Hier: Bd. 2: *Das journalistische Werk 1924-1928*. Köln, 8.
- : 1990b: Der Kampf um die Meisterschaft [1924]. In: ders., 1990a, 72-74.
- : 1990c: Körperliche Erziehung der Frau [1925]. In: ders., 1990a, 370f.
- : 1990d: Der Bizeps auf dem Katheder [1924]. In: ders., 1990a, 55-57.
- : 1990e: Die Friedenstaube auf dem Zweirad [1924]. In: ders., 1990a, 272f.
- : 1990f: Stierkampf am Sonntag [1925]. In: ders., 1990a, 437-440.
- : 1991a: Der Boxer in der Soutane [1930]. In: ders.: *Joseph Roth Werke*. Hrsg. von Klaus Westermann. Hier: Bd. 3: *Das journalistische Werk 1929-1939*. Köln, 185-187.
- : 1991b: Der Sport-Schmock [1930]. In: ders., 1991a, 234-236.
- : 1991c: Der Tennismeister [1931]. In: ders., 1991a, 295f.
- : 1991d: Stierkampf [o.J.]. In: ders., 1991a, 1018-1021.
- Schenkel, Elmar, 1993: *Der aufgefangene Fall. Essays über Technik, Dichtung und Natur*. Eggingen.
- Schümer, Dirk, 1995: Kampfhunde in Seide. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. Oktober, 37.
- Seiffert, Hans, 1932: Weltreligion des 20. Jahrhunderts. Aus einem Werk des 120. Jahrhunderts. In: *Der Querschnitt* 12, Heft 6, 385-387.
- Thieß, Frank, 1926: Dichter sollen boxen. In: *Uhu* 3, Heft 1, 68-74.
- : 1928: Zweierlei Sport. In: Schwarz, Karl (Hg.), 1967a: *Dichter deuten den Sport. Deutsche Dichter. Literarische Essays und Porträts*. Schorndorf, 15-20.
- Torberg, Friedrich, 1981: Fußball und Fortschritt. Ein Beitrag zur Technik der freiheitsliebenden Berichterstattung [1954]. In: ders.: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Hier: Bd. 11: *Apropos. Nachgelassenes – Kritisches – Bleibendes*. München/Wien, 351-361.
- : <sup>6</sup>1990: Lieben sie Sport? In: ders.: *Die Erben der Tante Jolesch* [1978]. München, 124-143.
- Twain, Mark, 1963: *Taming the Bicycle* [1917]. In: Neider, Charles (Hg.): *The complete Essays of Mark Twain*. Garden City/New York, 551-557.
- Walser, Martin, 1994: Einer für alle [1992]. In: ders.: *Vormittag eines Schriftstellers*. Frankfurt am Main, 59-71.
- Werfel, Franz, 1932: Fußball und Nationalismus. In: *Der Querschnitt* 12, 435.
- Wiener, Richard, 1932: Empfehlung eines neuen Sports. In: *Der Querschnitt* 12, 403f.
- Zola, Emile, 1866: *Literatur und Leibesübungen*. In: Schwarz, Karl (Hg.), 1967b: *Dichter deuten den Sport. Ausländische Dichter. Literarische Essays und Porträts*. Schorndorf, 12-19.

## **Kulturkritisches: Philosophie, Psychologie, Medizin, Literatur, Religion ...**

- Becher, Johannes R., 1972a: Macht der Poesie [1955]. In: ders.: Gesammelte Werke. Hrsg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Deutschen Akademie der Künste. Hier: Bd. 14: Bemühungen II. Berlin, 5-249.
- : 1972b: Das poetische Prinzip [1957]. In: ders., 1972a, 251-651.
- Beck, Adolf, 1936: Der olympische Gedanke. In: ders./Zilchert, Robert: Goethe und der olympische Gedanke. Leipzig, 7-106.
- Bergmann, W., 1926: Die Frau und der Sport. Oldenburg.
- Bertz, Eduard, 1984: Philosophie des Fahrrads [1900]. Osnabrück.
- Blum, A., 1929: Die Schädigung des religiösen und geistigen Lebens durch das entartete Sportwesen unserer Zeit. Basel.
- Boehn, Max von, 1925: Der Tanz. Berlin.
- Bongs, Rolf, 1932: Über den Körper. Marburg.
- : 1934: Kunst und Sport. In: Der Aktive 5, 82-84.
- Brandenburg, Hans, 1913: Der moderne Tanz. München.
- Brustmann, Martin, <sup>2</sup>1920: Olympisches Trainierbuch [1912]. Berlin.
- : Aus eigener Kraft. Geschichte einer sportlichen Selbsterziehung. Berlin.
- Diem, Carl, 1948: Körpererziehung bei Goethe. Ein Quellenwerk zur Geschichte des Sportes. Frankfurt am Main.
- : 1950: Lord Byron als Sportsmann. Köln.
- : 1960: Weltgeschichte des Sports und der Leibeserziehung. Stuttgart.
- Dyroff, A., 1927: Die Vergeistigung des Sports. Leipzig.
- Fendrich, Anton, 1914: Der Sport, der Mensch und der Sportmensch. Stuttgart.
- Ferber, Christian (Hg.), 1979: UHU [Eine Auswahl] Das Monats-Magazin. Oktober 1924 bis Oktober 1934. Berlin.
- Fischer, Hans W., 1928: Körper-Schönheit und Körper-Kultur. Sport, Gymnastik, Tanz. Berlin.
- Geisow, Hans, 1925: Deutscher Sportgeist. Ein Buch für jeden Deutschen. Stuttgart.
- Giese, Fritz, 1924: Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung. München.
- : 1925: Geist im Sport. Probleme und Forderungen. München.
- Hackmann, Hans, 1921: Die Entwicklung der Seelenkräfte als Grundlage der Körperkultur. Jena.
- Hoek, Henry, 1927: Sport, Sporttrieb, Sportbetrieb. Leipzig.
- Jahn, Friedrich Ludwig, 1887: Friedrich Ludwig Jahns Werke. Hrsg. von Carl Euler. 3 Bde. Hier: Bd. 2. Hof.
- Jaspers, Karl, 1965: Die geistige Situation der Zeit. Sechster Abdruck der im Sommer 1932 bearbeiteten 5. Auflage. Berlin.
- Keyserling, Hermann, 1931: Tötet Sport den Geist? In: Deutsche Presse. Zeitschrift für die gesamten Interessen des Zeitungswesens 21, Nr. 29, 422.
- Kopp, Annemarie, 1980: Wettkampf und Weiblichkeit [1927]. In: Pfister, Gertrud (Hg.): Frau und Sport. Frankfurt am Main, 129-134.
- Kunze, Gerhard (Hg.), 1929: Sportpredigten und Sportansprachen. Dresden.
- Lenin, Vladimir, 1927: Materialismus und Empirio-kritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie [1909]. Wien/Berlin.
- Mach, Ernst, <sup>6</sup>1911: Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Psychischen zum Physischen [1886]. Jena.
- Maierhof, Gudrun/Schröder, Katinka, <sup>2</sup>1992: Sie radeln wie ein Mann, Madame. Als die Frauen das Rad eroberten. Zumikon/Dortmund.

- Mann, Ernst, 1920: Die Moral der Kraft. Weimar.
- Marcuse, Julian, 1927: Hygiene des Arbeitersports. Berlin.
- Matzke, Frank, 1930: Jugend bekennt: So sind wir! Leipzig.
- Meisl, Willy, 1928: Der Sport am Scheidewege. Mit einem Vorwort von Egon Erwin Kisch und Beiträgen von Frank Thieß, Arnolt Bronnen, Bert Brecht, Heinz Landmann, Carl Diem. Heidelberg.
- Mensendieck, Bess M., <sup>5</sup>1912: Körperkultur der Frau. Praktisch hygienische und praktisch ästhetische Winke [1905]. München.
- Möller, Siegfried, 1908: Wege zur körperlichen und geistigen Wiedergeburt. Alte und neue bewährte und begründete Methoden zur Wiedererlangung der Gesundheit. 3. verbesserte Auflage. Berlin.
- Müller, J.P., o.J.: Mein System. Fünfzehn Minuten täglicher Arbeit [1904]. Neue, erweiterte Ausgabe. Leipzig/Zürich.
- Müller-Schönau, H.B., 1936: Sportmann Goethe. Leipzig/Berlin.
- Münter, Friedrich, 1912: Kultur des Leibes. Wege zur Hebung der Volkskraft. Braunschweig/Berlin.
- Ortega y Gasset, José, <sup>2</sup>1963: Über des Lebens sportlich-festlichen Sinn [1955]. In: Blochmann, Elisabeth/Geißler, Georg/Nohl, Herman/Weniger, Erich (Hgg.): Leibeserziehung und Sport in der modernen Gesellschaft. Weinheim, 33-49.
- : 1978a: Die Aufgabe unserer Zeit [1923]. In: ders.: Gesammelte Werke Bd. II. Stuttgart, 79-141.
- : 1978b: Der sportliche Ursprung des Staates [1930]. In: ders.: Gesammelte Werke Bd. I. Stuttgart, 428-449.
- : 1978c: Der Aufstand der Massen. In: ders.: Gesammelte Werke Bd. III. Stuttgart, 7-155.
- Peters, Alfred, 1927: Psychologie des Sports. Seine Konfrontierung mit Spiel und Kampf. Leipzig.
- Rother, A., <sup>2</sup>1982: Damen-Radfahren [1897]. Berlin.
- Sartre, Jean-Paul, 1967: Kritik der dialektischen Vernunft [1960]. Bd. 1: Theorie des gesellschaftlichen Lebens [Torwartsequenz]. Reinbek bei Hamburg, 490-492.
- Scheler, Max, 1927: Begleitwort. In: Peters, Alfred: Psychologie des Sports. Seine Konfrontierung mit Spiel und Kampf. Leipzig, XII f.
- Sellke, Herbert, 1926: Vom Sport zur Kunst. Betrachtungen über künstlerische Körpererziehung. Stuttgart.
- Stratz, C.H., <sup>13</sup>1902: Die Schönheit des weiblichen Körpers [1898]. Stuttgart.
- Tepp, Max, 1922: Die Vernunft des Leibes. Lauenburg.
- Valentich, Ludwig, 1923: Der moderne Sport. Populärwissenschaftliche Studien über dessen Wesen, Erscheinungen und wichtigste Beziehungen, vornehmlich von kulturpsychologischen u. naturphilosophischen Gesichtspunkten aus. Wien.
- Veblen, Thorstein, o.J.: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen [1899]. Köln/Berlin.
- Zilchert, Robert, 1936: Die Bedeutung der Leibesübungen in Goethes Leben und Denken. In: ders./Beck, Adolf: Goethe und der olympische Gedanke. Leipzig, 107-176.

### *Sekundärliteratur*

- Alkemeyer, Thomas/Gebauer, Gunter u.a., o.J. [1990]: Olympia – Berlin. Gewalt und Mythos in den Olympischen Spielen von Berlin 1936. Berlin.
- Alkemeyer, Thomas, 1992: Normbilder des Menschen: Der männliche Sportler-Körper in der Staatsästhetik des „Dritten Reiches“. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 6, Heft 3, 65-80.
- : 1997: Sport als Mimesis von Gesellschaft: Zur Aufführung des Sozialen im symbolischen Raum des Sports. In: Zeitschrift für Semiotik 19, Heft 4, 365-395.
- Apel, Karl-Otto, <sup>2</sup>1992: Die ethische Bedeutung des Sports in der Sicht einer universalistischen Diskursethik. In: ders.: Diskurs und Verantwortung. Das Problem des Übergangs zur postkonventionellen Moral. Frankfurt am Main, 217-246.
- Auerochs, Bernd, 1994: Erzählte Gesellschaft. Theorie und Praxis des Gesellschaftsromans bei Balzac, Brecht und Uwe Johnson. München.
- Austermühle, T., 1997: Der DDR-Sport im Lichte der Totalitarismus-Theorien. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 11, 28-51.
- Autorenkollektiv (Hgg.), 1981a: Körperkultur und Sport in der DDR. Gesellschaftswissenschaftliches Lehrmaterial. Berlin.
- : 1981b: Sport und Recht. Berlin.
- Baker, William J., 1982: Sports in the Western World. Totowa/New York.
- Baßler, Moritz, 1995: New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Frankfurt am Main.
- Baumgart, Reinhard (Hg.), 1970: Über Uwe Johnson. Frankfurt am Main.
- Baur, Jürgen/Spitzer, Giselher/Telschow, Stephan, 1997: Der DDR-Sport als gesellschaftliches Teilsystem. In: Sportwissenschaft 27, Heft 4, 369-390.
- Baur, Uwe, 1989: Horváth und die Sportbewegung der zwanziger Jahre. Seine *Sportmärchen* im Kontext der Münchener Nonsens-Dichtung. In: Krischke, Traugott: Horváths Prosa. Frankfurt am Main, 9-33.
- Bausenwein, Christoph, 1995: Geheimnis Fußball. Auf den Spuren eines Phänomens. Göttingen.
- Baxmann, Inge, 1988: Die Gesinnung ins Schwingen bringen. Tanz als Metasprache und Gesellschaftsutopie in der Kultur der zwanziger Jahre. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, Karl Ludwig (Hgg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main, 360-373.
- Beck, Ulrich, 1995: Die irdische Religion der Liebe. In: ders.: Die feindlose Demokratie. Ausgewählte Aufsätze. Stuttgart, 42-64.
- Becker, Frank, 1993: Amerikanismus in Weimar. Sportsymbole und politische Kultur 1918-1933. Wiesbaden.
- : 1994: Die Sportlerin als Vorbild der „neuen Frau“. Versuche zur Umwertung der Geschlechterrollen in der Weimarer Republik. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 8, Heft 3, 34-55.
- : 1996: Weimarer Sportrepublik. Deutungsangebote für die Demokratie. In: Archiv für Kulturgeschichte 78, 179-206.
- Berg, Günter, 1993: Der andere Brecht II. In: Das Brecht-Jahrbuch 18. Hrsg. von Marc Silbermann, Antony Tatlow, Renate Voris und Carl Weber. Wisconsin, 1-17.
- Bernard, Michel, 1980: Der menschliche Körper und seine gesellschaftliche Bedeutung. Bad Homburg.
- Bennett, Hajo, 1960: Musils Deutung des Sports. In: Dinklage, K. (Hg.): Robert Musil. Leben, Werk, Wirkung. Hamburg, 145-156.

- : 1973: Die pädagogische Neugestaltung der bürgerlichen Leibesübungen durch die Philanthropen. Schorndorf.
- : 1981: Der deutsche Sport im Jahre 1933. In: Stadion VII, Heft 2, 225-283.
- : (Hg.), 1982: Der Sport im Kreuzfeuer der Kritik. Kritische Texte aus 100 Jahren deutscher Sportgeschichte. Schorndorf.
- : 1983: Der Weg des Sports in die nationalsozialistische Diktatur: Die Entstehung des deutschen (nationalsozialistischen) Reichsbundes für Leibesübungen. Schorndorf.
- : 1985: Sportpublizistik im totalitären Staat 1933-1945. In: Stadion XI, 263-295.
- : 1990: „Schulter an Schulter mit SA und Stahlhelm.“ Das politische Bündnis der Turn- und Sportbewegung mit den nationalsozialistischen Machthabern. In: Grupe, Ommo (Hg.): Kulturgut oder Körperkult? Sport und Sportwissenschaft im Wandel. Tübingen, 62-84.
- : 1994: Körperkultur und Sport in der DDR. Dokumentation eines geschlossenen Systems. Schorndorf.
- : 1995: Neue Aspekte der Zeitgeschichte des Sports. In: Sportwissenschaft 25, 119-136.
- : 1996: „Frauengeschichten“ von den Olympischen Spielen in Berlin 1936. In: Olympisches Feuer 46, 29-40.
- Bette, Karl-Heinrich, 1987: Wo ist der Körper? In: Baecker, Dirk u.a. (Hgg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main, 600-628.
- : 1989: Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit. Berlin/New York.
- : 1999: Systemtheorie und Sport. Frankfurt am Main.
- Blochmann, Elisabeth/Geißler, Georg/Nohl, Herman/Weniger, Erich, <sup>2</sup>1963 (Hgg.): Leibes-erziehung und Sport in der modernen Gesellschaft. Weinheim.
- Bourdieu, Pierre, 1985: Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports. In: Merkur 39, 575-590.
- Breidbach-Bernau, Hans, 1961: Was ist ein Sport-Schriftsteller? In: Olympisches Feuer 11, Heft 5, 15-18.
- Brunner, Paul/Groller, Balduin/Lainig, Victor von, 1899: Das Radfahren. In: Stefan, S. (Hg.): Hundert Jahre in Wort und Bild. Eine Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Berlin, 227-248.
- Burkhard, Jürg, 1988: Uwe Johnsons Bild der DDR-Gesellschaft. „Das dritte Buch über Achim“ – Romaninterpretation. Bonn.
- Cachay, Klaus, 1988: Sport und Gesellschaft. Zur Ausdifferenzierung einer Funktion und ihrer Folgen. Schorndorf.
- Claessens, Dieter, 1980: Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie. Frankfurt am Main.
- Court, Jürgen, 1997: Algeciras oder das historische Problem einer Definition der sportlichen Leistung. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 11, Heft 2, 48-62.
- Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.), 1997: Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim.
- Dierker, Herbert, 1990: Arbeitersport im Spannungsfeld der Zwanziger Jahre. Sportpolitik und Alltagserfahrungen auf internationaler, deutscher und Berliner Ebene. Essen.
- : /Pfister, Gertrud/Steins, Gerd, 1986: Massensport. In: Glaser, Hermann (Hg.): Industriekultur deutscher Städte und Regionen. München.
- Düding, Dieter, 1978: Friedrich Ludwig Jahn – Begründer der deutschen Nationalbewegung? Die frühe deutsche Turnbewegung (1811-1819) und die Entstehung eines organisierten gesellschaftlichen Nationalsozialismus in Deutschland. In: Stadion IV, 83-120.

- : 1997: Von der Opposition zur Akklamation – Die Turnbewegung im 19. Jahrhundert als politische Bewegung. In: Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.): Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim, 79-97.
- Dürr, Renate/Lenk, Hans, 1997: Funktionalität und Flexibilität der Zeichen: Zur Schematisierung von Bewegungen im Sport. In: Zeitschrift für Semiotik 19, Heft 4, 435-451.
- Egger, H., 1997: Jugend und Sport in der Weimarer Republik. Neue Aneignungsweisen und Wahrnehmungen des Sports in der modernen Industriegesellschaft. In: Baur, J. (Hg.): Jugendsport. Sportengagements und Sportkarrieren. Aachen, 320-337.
- Eichberg, Henning, 1973: Der Weg des Sports in die industrielle Zivilisation. Baden-Baden.
- : 1978: Leistung, Spannung, Geschwindigkeit. Sport und Tanz im gesellschaftlichen Wandel des 18./19. Jahrhunderts. Stuttgart.
- : 1989: Von Tristram Shandy zu „Marschall Vorwärts“. Zur sozialen Zeit der Körper in Sport, Krieg und Fort-Schritt. In: Sportwissenschaft 19, Heft 1, 272-296.
- Eisenberg, Christiane, 1990: The Middle Class and Competition: Some Considerations of the Beginnings of Modern Sport in England and Germany. In: The International Journal of the History of Sport 7, 265-282.
- : 1993: Massensport in der Weimarer Republik. Ein statistischer Überblick. In: Archiv für Sozialgeschichte 33, 137-177.
- : 1994a: Der deutsche Sport in der Zeitgeschichte. Überlegungen aus sozial- und kulturgeschichtlicher Sicht. In: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung 17, 179-191.
- : 1994b: Fußball in Deutschland 1890-1914. Ein Gesellschaftsspiel für bürgerliche Mittelschichten. In: Geschichte und Gesellschaft 20, 181-210.
- : (Hg.), 1997: Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt. München.
- : 1998: Gesellschaftsgeschichte des Sports. Die Dynamik eines englisch-deutschen Kulturtransfers (1800-1939). Paderborn.
- Elias, Norbert/Dunning, Eric, 1983: Sport im Zivilisationsprozeß. Studien zur Figurationssoziologie. Münster.
- Emrich, Eike, 1992: Fußball und Gesellschaft – sozialgeschichtliche und soziologische Aspekte eines Wechselwirkungsverhältnisses. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 6, Heft 2, 53-66.
- Esser, Hartmut, 1991: Der Doppelpaß als soziales System. In: Zeitschrift für Soziologie 20, 153-166.
- Exner, Ch., 1981: Zu Rolle und Aufgaben der Sportkommissionen der staatlichen Leiter in den Kombinat, Betrieben und Einrichtungen. In: Theorie und Praxis der Körperkultur 30, 258-262.
- Fellinger, Raimund (Hg.), 1992: Über Uwe Johnson. Frankfurt am Main.
- Fiedler, Leslie, 1972: Cross the Border – Close the Gap. New York.
- Fischer, Jürgen/Nitsch, Franz/Stock, Klaus (Hgg.), 1985: 90 Jahre Arbeitersport. Münster.
- Fischer, Nanda (Red.), 1986a: Sport und Literatur. dvs-Protokolle Nr. 23. Clausthal-Zellerfeld.
- : 1986b: „Flügel eines großen bunten Vogels“. Kontrastierende Konnotationen von Sport und die utopische Intention von Literatur. In: dies., 1986a, 50-73.
- : (Red.), 1989a: Heldenmythen und Körperqualen. dvs-Protokolle Nr. 37. Clausthal-Zellerfeld.
- : 1989b: „Ballerina“, „Knäbin“, „Jägerin“. Weibliche Figuren in literarischen Bewegungstexten. In: dies., 1989a, 90-110.

- Friedenthal, Richard, 1978: Goethe: Sein Leben und seine Zeit. Berlin/Frankfurt am Main/Wien.
- Friedrich, Georg/Hildenbrandt, Eberhard, 1997: Sport als Kultursegment aus der Sicht der Semiotik. In: Zeitschrift für Semiotik 19, Heft 4, 349-363.
- Gassner, August, 1990: Goethe als Eisläufer. Bern/Frankfurt am Main/New York/Paris.
- Gebauer, Gunter, 1971: Der Sport in der Kunst – die Kunst im Sport. In: Sportwissenschaft 1, 75-85.
- : 1983: Geschichten, Rezepte, Mythen. Über das Erzählen von Sportereignissen. In: Lindner, Rolf (Hg.): Der Satz „Der Ball ist rund“ hat eine gewisse philosophische Tiefe. Sport, Kultur, Zivilisation. Berlin, 128-145.
- : 1988: Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport. Berlin.
- : 1989: Der erzählte Sport. In: Fischer, Nanda (Red.), 1989a, 7-24.
- : 1996: Olympische Spiele – die andere Utopie der Moderne. Olympia zwischen Kult und Droge. Frankfurt am Main.
- : 1998: Sport – die dargestellte Wirklichkeit. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie 7, Heft 1, 223-239.
- Gehlen, Arnold, 1963: Über kulturelle Kristallisation. In: ders.: Studien zur Anthropologie und Soziologie. Hrsg. von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg. Neuwied/Berlin, 311-328.
- : 1965: Sport und Gesellschaft. In: Schulz, Uwe (Hg.): Das grosse Spiel. Aspekte des Sports in unserer Zeit. Frankfurt am Main/Hamburg, 22-43.
- Geiger, Hansjörg, 1997: Das Ministerium für Staatssicherheit und der Leistungssport. In: Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.): Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim, 217-247.
- Geschichtswerkstatt (Hg.), 1995: „Elf Freunde müsst ihr sein!“ Einwürfe und Anstöße zur deutschen Fussballgeschichte. Freiburg i.Br.
- Geßmann, Rolf: Kinder- und Jugendliteratur zu Sport und Spiel: Eine kommentierte Bibliographie [Schriften der Deutschen Sporthochschule Köln, Bd. 32]. Sankt Augustin.
- Göhler, Josef, 1962: Die Leibesübungen in der deutschen Sprache und Literatur. Frankfurt am Main.
- : 1974: Sport und Literatur. In: Nattkämper, Heinz (Hg.): Ein Beitrag zur Sportkunde. Sportwissenschaft im Aufriß. Saarbrücken, 189-215.
- Goldbeck, Gerhard, 1952: Leib und Leibeserziehung in den Vorläufern des deutschen Bildungsromans und seiner klassischen Ausprägung bei Goethe. Köln.
- Grambow, Jürgen, 1997: Uwe Johnson. Reinbek bei Hamburg.
- Graßhoff, Kurt, 1972: Schöngeistige Literatur vom Sport. In: Turnerjugend, Nr. 7, 126-128.
- : 1994: Das Thema Fußball in der dramatischen Literatur. In: Olympische Jugend 39, Heft 4, 18f.
- : 1996: Das Sportmotiv in der deutschsprachigen Literatur – eine kommentierte Bibliographie (1900 bis 1980). In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 10, Heft 2, 93-104.
- Grieser, Dietmar, 1980: Die goldenen Schuhe. Paavo Nurmi – ein Mythos. In: ders.: Irdische Götter. Idole und ihre Kultstätten. München/Wien, 69-80.
- Groller, Balduin, 1897: Vademecum für Radfahrerinnen. Wien.
- Grupe, Ommo, 1987: Sport als Kultur. Zürich.
- : (Hg.), 1990a: Kulturgut oder Körperkult? Sport und Sportwissenschaft im Wandel. Tübingen.
- : 1990b: Sportkultur zwischen Bildungsgut und Körperkult. In: ders., 1990a, 87-111.

- Güldenpfennig, Sven, 1994: Fußball – literarisch. Neue Publikationen zur Zeitgeschichte des Fußballsports. – Sammelbesprechung. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 8, Heft 2, 64-80.
- : 1996: Sport: Autonomie und Krise. Soziologie der Texte und Kontexte des Sports. Sankt Augustin.
- Gumbrecht, Hans Ulrich, 1984: 'Mens sana' und 'körperloses Spiel'/'Sinnloses Treten' und 'In Corpore sano'. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 89, 262-277.
- : 1988a: „Dabeisein ist alles“. Über die Geschichte von Medien, Sport, Publikum. In: Arbeitshefte Bildschirmmedien 1. Siegen.
- : 1988b: Beginn von 'Literatur'/Abschied vom Körper? In: ders.: Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650. München.
- : 1990: Eine Geschichte der spanischen Literatur. 2 Bde. Frankfurt am Main.
- : 1995: 1926. Zwei Schlaglichter. In: Merkur 49, Heft 2, 131-144.
- Guttman, Allen, 1978: From Ritual to Record. The Nature of Modern Sports. New York.
- : 1983/84: Le Plaisir du Sport: French Writers of the 1920s. In: Arete: The journal of sport literature 1, 113-125.
- : 1987: Faustian Athletes? Sports as a theme in modern German Literature. In: Modern fiction studies 33, 21-33.
- Häntzschel, Günter/Benz, J.M./Bolz, R./Ulbricht, D., 1982: Gabriele Wohmann. München.
- Hagedorn, Günter, 1965: Sport als literarische Utopie. München.
- Hagelstange, Rudolf, 1956: Der moderne Mensch und sein Körper. In: Schwarz, Karl (Hg.), 1967a: Dichter deuten den Sport. Deutsche Dichter. Literarische Essays und Porträts. Schorndorf, 32-48.
- Harris, H.A., 1978: Sport in Britain. Its Origins and Development. London.
- Hart, Nibbrig/Christiaan, L., 1985: Die Auferstehung des Körpers im Text. Frankfurt am Main.
- Hauk, Gerhard/Teichler, Hans Joachim, 1987: Illustrierte Geschichte des Arbeitersports. Berlin/Bonn.
- Hausner, Hans Erik (Hg.), 1982: Zeit-Bild: Das historische Nachrichten-Magazin. Die „goldenen“ zwanziger Jahre: 1923; 1924; 1925; 1926; 1927; 1928; 1929. Wien/Heidelberg.
- Heinemann, Klaus (Red.), 1986: Die Zukunft des Sports. Materialien zum Kongreß „Menschen im Sport 2000“. Hrsg. vom Deutschen Sportbund. Schorndorf.
- Helbig, Holger, 1996: Beschreibung einer Beschreibung. Untersuchungen zu Uwe Johnsons Roman „Das dritte Buch über Achim“. Göttingen.
- Hietze, Maud Corinna, 1997a: Sport als Gegenstand der Semiotik. In: Zeitschrift für Semiotik 19, Heft 4, 341-348.
- : 1997b: Zeichenprozesse in den Inszenierungen des Körpers im Sport. In: dies., 1997a, 397-419.
- Hitzler, Ronald, 1995: Ist Sport Kultur? Versuch, eine 'Gretchenfrage' zu beantworten. In: Winkler, Joachim/Weis, Kurt (Hgg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen, 153-163.
- Hoberman, John M., 1984: Sport and Political Ideology. Austin.
- : 1986: Die sportliche Muse. Lars Gustafssons *Die Tennisspieler*. In: Volz, Ruprecht (Hg.): Gustafsson lesen. München, 140-147.
- Hoffmann, Dieter, 1984: Leibes-Übung. Ein Streitbuch über die neuen Moden in der Körperkultur. Darmstadt/Neuwied.

- Holroyd, Michael, 1995: Bernard Shaw. Magier der Vernunft. Eine Biographie. Frankfurt am Main.
- Holthusen, Hans Egon, 1960: Der spielende Mensch in der Arbeitswelt. In: Schwarz, Karl (Hg.), 1967a: Dichter deuten den Sport. Deutsche Dichter. Literarische Essays und Porträts. Schorndorf, 58-74.
- Honer, Anne, 1985: Bodybuilding als Sinnsystem. In: Sportwissenschaft 15, 155-169.
- : 1995: Bodybuilding als Sinnprovinz der Lebenswelt. Prinzipielle und praktische Bemerkungen. In: Winkler, Joachim/Weis, Kurt (Hgg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen, 181-186.
- Hortleder, Gerd/Gebauer, Gunter (Hgg.), 1986: Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main.
- Hübner, Manfred, 1992: Zwischen Vereinskneipe und Sportarena. In: Arbeiter und Massenkultur 15, 137-164.
- Iser, Wolfgang, 1991: Das Fiktive und das Imaginäre: Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt am Main.
- Jirgal, Ernst, 1954: Sport im Spiegel der Kunst heute. In: Olympisches Feuer 4, Heft 11, 15f.
- : 1956: Auf der Suche nach dem Wortbild. Tagebuchnotizen zum Sport. In: Olympisches Feuer 6, Heft 5, 6-9.
- John, H.G., 1976: Politik und Turnen. Die deutsche Turnerschaft als nationale Bewegung im deutschen Kaiserreich von 1871-1914. Hamburg.
- Jost, Roland, 1979: Panem et circenses? Bertolt Brecht und der Sport. In: Brecht-Jahrbuch. Hrsg. von John Fuegi, Reinhold Grimm und Jost Hermand. Frankfurt am Main, 46-66.
- Kaes, Anton, 1983: Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur: 1918/33. Weimarer Republik. Stuttgart.
- Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hgg.), 1982: Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt am Main.
- Kaschuba, Wolfgang, 1989: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwertes. Anmerkungen zur „Versportlichung“ unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 19, Heft 1, 154-171.
- Kirn, Richard, 1960: Sport – Terra incognita der Literatur. In: Stadion 2, 28f.
- Kirsch, Kerstin, 1986: Zeitgenössische Sportphilosophie als „Kritische Sporttheorie“ der „Neuen Linken“ – Ansätze zu einer „Kritik der Kritik“ – Frankfurt am Main/Bern/New York.
- Klant, Michael/Walch, Josef, 1995: Grundkurs Kunst 2. Plastik, Skulptur, Objekt. Hannover.
- Klemm, Thomas, 1998: Warum Sport treiben, wenn man gescheit darüber schreiben kann? Die Liebe des unsportlichen Dramatikers Bertolt Brecht zum Boxen und zu seinen Helden. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 302, 30. Dezember, 26.
- Klenke, Dietmar 1996: Turnerbewegung und organisierter Nationalismus in Deutschland. Ein Literaturbericht. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 10, Heft 3, 21-33.
- Kluge, Volker, 1997: „Wir waren die Besten“ – Der Auftrag des DDR-Sports. In: Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.): Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim, 169-216.
- Knoll, Joachim H., 1997: „Der Ball ist rund und das Spiel dauert 90 Minuten“ – Fußball und Zeitgeist im 20. Jahrhundert. In: Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.): Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim, 248-276.

- Koch, Christoph, 1996: Beitrag über Lenins *Materialismus und Empirio-kritizismus*. In: Kindlers neues Literatur-Lexikon. Hier: Bd. 10. Hrsg. von Walter Jens. München, 201f.
- Koselleck, Reinhart, 1979: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main.
- Krause, Joachim, 1993: Das Fahrrad. Von der 'kindischen' Kombinatorik zur Montage. In: Ruppert, Wolfgang (Hg.): *Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge*. Frankfurt am Main, 79-118.
- Kreutzer, Leo, 1970: Das geniale Rennpferd. Über Sport und Literatur. In: *Akzente* 17, 559-574.
- Krockow, Christian Graf von, 1974: *Sport. Eine Soziologie und Philosophie des Leistungsprinzips*. Hamburg.
- : 1980: *Sport, Gesellschaft, Politik. Eine Einführung*. München.
- Krüger, A., 1994: Auf geflügelten Sohlen über das Eis. In: *Damals* 2, 68-71.
- Krüger, Michael, 1993: Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports. Teil 2: Leibeserziehung im 19. Jahrhundert. Turnen fürs Vaterland. Schorndorf.
- Krug, Gerhard, 1972: Sport und moderne Literatur. In: Natan, Alex (Hg.): *Sport-kritisch*. Berlin/Stuttgart, 169-187.
- Kuhn, H., 1995: Vom Korsett zum Stahlroß – Zur Entstehung des Frauenradsports in Deutschland. Sankt Augustin.
- Kunze, Eberhard, 1986: Ulrich boxt. Zur Genese einer Werkfigur von R. Musil. In: Fischer, Nanda (Red.), 1986a: *Sport und Literatur. dvs-Protokolle Nr. 23*. Clausthal-Zellerfeld, 74-84.
- : 1988: Freizeitträume, Körpermasken, Kitsch. Notizen zu (nicht nur) sportbezogenen Diskursen von R. Musil und N. Elias. In: Fischer, Nanda (Red.), 1989a: *Heldenmythen und Körperqualen. dvs-Protokolle Nr. 37*. Clausthal-Zellerfeld, 60-69.
- Lange-Eichbaum, Wilhelm, 1996: *Genie, Irrsinn und Ruhm*. Hier: Bd. 11: *Die Revolutionäre und Sozialreformer*. Register der Bände 1-11. Siebente, völlig neubearbeitete Auflage. NE: Ritter, Wolfgang. München/Basel.
- Langenfeld, Hans/Pfister, Gertrud, 1982: Vom Frauenturnen zum modernen Sport – Die Entwicklung der Leibesübungen der Frauen und Mädchen seit dem Ersten Weltkrieg. In: Ueberhorst, Horst (Hg.): *Geschichte der Leibesübungen*. Bd. 3/2., 977-1007.
- Langewiesche, Dieter, 1990: „... für Volk und Vaterland kräftig zu wirken ...“. Zur politischen und gesellschaftlichen Rolle der Turner zwischen 1811 und 1871. In: Grupe, Ommo (Hg.): *Kulturgut oder Körperkult? Sport und Sportwissenschaft im Wandel*. Tübingen, 22-61.
- Lenk, Hans, 1972: *Leistungssport: Ideologie oder Mythos? Zur Leistungskritik und Sportphilosophie*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.
- : 1985: *Die achte Kunst. Leistungssport – Breitensport*. Zürich.
- Lenk, Hans/Moser, Simon/Beyer, Erich (Hgg.), 1973: *Philosophie des Sports*. Schorndorf.
- : /Gebauer, Gunter, 1988: Der erzählte Sport – Homo ludens – auctor ludens. In: Gebauer, Gunter: *Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport*. Berlin, 144-163.
- Leroi-Gourhan, André, 1988: *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt am Main.
- Lersch, Philipp, <sup>2</sup>1963: Der Sport als Aufgabe unserer Zeit. In: Blochmann, Elisabeth/Geißler, Georg/Nohl, Herman/Weniger, Erich (Hgg.): *Leibeserziehung und Sport in der modernen Gesellschaft*. Weinheim, 50-59.

- Lessing, Hans-Erhard (Hg.), 1982: Fahrradkultur – der Höhepunkt um 1900. Reinbek bei Hamburg.
- Lethen, Helmut, 1970: Neue Sachlichkeit: 1924-1932. Studien zur Literatur des „Weißen Sozialismus“. Stuttgart.
- Liessmann, Konrad Paul, 1991: Treten können, kulturlos. Über die Literaturunfähigkeit des runden Leders. In: Horak, Roman/Reiter, Wolfgang (Hgg.): Die Kanten des runden Leders. Beiträge zur europäischen Fußballkultur. Wiesbaden.
- Lindner, Rolf (Hg.), 1983: Der Satz „Der Ball ist rund“ hat eine gewisse philosophische Tiefe. Sport, Kultur, Zivilisation. Berlin.
- Lobmeyer, H., 1983: Die Darstellung des Sports in der amerikanischen Erzählliteratur des 20. Jahrhunderts. Ahrensburg bei Hamburg.
- Lütkehaus, Ludger, 1995: Heidegger beim SC Freiburg oder Der philosophische Doppelpaß. In: Geschichtswerkstatt (Hg.): „Elf Freunde müsst ihr sein!“ Einwürfe und Anstöße zur deutschen Fussballgeschichte. Freiburg i.Br., 40-50.
- Lützeler, Paul Michael (Hg.), 1991: Spätmoderne und Postmoderne. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas, <sup>2</sup>1988: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main.
- : <sup>5</sup>1990: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main.
- : 1993: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. 3 Bde. Hier: Bd. 1. Frankfurt am Main.
- Lukas, Gerhard, 1969: Die Körperkultur in frühen Epochen der Menschheitsentwicklung. Berlin.
- Mandell, Richard D., 1986: Sport. Eine illustrierte Kulturgeschichte. München.
- Marcuse, Ludwig, 1927: Antwort auf die Rundfunkfrage. Die Lebensbedingungen der Schaubühne im Jahre. In: Die Scene. Blätter für Bühnenkunst 17.
- : 1961: „Literatur und Theater der zwanziger Jahre“ [Diskussion zu einem Referat von Bruno E. Werner]. In: Reinisch, Leonhard (Hg.), 1961: Die Zeit ohne Eigenschaften. Eine Bilanz der zwanziger Jahre. Stuttgart, 181-194.
- Mattenklott, Gerd, 1982: Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers. Reinbek bei Hamburg.
- Matthaei, Renate (Hg.), 1970: Trivialmythen. Frankfurt am Main.
- Mayer, Paul Yogi, 1997: Deutsche Juden und Sport. In: Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.): Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim, 119-146.
- Messenger, Christian K., 1981: Sport and the Spirit of Play in American Fiction. Hawthorne to Faulkner. New York.
- Mornin, Edward, 1976: Taking Games seriously: Observations on the german sports-novel. In: Germanic Review LI, 278-295.
- Natan, Alex (Hg.), 1972: Sport-kritisch. Berlin/Stuttgart.
- Nebel, Gerhard, 1961: Pindar und die Delphik. Stuttgart.
- Niedermann, Erwin 1972: Sport als Motiv im Nibelungenlied und in anderen mittelhochdeutschen Dichtungen aus Österreich. Wien.
- Nitschke, August, 1990: Der Kult der Bewegung. Turnen, Rhythmik und neue Tänze. In: ders./Ritter, Gerhard A./Peukert, Detlev J.K./Bruch, Rüdiger vom (Hgg.): Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930. Bd. 1. Reinbek bei Hamburg, 258-285.
- Nohl, Herman, <sup>2</sup>1963: Die geistige Bedeutung der Leibesübungen. In: Blochmann, Elisabeth/Geißler, Georg/Nohl, Herman/Weniger, Erich, (Hgg.): Leibeserziehung und Sport in der modernen Gesellschaft. Weinheim, 73-78.

- Nutt, Harry, 1990: Kampf bis zur Linie. Sport und Literatur. In: Merkur 44, 258-264.
- Oettermann, Klaus, 1950: Das Problem der Leiblichkeit bei Goethe. Köln [Diplomarbeit der Sporthochschule Köln].
- Oettermann, Stephan 1979: Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa. Frankfurt am Main.
- : 1984: Läufer und Vorläufer. Zu einer Kulturgeschichte des Laufsports. Frankfurt am Main.
- Paczesny, Reinhard, 1984: Haut'se, Haut'se immer auf die Schnauze oder das Drama des Boxers in Boxerdramen. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 89, 252-261.
- Pape, Walter, 1974: „Joachim Ringelnatzens Turngedichte“. In: ders.: Joachim Ringelnatz. Parodie und Selbstparodie in Leben und Werk. Berlin/New York, 159-186.
- Peiffer, L./Spitzer, G., 1990: „Sport im Nationalsozialismus“ im Spiegel der sporthistorischen Forschung. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 4, 35-74.
- Peukert, Detlev J.K., 1987: Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt am Main.
- Pfeiffer, Karl Ludwig, 1984: Wahlverwandtschaften? Über Phantasie, Literatur und Sport. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 89, 279-300.
- : 1986: Tiger und Papiertiger: Zähmungsversuche von Sport und Literatur. In: Fischer, Nanda (Red.), 1986a: Sport und Literatur. dvs-Protokolle Nr. 23. Clausthal-Zellerfeld, 3-28.
- : 1986/87: Dance, Sports, and Cultural Mediation: European Perspectives. In: Arete: The journal of sport literature IV, 9-22.
- : 1988: Dimensionen der 'Literatur'. Ein spekulativer Versuch. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, Karl Ludwig (Hgg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main, 730-762.
- : 1989a: Ich-Diskurse, Ich-Schicksale – Zur Geschichte einer kategorialen Verwischung. In: Pfister, M. (Hg.): Die Modernisierung des Ich. Passau, 13-21.
- : 1989b: Der Körper des Tennisspielers – Nastases Tenniskrimi und der entspannte Größenwahn. In: Fischer, Nanda (Red.), 1989a: Heldenmythen und Körperqualen. dvs-Protokolle Nr. 37. Clausthal-Zellerfeld, 135-143.
- : 1989c: Körper, Handeln, System. Henry IV und andere Beispiele. In: Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft West, 178-195.
- : 1989d: Subjekte, Texte und Geschichte. Momente und Modelle einer historischen Subjekttheorie. In: Zeitschrift für Germanistik (DDR) 10, 645-669.
- : 1990c: Nachwort zu Costa Lima. In: Die Kontrolle des Imaginären. Vernunft und Imagination in der Moderne. Frankfurt am Main, 349-361.
- : 1995: Suggestiveness or Interpretation: On the Vitality of Appearances. In: Reflecting Senses. Perception and Appearance in Literature, Culture, and the Arts. Berlin/New York, 15-32.
- Pfister, Gertrud, 1980 (Hg.): Frau und Sport. Frankfurt am Main.
- : 1997: Zur Geschichte des Körpers und seiner Kultur – Gymnastik und Turnen im gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß. In: Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.): Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim, 11-47.
- Plessner, Helmuth, 1982: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens [1941]. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hier: Bd. VII: Ausdruck und menschliche Natur. Hrsg. von Günter Dux/Odo Marquard/Elisabeth Ströker. Frankfurt am Main, 201-387.

- : 1985: Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft [1956]. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hier: Bd. X: Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie. Hrsg. von Günter Dux/Odo Marquard/Elisabeth Ströker. Frankfurt am Main, 147-166.
- Rabenstein, Rüdiger, 1991: Radsport und Gesellschaft. Ihre sozialgeschichtlichen Zusammenhänge in der Zeit von 1867 bis 1914. München/Zürich.
- Rademacher, Lars, 1998: Sport und Mediensport. Zur Inszenierung, Pragmatik und Semantik von Sportereignissen im Fernsehen. Siegen.
- Raschig, Barbara, 1997: Trivialmythos – 'Fußball' als literarisches Sujet. In: dies.: Die Prosa Ror Wolfs. Schreiben zwischen Moderne und Postmoderne [unveröffentlichte Magisterarbeit]. Siegen, 86-89.
- Reinisch, Leonhard (Hg.), 1961: Die Zeit ohne Eigenschaften. Eine Bilanz der zwanziger Jahre. Stuttgart.
- Richartz, Alfred, 1990: Sexualität – Körper – Öffentlichkeit. Formen und Umformungen des Sexuellen im Sport. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 4, Heft 3, 56-72.
- Rigauer, Bero, 1969: Sport und Arbeit. Soziologische Zusammenhänge und ideologische Implikationen. Frankfurt am Main.
- : 1982: Sportsoziologie. Grundlagen, Methoden, Analysen. Reinbek bei Hamburg.
- Riha, Karl, 1979: Sport im Fernsehen. Zur Dramaturgie von Sportsendungen. In: Muk 0.
- : 1982: Fünf Mal Fußball – Im Gedicht. Interpretationen zu Texten von Joachim Ringelnatz, Kurt Feltz, Günter Grass, Ror Wolf und Uwe Herms. In: MuK 16.
- : 1984: Fußball-Gedichte. In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 89, 239-250.
- : 1995: „woher ist das fahrrad? wohin wird das fahrrad werden?“ Anmerkungen zur Fahrrad-Literatur. In: Sekretariat für kulturelle Zusammenarbeit nichttheatertragender Städte und Gemeinden in NRW (Hg.): Gegenwind. Zur Geschichte des Radfahrens. Gütersloh, 91-98.
- Ritter, Gerhard A. (Hg.), 1979: Arbeiterkultur. Königstein/Ts.
- Rittner, Volker, 1989: Die Inszenierung von Gesundheit. Zur Veränderung der individuellen Selbstdarstellung in entwickelten Industriegesellschaften. In: Fischer, Nanda (Red.), 1989a: Heldenmythen und Körperqualen. dvs-Protokolle Nr. 37. Clausthal-Zellerfeld, 34-48.
- Ross, Werner, 1968: Vom Schwimmen in Seen und Flüssen. Lebensgefühl und Literatur zwischen Rousseau und Brecht. In: arcadia. Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft. Bd. 3, 262-291.
- Rossade, Werner, 1987: Sport und Kultur in der DDR. Sportpolitisches Konzept und weiter Kulturbegriff in Ideologie und Praxis der SED. München.
- Rothe, Wolfgang, 1981: Sport und Literatur in den zwanziger Jahren. Eine ideologiekritische Anmerkung. In: Stadion VII, 131-151.
- Salmony, George F., 1965: Sport in den 'Goldenen Zwanzigern'. Aus den Memoiren eines Amateur-Zuschauers. In: Schulz, Uwe (Hg.): Das grosse Spiel. Aspekte des Sports in unserer Zeit. Frankfurt am Main/Hamburg, 104-115.
- Salvisberg, Paul von (Hg.), 1897: Fahrradsport in Bild und Wort. München.
- Sarkowicz, Hans, 1996: Schneller. Höher. Weiter. Eine Geschichte des Sports. Frankfurt am Main/Leipzig.
- Schafrik, J., 1986: Zur Gestaltung einer engen Zusammenarbeit der örtlichen Räte mit den Betrieben, Genossenschaften und Einrichtungen im Territorium bei der Förderung von Körperkultur und Sport. In: Theorie und Praxis der Körperkultur 35, 259-265.
- Scharenberg, Swantje, 1998: Autorennen in den 'Roaring Twenties'. Rudolf Caracciola und ein innovatives Verständnis von Raum, Zeit und Wirtschaft. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 12, 29-47.

- Scheuerl, Hans (Hg.), 1991: Das Spiel. Hier: Bd. 2. Theorien des Spiels. 11., überarb. und erg. Auflage. Weinheim/Basel.
- Scheuermann, Silke, 1998: Wie gut boxt Othello? Junge Leichtgewichte im alten Ring: William Shakespeare kommt im Heidelberger Stadttheater schwer über die Runden. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 98, 28. April, 43.
- Schierz, Matthias, 1993: Sport als Kompensationsinstanz für Sinndefizite. In: Sportwissenschaft 23, 35-48.
- Schmid, Matthias, 1981: Vorfahrt für das Fahrrad. Für eine menschengerechtere Mobilität. Mit praktischen Anleitungen. Frankfurt am Main.
- Schmitz, Walter, 1979: ... hier ist Amerika oder nirgends: Die negative Erlösung in Marie-Luise Fleißers Roman „Eine Zierde für den Verein“. In: Text + Kritik [Themenheft: Marieluise Fleißer], Heft 64, 61-73.
- : 1984: Uwe Johnson. München.
- Schneider, Manfred, 1998: Leben und Sterben für den Verein – Krieg der Fußballfans. In: Der Deutschunterricht 50, Heft 2, 40-47.
- Schümer, Dirk, 1996: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Berlin.
- Schulz, Uwe (Hg.), 1965: Das grosse Spiel. Aspekte des Sports in unserer Zeit. Frankfurt am Main/Hamburg.
- Schulz, Walter, <sup>4</sup>1980: Philosophie in der veränderten Welt. Pfullingen.
- Schulze-Marmeling, Dietrich, 1992: Der gezähmte Fußball. Zur Geschichte eines subversiven Sports. Göttingen.
- Schwarz, Karl, 1965: Sport als Motiv der Weltliteratur – eine Bibliographie. In: Die Leibesübungen 14, Heft 9, 318-346.
- Seel, Martin, 1993: Die Zelebration des Unvermögens. Zur Ästhetik des Sports. In: Merkur 2, 91-100.
- Starobinski, Jean, 1991: Kleine Geschichte des Körpergefühls. Frankfurt am Main.
- Stefan, S. (Hg.), 1899: Hundert Jahre in Wort und Bild. Eine Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Berlin.
- Steinitzer, H., 1910: Sport und Kultur. Mit besonderer Berücksichtigung des Bergsports. München.
- Steinkamp, Egon, 1983: Was ist eigentlich Sport? Ein Konzept zu seinem Verständnis. Wuppertal.
- Steinmann, Siegfried, 1985: Sprache, Handlung, Wirklichkeit im deutschen Gegenwartsdrama. Studien zu Thomas Bernhard, Botho Strauß und Bodo Kirchoff. Frankfurt am Main/Bern/New York/Nancy.
- Stelter, Reinhard, 1996: Du bist wie dein Sport. Studien zur Entwicklung von Selbstkonzept und Identität. Schorndorf.
- Sutton-Smith, Brian, 1978: Die Dialektik des Spiels – Eine Theorie des Spielens, der Spiele und des Sports. Schorndorf.
- Teichler, Hans Joachim, 1985: Eine Literatur-Zusammenstellung zum Thema „Arbeitssport – Körperkultur – Arbeiterkultur.“ In: Sportwissenschaft 15, 83-94.
- : 1991: Internationale Sportpolitik im Dritten Reich. Schorndorf.
- : 1997: Sport unter der Herrschaft der Ideologie – Sport im Nationalsozialismus. In: Diekmann, Irene/Teichler, Joachim H. (Hgg.), 1997: Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert. Bodenheim, 98-118.
- Thiele, Monika, 1997: Zeichen in der Sportarchitektur. In: Zeitschrift für Semiotik 19, Heft 4, 421-434.
- Tichy, Frank, 1995: Friedrich Torberg. Ein Leben in Widersprüchen. Salzburg/Wien.

- Töteberg, Michael, 1979: Spiegelung einer Bohemien-Existenz und Sportroman. Zeitliterarische Bezüge zum Prosawerk Marieluise Fleißers. In: Text + Kritik [Themenheft: Marieluise Fleißer]. Heft 64, 54-60.
- Ueding, Gert, 1990: „Mein Spiel – mein Leben“. Sportlerautobiographien von Max Schmeling bis Franz Beckenbauer. In: Grupe, Ommo (Hg.): Kulturgut oder Körperkult? Sport und Sportwissenschaft im Wandel. Tübingen, 131-153.
- Wagener, Hans, 1985: 'Brot und Spiele'. In: ders.: Siegfried Lenz. 4., erweiterte Auflage. München, 31-41.
- Wagner, Helmut, 1973: Sport und Arbeitersport. Köln.
- Wedemeyer, Bernd, 1996: Starke Männer, starke Frauen: Eine Kulturgeschichte des Bodybuildings. München.
- Weis, Kurt, 1995: Sport und Religion. Sport als soziale Institution im Dreieck zwischen Zivilreligion und körperlich erlebter Religion. In: Winkler, Joachim/Weis, Kurt (Hgg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen, 127-150.
- Welsch, Wolfgang (Hg.), <sup>4</sup>1993: Unsere postmoderne Moderne. Berlin.
- Wheeler, Robert F., 1979: Organisierter Sport und organisierte Arbeit. Die Arbeitersportbewegung. In: Ritter, Gerhard A. (Hg.): Arbeiterkultur. Königstein/Ts., 58-73.
- Wiegand, J., 1997: Radfahren und Gesundheit um 1900. Frankfurt am Main.
- Witt, Günter, 1962: Die sozialistische Kulturrevolution und einige Probleme des Zusammenhangs zwischen Kunst und Sport. In: Theorie und Praxis der Körperkultur, Heft 11, 955-966.
- : 1969: Die neue Wegstrecke für das Zusammenwirken von Kunst und Sport. In: Theorie und Praxis der Körperkultur, Heft 2, 112-122.
- : 1982: Ästhetik des Sports. Versuch einer Bestandsaufnahme und Grundlegung. Berlin.
- : 1996: Das merkwürdige Verhältnis des Bertolt Brechts zum Sport. In: Der junge Brecht. Aspekte seines Denkens und Schaffens. Hrsg. von Helmut Gier/Jürgen Hillesheim. Würzburg, 200-225.